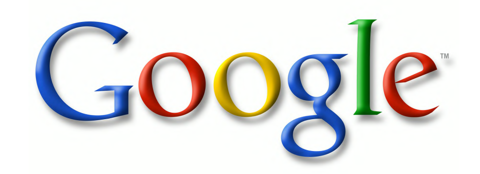
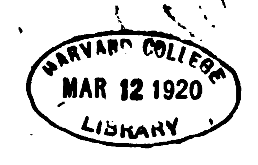




WIDENER LIBRARY
HX CRV6 /

Danner's Leihbibliothek.


HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

№ 40. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe 2c. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus dem Roman

„Napoleon in Deutschland“

von

Louise Mühlbach.

(VII. Capitel des ersten Bandes.)

Die Hochzeit.

Im Hause des reichen Banquier Itzig fand heute ein seltenes Fest statt, ein Fest, das seit einigen Tagen ganz Berlin von sich reden machte, und von dem das Volk auf der Gasse sowohl, als die vornehmen Leute in den Salons sich erzählten. — Der Banquier Itzig verheirathete heute an Einem Tage drei seiner schönen jungen Töchter, und der reiche, prachtliebende und wohlthätige Mann hatte Alles dazu gethan, diesen Festtag seines Hauses würdig und glänzend zu begehen. Er hatte für seine Töchter seit Monaten bei allen Gewerbetreibenden und Handwerksleuten Berlins arbeiten lassen, indem er laut erklärte, daß seine Töchter nur die Erzeugnisse deutscher Industrie und die Arbeiten deutscher Handwerker tragen sollten, und daß kein Stück ihrer Aussteuer aus Frankreich entlehnt werden dürfe. Alle die prächtigen Brocate, Sammete und Damaste zu den Kleidern und Meubles waren daher in Berliner Fabriken gewirkt worden, das herrliche Leinenzeug war aus Schlesien verschrieben, und eine Schaar von Näherinnen und Stickerinnen hatte es zu allen nothwendigen Gegenständen der Toilette auf das Geschickteste und Kunstvollste verarbeitet. Auch das Silberzeug und das kostbare Goldgeschmeide war von Berliner Juwelieren angefertigt worden, und das reiche, kunstvoll gemalte Tafelservice war aus der Königlichen Porzellanfabrik hervorgegangen. Diese glänzenden drei Aussteuern waren daher gewissermaßen ein Triumph der vaterländischen Kunst und Industrie und dadurch gewannen sie eine allgemeine Bedeutung. Herr Itzig hatte daher nach langem Widerstreben den lebhaften Bitten und Vorstellungen seiner Freunde nachgegeben und hatte zu den Zimmern und Sälen seines Hauses, in denen die Aussteuer seiner Töchter ausgelegt war, Jedermann freien Zutritt gestattet, wie dies bei den Aussteuern der Prinzessinen des Königlichen Hauses zu geschehen pflegt. Nur hatte er, um sich vor der Beschuldigung hochmüthiger Prahlerei zu wahren, diese Ausstellung zu einer gemeinnützigen gemacht. Ueber dem Eingang seiner Säle hatte er eine Tafel angebracht mit der Inschrift: „Ausstellung von Erzeugnissen vaterländischer Industrie,“ außerdem mußte Jedermann beim Eintritt für einige Groschen eine Karte lösen, und der Betrag dieser Karten war für die Armen bestimmt.

Jedermann beeilte sich daher, nach dem Hause des Banquier Itzig zu gehen, um die „Erzeugnisse vaterländischer Industrie“ zu bewundern. Selbst die Königin war mit einer ihrer Hofdamen gekommen, sich diese Herrlichkeiten anzuschauen, und indem sie die Pracht dieser Sammete und Seidenstoffe, die kunstvolle Fassung dieser Brillanten bewunderte, hatte sie freudig ausgerufen: „wie glücklich bin ich, zu sehen, daß Deutschland wirklich ganz und gar Frankreich entbehren und selbst allen seinen Bedürfnissen genügen kann!“

Vielleicht hatte die Königin diese Worte ganz harmlos und unbefangen gemeint, aber das Publikum gab ihnen Tendenz und Colorit, und die Zeitungen, die öffentliche Stimme des Publikums, konnten nicht müde werden, diese Königlichen Worte zu preisen und die Berliner zum fleißigen Besuch der „vaterländischen Ausstellung“ zu ermahnen. Die Neugierde beeiferte außerdem den Antheil der Frauen, die politische Gesinnung ließ die Männer hingehen. Als man aber erfuhr, daß die Gesandtschaft der französischen Republik diesen Eifer der Berliner, die „Ausstellung vaterländischer Industrie“ zu sehen, gar übel vermerkt, daß sogar der französische Gesandte es gewagt habe, sich an der Königlichen Tafel laut und bitter über die Worte der Königin, die sie in der Ausstellung des Herrn Itzig gesprochen, zu beklagen, da war die Entrüstung allgemein und machte jetzt den Besuch der Ausstellung zu einer Art nationaler Demonstration gegen die übermüthigen Franzosen. Ganze Schaaren von Beschauern eilten jetzt zu dem Hause des Herrn Itzig, und übermüthige junge Leute machten sich alsdann das Vergnügen, truppweise auf der Straße, in welcher der französische Gesandte wohnte, und gerade vor dessen Hotel stehen zu bleiben, um laut und in französischer Sprache sich über die Herrlichkeiten der Ausstellung des Herrn Itzig zu unterhalten und den edlen Patrioten zu preisen, der es verschmähe, sich vom Ausland zu holen, was er im Inland eben so schön, wenn nicht schöner sich beschaffen könne.

Dieser Erfolg seiner Ausstellung ging indeß weit über die Wünsche des Banquiers hinaus, und er war froh, als endlich die zur Ausstellung bestimmten Tage verflossen und er seine Säle den neugierigen Beschauern schließen konnte.

Aber am heutigen Tage sollten sich diese Säle den eingeladenen Gästen öffnen, denn heute, wie gesagt, wollte der Banquier Itzig drei seiner schönen Töchter auf Einmal verheirathen, und das ganze Haus war in Bewegung, um diesen Freudentag würdig zu begehen.

Während die Lakaien und Diener in den Sälen beschäftigt waren, um sie mit Hülfe von geschickten Decorateuren prachtvoll auszuschmücken, während in Küche und Keller hundert geschäftige Hände die Speisen und Pasteten für das solenne Mittagsmahl vorbereiteten, während Herr Itzig mit seiner Gemahlin die letzten Anordnungen zu dem Fest verabredete, saßen die drei Bräute in traulicher Unterredung in ihrem gemeinschaftlichen Wohnzimmer. Alle drei waren sie jung; die älteste von ihnen hatte kaum das zwei und zwanzigste Jahr erreicht. Alle drei waren sie schön, von dieser energischen, imposanten Schönheit, wie sie den Orientalinnen eigen ist, von dieser Schönheit mit den flammenden, schwarzen Augen, dem glänzend schwarzen Haar, dem glühenden, dunklen Colorit, den schlanken, üppigen Formen. Alle drei waren sie in vollster Parure, an den entblößten vollen Armen und Busen funkelnd von Brillanten und Goldgeschmeide, die kräftigen hohen Gestalten umhüllt von weißen Atlasgewändern, über welche kostbare Spitzenroben niederflossen. Wer sie so gesehen in dieser Fülle von Schönheit, Anmuth und Jugend, in dieser Pracht der Umgebung, das glänzende Haar geschmückt mit den blühenden Myrtenkronen, der hätte meinen sollen, drei von dem Schicksal Begünstigte zu sehen, welche noch keine Sorge, keine Schmerzen gekannt, und über deren Haupt das Glück als ewiger Sonnenschein gestrahlt.

Vielleicht war dem auch so, vielleicht waren es nur die hohen, vollen Myrtenkränze, welche einen Schatten über die Angesichter der Bräute warfen, nicht ihre geheimen Gedanken, ihre verschwiegenen Wünsche.

Sie hatten eine Zeitlang lebhaft mit einander gesprochen, jetzt waren sie still geworden und blickten alle drei sinnend zur Erde nieder. Endlich hob die Eine von ihnen langsam ihre glühenden schwarzen Augen empor und heftete sie mit einem scharfen, durchdringenden Blick auf ihre Schwestern. Sie fühlten diesen scharfen Blick und hoben auch Beide zu gleicher Zeit ihre Augen empor.

Was siehst Du uns so scharf und prüfend an, Fanny? fragten Beide.

Ich möchte sehen, ob ich auf Euren Stirnen ein wenig Wahrheit lesen kann, sagte Fanny, oder ob die Brillanten und Myrten Alles überdecken. Kinder, was meint Ihr, laßt uns doch einen Moment das funkelnde Lügengewand, mit dem wir uns vor aller Welt schmücken, ein wenig abstreifen, und im Naturzustande der Wahrheit uns gegenüberstehen. Wir haben einander immerfort belogen. Jede hat zu der Andern gesagt: „Ich bin glücklich! Ich beneide Dich nicht, denn ich bin ebenso glücklich, wie Du!“ Aber was meint Ihr, wenn wir jetzt einmal den Mund aufthäten und ließen die Wahrheit unseres Herzens ausströmen? Wär's nicht originell und neu? Wär's nicht ein köstliches Mittel, um diese halbe Stunde hinzubringen, bis unsere Verlobten kommen, uns abzuholen zur Trauung? Seht, es ist heute das letzte Mal, daß wir so zusammen sind, das letzte Mal, daß wir uns nennen mit dem Namen unseres Va-

ters, laßt uns also ein einziges und letztes Mal offen zu einander reden. Wollen wir's?

Ja, wir wollen's, riefen die beiden Schwestern. Aber wovon wollen wir denn die Wahrheit sagen?

Von unseren Herzen, sagte Fanny ernst. Du, Esther, Du bist die Aelteste, Du mußt anfangen. Sag' uns also, liebst Du Deinen Bräutigam, den Herrn Geheimen Commerzienrath Ephraim?

Esther sah sie fast erstaunt an. Ich ihn lieben? fragte sie. Ja, mein Gott, wie sollte ich denn dazu kommen, ihn zu lieben? Ich kenne ihn ja kaum. Der Vater hat ihn mir ausgewählt, es ist eine glänzende Partie, ich bleibe in Berlin, werde Geheimräthin, gebe glänzende Gesellschaften und ärgere durch meine Pracht diese Damen der sogenannten Haute volée, welche sich zuweilen erlaubt haben, auf die „Jüdinnen" naserümpfend herniederzuschauen. Ob ich Ephraim lieben kann, das weiß ich nicht, aber wir werden ein gutes, glänzendes Haus machen, und da wir auserlesene Diners geben werden, kann es uns an der vornehmsten und ausgesuchtesten Gesellschaft nicht fehlen. Das sind meine Aussichten in die Zukunft, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß ich damit zufrieden bin, so weiß ich doch, daß die Andern mich beneiden werden, und das ist immerhin schon Etwas.

Erstes Bekenntniß! sagte Fanny lächelnd. Jetzt ist an Dir die Reihe, Lydia. Nun sage uns, wie steht es mit Dir? Liebst Du den Herrn Baron von Eskeles, Deinen zukünftigen Gemahl?

Lydia blickte traurig und schweigend zu ihr hinüber. Frage mich nicht, sagte sie, denn Ihr Beide wißt, daß ich ihn nicht liebe. Ich hatte einst einen schönen Traum. Da sah ich mich als geliebtes Weib an der Seite eines jungen Mannes, den ich liebte und der mich wieder liebte. Er war Künstler, und wenn er vor seiner Staffelei saß, fühlte er, daß er reich und glücklich sei auch ohne Geld, denn er hatte sein Genie und seine Kunst. Wenn ich seine Gemälde anschaute und ihn selber, den schönen, begeisterten Künstler, dann schien es mir, es gäbe auf Erden nur Ein Glück und Einen Reichthum, diesem Manne anzugehören, ihn zu lieben, ihm zu dienen und, wenn es sein müßte, mit ihm zu hungern und zu darben. Es war ein Traum, und unser Vater weckte mich daraus, indem er sagte, daß ich Braut sei des Barons von Eskeles, daß er schon mit dem Vater des Bräutigams Handels einig geworden, und daß in vierzehn Tagen meine Hochzeit sein solle.

Arme Lydia, murmelten die Schwestern leise vor sich hin.

Eine Pause trat ein. Nun? fragte Esther dann, und Du, Fanny? Du fragst uns aus, und Du selber schweigst? Wie steht es mit Dir, mein Kind? Liebst Du etwa Deinen Verlobten, den Herrn Baron von Arnstein, den Compagnon Deines Schwagers Eskeles? Wie? Du schweigst? Hast Du uns nichts zu sagen?

Ich habe Euch zu sagen, daß wir alle Drei unglücklich und beklagenswerth sind, sagte Fanny leidenschaftlich. Unglücklich und beklagenswerth, trotz unsres Reichthums, unserer Brillanten und unserer glänzenden Zukunft! Man hat uns verkauft wie eine Waare, Niemand hat danach gefragt, daß diese Waare zufällig ein Herz hat, sondern Jeder hat nur überlegt, wie viel Gewinn er von ihr haben wird! Oh, meine Schwestern, es geht uns, den reichen Jüdinnen, wie den armen Prinzessinnen, man verschachert uns an den Meistbietenden. Und wir haben keinen Willen, keine Kraft und Selbstständigkeit, uns diesem unwürdigen Menschenhandel zu entziehen! Wir beugen unser Haupt und gehorchen, und statt mit Liebe und Glück, füllen wir unser Herz mit Eitelkeit, mit Prunksucht und Hochmuth, und darben doch in der Fülle unsers Reichthums.

Ja, wir darben, seufzte Lydia, und wir dürfen es nicht einmal sagen und klagen! Verdammt zur ewigen Lüge, müssen wir ein Glück heucheln, das wir nicht empfinden, müssen Liebe lügen, die wir nicht fühlen!

Ich werde das nicht thun, rief Fanny stolz. Es ist genug, wenn ich mich dem Zwang füge und mein Haupt beuge, aber ich werde mich nicht bis zur Lüge demüthigen.

Wie, Du wolltest also Deinem Gemahl sagen, daß Du ihn nicht liebst? fragten die Schwestern.

Ich werde es nicht meinem Gemahl sagen, sondern meinem Bräutigam, sobald er kommt!

Aber wenn er keine Frau heirathen will, die ihn nicht liebt?

Dann ist Er es, welcher zurücktritt, nicht Ich, und unser Vater hat mir keine Vorwürfe zu machen. Hört Ihr nicht Schritte im Corridor? Das ist mein Bräutigam. Ich habe ihn gebeten, eine Viertelstunde vor der festgesetzten Zeit hierher zu kommen, weil ich ihn zu sprechen wünschte. Er kommt! Nun bitte ich Euch, geht in den Salon und erwartet mich dort. Vielleicht komme ich allein, dann bin ich frei, vielleicht kommt Arnstein mit mir, dann hat er die Zukunft angenommen, wie ich sie ihm biete. Lebt wohl, meine Schwestern, und Gott schütze uns alle!

Gott schütze Dich! sagte Lydia, ihre Schwester zärtlich umarmend. Du bist eine muthige und starke Seele, und ich wollte, ich könnte Dir gleichen!

Was würde es Dir helfen, Lydia? fragte Fanny mit scharfer Betonung. Was hilft uns aller Muth und alle Kraft, wir müssen doch dulden, doch uns unterwerfen! Er kommt!

Sie drängte die Schwestern nach der Thür des Salons hin und ging dann ihrem Verlobten entgegen, der eben in die Thür trat.

Herr von Arnstein, sagte Fanny, ihm die Hand darreichend, ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung so pünktlich gefolgt sind.

Ein Geschäftsmann ist immer pünktlich, sagte der junge Baron, sich leicht verneigend.

Ah, und Sie betrachten dies auch als ein Geschäft? fragte Fanny rasch.

Ja, aber als ein Geschäft der edelsten und seltensten Art. Eine Conferenz mit einer schönen, reizenden Dame, das ist mehr werth, als eine Conferenz mit dem reichsten Geschäftsfreund, und wenn man auch hundert Procent dabei verdienen könnte!

Ah, ich glaube, daß Sie mir da eine Schmeichelei sagen wollten? fragte Fanny, mit ihren großen, funkelnden Augen die kleine, schmächtige Gestalt, das bleiche Angesicht des Barons prüfend betrachtend.

Er verneigte sich mit einem sanften Lächeln, aber er hob nicht das Auge zu ihr empor. Fanny sah, daß seine Stirn von einem trüben Schatten umdüstert war.

Herr Baron, sagte sie, ich habe Sie gebeten, hierher zu kommen, weil ich nicht zum Altar gehen will mit einer Lüge im Herzen. Ich will weder Gott, noch Sie betrügen, und darum sage ich Ihnen jetzt frei und offen: ich liebe Sie nicht, Herr Baron, und nur der Wille meines Vaters giebt Ihnen meine Hand!

Kein Zug in dem Antlitz des jungen Barons veränderte sich, er schien weder überrascht, noch beleidigt zu sein. Lieben Sie einen Andern? fragte er gelassen.

Nein, ich liebe Niemand, rief Fanny.

Ah, dann sind Sie beneidenswerth, sagte er düster. Es ist viel leichter, mit einem kalten Herzen in die Ehe zu treten, als mit einem gebrochenen, denn das kalte Herz kann sich erwärmen, das gebrochene nicht.

Fanny's glänzende Augen ruhten unverwandt auf seinen Zügen. Herr von Arnstein, rief sie jetzt rasch und heftig, Sie lieben mich ebenso wenig, als ich Sie liebe!

Er zwang sich zu einem Lächeln. Wer könnte Sie sehen, Sie, die stolze, herrliche Erscheinung, und nicht entzückt von Ihnen sein! rief er emphatisch.

Keine leeren Schmeicheleien, ich bitte Sie, sagte Fanny ungeduldig. Oh, sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr, nicht wahr, Sie lieben mich nicht!

Ich habe Sie zu spät gesehen, sagte er seufzend. Hätte ich Sie früher gekannt, würde ich Sie grenzenlos geliebt haben!

Jetzt aber kam ich zu spät und Sie liebten bereits eine Andere? fragte sie hastig.

Ja, ich liebe eine Andere, sagte er ernst und feierlich. Da Sie mich fragen, bin ich Ihnen die Wahrheit schuldig. Ich liebe eine Andere!

Und dennoch, rief sie zürnend, dennoch wollen Sie mich heirathen?

Und Sie? fragte er sanft. Lieben Sie mich denn?

Aber ich sagte Ihnen ja, mein Herz ist frei, ich liebe Niemand, während Sie — Warum heirathen Sie nicht Diejenige, welche Sie lieben?

Weil ich nicht darf und auch nicht kann!

Warum dürfen Sie nicht?

Weil mein Vater es nicht will! Er ist der Chef unsers Hauses und unserer Familie. Er hat zu gebieten und wir zu gehorchen. Er will es nicht, denn das Mädchen, welches ich liebe, ist arm. Sie würde unserm Hause keine neuen Capitalien zuführen.

Oh, ewig, ewig dieser kalte Mammon, dieser Götze, dem man unsere Herzen als Opfer vorwirft! rief Fanny schmerzlich. Um Geld verkaufen wir unsere Jugend, unser Glück und unsere Liebe.

Ich habe meine Liebe nicht verkauft, ich habe sie geopfert, sagte Herr von Arnstein ernst, ich habe sie den Interessen unseres Handelshauses und unserer Firma geopfert. Aber indem ich Sie so schön, so voll edlen Zorns vor mir stehen sehe, fühle ich schon, daß ich nicht mehr zu beklagen bin, denn ich werde das edelste und schönste Weib in ganz Wien besitzen.

Sie wollen mich also heirathen? Sie wollen nicht zurücktreten, obwohl Ihr Herz einer Andern gehört, und obwohl Sie wissen, daß ich Sie nicht liebe?

Meine schöne Braut, täuschen wir uns doch nicht, sagte er lächelnd, es ist nicht eine Ehe, sondern ein Associé-Geschäft, das wir im Begriff sind, auf den Wunsch unserer Väter mit einander abzuschließen. Man hat dabei nicht an die Herzen, sondern an die Capitalien gedacht; die Häuser Itzig, Arnstein und Eskeles werden herrlicher aufblühen; ob die Menschen, die zu diesen Häusern gehören, dabei verwelken, das gilt gleich. Nehmen wir unser Geschick an, meine Liebe, denn entgehen können wir ihm doch nicht! Was hülfe es Ihnen, wenn ich zurückträte? Ihr Vater würde Ihnen einen andern, vielleicht noch reichern Mann auswählen, vielleicht in Polen, in Rußland, was weiß ich's, und Sie könnten mit den Schätzen Ihrer Schönheit und Ihres Geistes in irgend einem kleinen Weltwinkel verschüttet werden, während ich Sie doch nach Wien auf das Theater der Welt, auf eine Bühne führe, wo es Ihnen wenigstens an Triumphen und Huldigungen nicht fehlen wird. Und ich? Warum sollte ich ein so blöder Thor sein, Ihnen zu entsagen, Ihnen, welche mir weit mehr bringen wird, als ich verdiene, Ihre Schönheit, Ihren Geist und Ihre Güte. Ah, ich werde zu beneiden sein, denn es wird in ganz Wien keine Frau sein, die mit Ihnen rivalisiren könnte. Da ich Diejenige, welche ich liebe, nicht besitzen kann, so habe ich Gott zu danken, daß Sie es sind, welche mein Vater für mich gewählt. Sie allein sind dabei zu beklagen, Fanny, denn ich habe Ihnen keinen Ersatz zu bieten für das Opfer, das Sie

mir bringen. Ich bin Ihrer nicht werth. Sie stehen über mir an Schönheit, an Geist, an Bildung. Ich bin ein Geschäftsmann, weiter nichts! Aber ich habe Ihnen doch etwas zu bieten, Reichthum, Glanz und einen Namen, der selbst am Kaiserhof einen guten Klang hat. Lassen Sie also mich Ihnen als Freund rathen, nehmen Sie meine Hand an, es ist die Hand eines Freundes, der durch sein ganzes Leben bemüht sein wird, Sie dafür zu entschädigen, daß er Ihnen nicht das Glück und die Liebe geben konnte.

Er reichte ihr mit einem offenen, herzlichen Ausdruck seine Hand dar, und das junge Mädchen legte langsam ihre Hand in die seine.

Es sei, sagte sie feierlich, ich nehme Ihre Hand an, und ich bin bereit, Ihnen zu folgen. Wir werden kein glückliches Liebespaar, aber wir werden zwei gute und aufrichtige Freunde sein.

Mehr verlange ich nicht, sagte Arnstein sanft. Nie werde ich Sie mit Ansprüchen und Forderungen belästigen, die Ihr Zartgefühl und Ihr Herz verletzen könnten, nie werde ich mehr von Ihnen fordern, als was ich mir hoffentlich verdienen kann: Ihre Achtung und Ihr Vertrauen. Ich werde niemals die aufgeblasenen Prätensionen eines Gemahls haben, der von seiner Gemahlin die Liebe und Treue fordert, die er doch selber ihr zu bieten nicht vermag. Wir werden vor der Welt vermählt sein, weiter nichts, aber im Innern Ihres Hauses, da werden Sie die Freiheit, die Unabhängigkeit finden, da werden Sie jede Ihrer Launen, Ihrer Wünsche befriedigen können, da wird Jeder sich vor Ihnen beugen und Ihnen gehorchen. Ich zuerst und vor allen Dingen! Sie sollen der Glanz, der Stolz und die Freude meines Hauses sein und ihm eine glänzende Stellung in der Gesellschaft verleihen. Wir wollen ein fürstliches Haus machen, und Sie sollen als Fürstin darin herrschen. Sind Sie damit zufrieden? Nehmen Sie meinen Vorschlag an?

Ich nehme ihn an, rief Fanny mit leuchtenden Augen, und ich schwöre Ihnen, es soll in ganz Wien kein zweites Haus geben, das dem unsern gleicht. Wir wollen es zu einem Mittelpunkt der edelsten und besten Gesellschaft machen, und inmitten dieser Gesellschaft, in welcher Alles sich vereinen soll, was es an Rang, Schönheit, Geist und Bedeutsamkeit giebt, wollen wir vergessen, daß wir Beide ohne Glück und ohne Liebe an einander gekettet sind.

Aber ein Tag wird kommen, an welchem Sie die Liebe kennen lernen werden, sagte Arnstein. Schwören Sie mir, daß Sie mich an diesem Tage nicht verwünschen wollen, weil ich alsdann zwischen Ihnen und Ihrer Liebe stehe. Schwören Sie mir, daß Sie mich immer als Ihren Freund betrachten, als solchem mir vertrauen und es mir sagen wollen, wenn für Sie diese unselige, selige Stunde gekomm[illegible] Ihr Herz spricht!

Ich schwöre es Ihnen, sagte Fann[illegible] Es soll immer Wahrheit zwischen uns sein, dadurch können wir uns wenigstens vor dem Unglück bewahren, wenn es auch nicht in unsere Macht gegeben ist, uns das Glück zu erobern! Und jetzt, mein Freund, kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns in den Salon gehen, wo man uns erwartet. Jetzt beklage und beweine ich den heutigen Tag nicht mehr, denn ich habe ihm einen Bruder, einen Freund zu verdanken! Kommen Sie!

Sie legte ihren Arm in den seinen und folgte ihm in den Salon. Ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen, als die Thür desselben sich öffnete und sie eintraten; mit einem Ausdruck stiller Zufriedenheit schaute sie hinüber zu ihren beiden Schwestern, die an der Seite ihrer Verlobten standen und sie mit zitternder Ungeduld erwartet hatten.

Keine Hoffnung mehr, murmelte Lydia leise, auch sie nimmt ihr Schicksal an und unterwirft sich.

Sie macht es wie ich, dachte Esther, sie tröstet sich mit dem Reichthum und einer glänzenden Stellung in der Welt. Es giebt auch keinen bessern und schönern Trost, als diesen!

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und der Rabbiner in seinem schwarzen Talar, mit dem Käppel auf dem Haupt, erschien auf der Schwelle, gefolgt von dem Vorsänger und den Tempeldienern. Eine feierliche Stille trat ein und betend neigten sich alle Häupter, während der Rabbiner durch den Saal ging, die Eltern der Bräute zu begrüßen.

Mariane Meyer.

Niemand achtete in diesem Moment der Andacht auf diese zweite Erscheinung, welche sich da drüben auf der Schwelle zeigte. Es war eine stolze, hohe Frauengestalt von wunderbarer Schönheit. Ihr schwarzes Haar, ihre glühenden Augen, die feingebogene Nase, der ganze Schnitt des Gesichtes gaben ihr eine Aehnlichkeit mit der schönen Fanny Itzig und verriethen, daß auch sie diesem Volk angehöre, welches, überall in der Welt verstreut und umhergetrieben, sich doch überall seinen Typus und seine Gewohnheiten in unerschütterlicher Treue bewahrt hat. Und doch, wenn man diese Fremde näher betrachtete, glich sie weder Fanny, noch irgend einer ihrer Schwestern. Es war eine Schönheit ganz für sich, anziehend und abstoßend zugleicher Zeit. Eine hohe, königliche Gestalt, umflossen von einem purpurrothen Sammetgewand, das unter dem Busen von einem breiten goldenen Gürtel zusammengehalten war. Ihre Schul-

tern von wunderbarer Weiße und edelster Fülle waren entblößt, der kurze Hermelinmantel war von ihnen niedergeglitten, und hing lose und leicht über ihren Nacken nieder, festgehalten von ihren köstlichen, vollen Armen, an denen die prachtvollsten Bracelets von Brillanten blitzten. Ihr schwarzes Haar fiel in langen, schweren Locken von beiden Seiten ihrer, durchsichtig bleichen Wangen nieder und war hinterwärts in einen griechischen Knoten zusammengefaßt, der mit brillantenen Nadeln befestigt war. Ueber ihrer hohen, gedankenvollen und edlen Stirn erhob sich ein Diadem von Brillanten, die im herrlichsten Feuer glänzten und funkelten.

Stolz und herrlich wie eine Königin war sie anzuschauen, und auch ihr Blick, der jetzt langsam und suchend durch den Saal schweifte, hatte etwas Hoheitsvolles, Gebietendes und Kaltes.

Sagen Sie mir, flüsterte Herr von Arnstein, sich zu seiner Braut hinneigend, sagen Sie mir, wer ist diese prachtvolle Dame, welche da in der Thür steht?

Oh, rief Fanny freudig überrascht, sie ist also doch gekommen! Wir wagten kaum noch auf sie zu hoffen. Das ist Mariane Meyer.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Wenig Takt zeigt die Redaction des Cotta'schen Morgenblattes. In Nummer 37 steht eine Correspondenz aus Wien, wo der Berichterstatter auch des gefangenen Räuberhauptmanns Rozsa Sandor erwähnt, welcher, wie es heißt, der Regierung das Gesuch gestellt habe, ihn durchs Reich zu führen und für Geld sehen zu lassen. Hieran knüpft nun der Correspondent die hämische Bemerkung: „Er (Sandor) würde in Wien noch mehr einnehmen, als der irische Riese Murphy, der bairische Barde Bacherl, der Dresdener Comödiant Dawison."

Mit dem Wiener Notizler, so sich dieses Ausdrucks bedient, wollen wir nicht rechten; wohl aber mit der Redaction des Morgenblattes, die doch überall den ästhetisch Feinen spielen will und doch sonst die Worte auf die Goldwage zu legen gewohnt ist. — Dawison ist einer der ersten Bühnenkünstler der Jetztzeit, und sein Ruf ein fest begründeter, wie dies seit Jahren das Morgenblatt in vielfachen Berichten aus Dresden und andern Hauptstädten Deutschlands der Lesewelt zu verkünden gesucht hat. Jetzt aber, nach den ihm gespendeten Lobpreisungen, so plötzlich den Spieß umzukehren, den früher Gefeierten so über Nacht und ohne alles Motiv einen Comödianten zu nennen, ihn mit herumziehende Jahrmarktsgesindel, mit einem Räuberhauptmann in Verbindung zu bringen, das ist eine Tactlosigkeit sondergleichen, und eine Redaction, die so Etwas in einem Berichte stehen läßt, verdient einen Wischer, der im Redactionslocal des Freiherrn von Cotta zu steter Warnung blinder Redacteure in Spiritus aufbewahrt werden sollte.

Das todte Meer. Ich näherte mich, schreibt ein Tourist, diesem Gewässer des Todes; es erstreckte sich tief in die südliche Wüste und vor mir wie ringsum, so weit das Auge reichen konnte, thürmten sich kahle Hügel übereinander, blaßgelb und nackt, die für immer das todte und verdammte Gomorrah in seinem Grabe vermauert haben. Keine Mücke durchsummte die Luft, es herrschte vielmehr ein tiefes Schweigen, kein Gras wuchs aus der Erde, kein Halm ragte aus dem öden Sande empor; doch gleichsam zum Hohn alles Lebendigen sah man einige Bäume, die ehemals des Jordan Fluth herabgeführt und die nun, grotesk an das verpehmte Land gepflanzt, ihre düstern, skelettartigen Arme ausstrecken, versengt und geschwärzt durch die Gluth seit langen, lautlosen Jahren. Ich badete im todten Meer. Der Boden unterm Wasser senkte sich so allmählig ab, daß ich wohl eine halbe Viertelstunde weit durch's Wasser gehen mußte, bevor ich hinreichende Tiefe fand. Als ich endlich im Stande war, einen Versuch mit Tauchen zu machen, berührte das Salzwasser meine Augen so schmerzlich, daß ich, zumal da ich ohnehin durch Hunger ermattet war, auf einige Augenblicke schwindelig und ohnmächtig wurde; doch erholte ich mich bald wieder. Ich wußte schon, daß es unmöglich sei, in diesem leichttragenden Wasser unterzusinken, doch überraschte mich die Entdeckung, daß ich nicht in meiner gewohnten Weise schwimmen konnte. Mit Beinen und Armen gerieth ich bei der Bewegung so hoch und trocken aus dem See empor, daß mein Rudern nichts fruchtete, und ich fand, daß ich nur gegen die dünne Luft schlug, statt gegen die dichte Fluth, auf welcher ich schwamm. Das Wasser ist vollkommen hell und klar; sein Geschmack ist abscheulich. Nachdem ich mit meinen Schwimm- und Tauchversuchen fertig war,

begab ich mich langsam wieder zum Strande und ehe ich mich anzukleiden begann, fand ich, daß die Sonne bereits das an mir hangende Wasser aufgesogen hatte, und daß meine Haut nun dick mit einer Salzkruste überzogen war.

Sonderbare Ehren. „Jedermann hat sein Vergnügen" lautet der Refrain in einer Liederposse, denn die Denkweisen sind verschiedener Art. So schreibt das Volk von Celebes seinen Königen die Kraft zu, Wunden zu heilen. Wären es die Wunden des Herzens, die so oft dem Volke geschlagen werden, dann möchte die Sache hingehen. Aber nun kommen die Häuser jener Könige, diese tragen am Gipfel als Zierrath einen Ochsenkopf und ein Ochsenhorn. Niemand anders darf sich bei Todesstrafe eine solche Ehre anmaßen. — Die Häuser der Großen unterscheiden sich durch zwei große Bambus, die an jeder Seite mit großen Klammern befestigt sind. Die Könige lassen sich nur von Weibern bedienen, welcher Geschmack auch auf den Philippinen vorherrscht.

Der Liebhaber, wie er sein soll. Im Bahnhof zu Baden langte neulich im schnellsten Laufe ein Extrazug von Zürich an. Die Beamten fuhren zusammen, denn ohne Zweifel mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein, etwas ganz Außerordentliches. Man höre! — Eine von Zürich mit dem gewöhnlichen Zuge abgereiste Dame, deren Anbeter einige Minuten zu spät im Bahnhof eintraf, wurde von demselben per Extrazug eingeholt, ihr — ein Bouquet zu überreichen. Nach Empfang desselben reiste die Dame höchst vergnügt weiter, und der „feine Wilhelm", der Galanthomme erster Sorte, der Liebhaber wie er sein soll, kutschirte wieder zurück.

Zwei Riesenwerke sind abermals in England zu Ende gediehen. Erstens: der neue Landungsplatz in Liverpool, der das Sümmchen von 150,000 Pfd. Sterl. gekostet hat. Zweitens: die neue Hälfte der Brücke, welche Cornwall mit Plymouth, Bristol und London in directe Eisenbahnverbindung setzen wird. Diese Röhrenbrücke, deren eine vollendete Hälfte 22,000 Centner wiegt, wird 102½ Fuß hoch über das Meer hinweggehen und die größten Segelschiffe unter sich wegfahren lassen.

Neue Erfindung. Der Ingenieur Glujet zu Turin will einen Apparat erfunden haben, durch dessen Anwendung der Locomotivführer in Stand gesetzt werden soll, den im vollen Lauf mit ganzer Schnelligkeit sich bewegenden Train augenblicklich zum Stillstand bringen zu können. Ueber die betreffenden Experimente hat sich eine ernannte Prüfungscommission sehr befriedigend ausgesprochen.

Eine neue Waare. In New-York veranstalteten kürzlich einige Damen der Aristokratie eine Soiree zum Besten eines Krankenhauses und verkauften eine neue Waare, die ungemein zog. Sie verkauften nämlich Küsse an die Herrn: keine subtile Lippenberührung, sondern einen wirklich kräftigen Kuß, das Stück für 1 bis 2 Schillinge. Ein Cavalier kaufte für 12 Dollars.

Interessante Notizen über den Selbstmord in Frankreich sind in einem kürzlich von einem Herrn Lisle erschienenen Werkchen zu finden. In Frankreich kamen von 1836 bis einschließlich 1852 im Ganzen 52,126, oder durchschnittlich im Jahre 3066 Selbstmorde vor. Die Zahl derselben stieg in stetigem Verhältniß von 2340 im Jahre 1846 und 3764 im Jahre 1852. Von 1827 bis 1830 belief sich die Durchschnittszahl jährlich nur auf 1800. Vor 1836 kam ein Selbstmord auf je 17,693 Einwohner; im Jahre 1836 einer auf 14,207; im Jahre 1852 aber einer auf je 9340 Einwohner. In den Jahren 1838 und 1839 hatte England einen Selbstmord auf je 15,900 Einwohner, Frankreich einen auf je 12,489. Zwischen London und Paris, in denselben Jahren, ist der Unterschied noch merkwürdiger, denn in London war damals unter 8250 Einwohnern ein Selbstmörder, in Paris einer unter 2221.

Londoner Polizei. Die Ueberwachung der öffentlichen Sicherheit kostet dem großen Themsebabel jährlich ein gar erkleckliches Sümmchen. Nach einer Berechnung auf Heller und Pfennig betrugen die Kosten, welche die Londoner Polizei vom 1. Januar bis 30. Juni d. J. verursachte, nicht weniger als 158,416 Pfund 17 Schilling. Dies ist die Summe für ein halbes Jahr.

Die österreichische Staatseisenbahn-Gesellschaft wird in allen Stationen, wo nach einer Nachtfahrt am Morgen kurzer Aufenthalt genommen wird, die Einrichtung treffen, daß zwei für Herren und Damen abgesonderte, mit frischem Wasser und sonstigem Bedarfe zweckmäßig ausgestattete Localitäten zum Waschen des Gesichts und der Hände vorbereitet sind.

Schwere Seidenstoffe. In Lyon fabricirt man jetzt einen neuen schweren Seidenstoff für Kleider. Derselbe ist so dicht, daß ein daraus gefertigtes [illegible] steif bleibt und man der Crinoline nicht m[illegible]. Der Stoff allein zu einem sol[illegible] [illegible]00 Frs. und die Crinolinen werden des[illegible] noch nicht verschwinden, denn das Kleid selbst [illegible] mit Macherlohn, Verzierungen u. s. w. über 12[illegible] zu stehen.

Frage und Antwort. Wie heißt die deutsche Uebersetzung von Crinoline? — Antwort: Wegebreit.

Schwimmgürtel. Ein Fabrikant in Böhmen zeigte unlängst einen Schwimmgürtel vor, mit welchem er selbst in den Fluthen der Moldau ein überraschendes Resultat lieferte. Nichts ist einfacher, als dieser Schwimmgürtel, welcher aus einem Sacke besteht, der die Form eines Hufeisens hat und mit ungefähr einem Pfund Korkabfällen angefüllt ist. Beide Enden desselben sind mit einer Schnur versehen, welche, wenn der Gürtel um die Hüften gelegt worden ist, vorn auf der Brust zusammen geknüpft wird.

Der Gipfel des Montblanc wurde in Folge der großen Hitze auch in diesem Sommer seiner Schneehaube beraubt und zeigte sich als nackter Felsen, was seit dem Jahre 1842 nicht wieder geschehen war.

Der Sonnenblick bei Denkmalsenthüllungen. Man nehme die im Lauf der letzten dreißig Jahre erschienenen deutschen Zeitungen zur Hand und lese die Berichte über die Enthüllungen der Denkmäler; wir wagen mit Jedermann eine Wette einzugehen, daß unter zwölf solcher Feierlichkeiten sicher zehn vorkommen, wo Regen und trübe Wolken das Fest zu stören drohten. Sobald aber die Hülle unter Trompeten und Pauken fällt, da muß die trübe Wolke schwinden und die Sonne gleichsam wie auf ein Stichwort in ihrem Glanze hervortreten, anders geht's gar nicht. Kurz und gut! der Sonnenblick ist bei einer Denkmalsenthüllung so nöthig, wie die Luft zum Leben, und jedenfalls würde das Fest-Comité dem Himmel schiefe Blicke zuwerfen, wenn er an einem solchen Tage nicht grau in grau spielen wollte. Wie gesagt, der Sonnenblick ist der nöthige Theatereffect, der Deus ex machina, der „Gutmacher" im fünften Act, wenn vorher der nasse Sohn der Wolken ein Lüftchen verspürt, als schleichender Intriguant aufzutreten.

Alba's Rechtfertigung. Wenn man bisher gewöhnlich annahm, daß Alba aus gemeinem persönlichen Haß gegen Egmont gehandelt habe, so ergiebt sich dagegen aus W. Prescott's „Geschichte Philipps II.", daß er nur mit furchtbarer Entschlossenheit vollzog, was er für seine Pflicht hielt. Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht ein Brief Alba's, worin er dem Könige die Familie des Grafen empfiehlt, die durch die Einziehung der Güter dem äußersten Mangel ausgesetzt war. „Eure Majestät", schreibt er, „wird [illegible] Schmerz verstehen, den ich darüber empfinde, daß [illegible] unglücklichen Herren ein solches Ende gefunden habe[illegible], daß ich dazu das Werkzeug sein mußte. Doch ich [illegible] nicht angestanden, zu thun, was der Dienst Eurer Majestät verlangte. Die Lage der Gräfin Egmont erfüllt mich mit dem tiefsten Mitleid, belastet, wie sie ist, mit elf Kindern, von denen keins für sich sorgen kann, sie selbst eine Dame von so hohem Rang, Schwester des Pfalzgrafen, in ihrem Leben so tugendhaft, streng katholisch und [illegible]. Es ist Niemand im Lande, der sie nicht [illegible]. Ich kann nicht umhin, sie, wie ich hiermit ehrfurchtsvoll thue, der Gnade Eurer Majestät zu empfehlen, indem ich Sie ersuche, zu erwägen, daß, wenn der Graf, ihr Gemahl, gegen Ende seines Lebens fehlte, er früher dem Staate große Dienste erwiesen hat.

Eine Reliquie aus der Göthezeit findet man in dem Badeorte Lauchstädt und zwar im Theatergebäude. Dort steht noch der Lehnstuhl, auf welchem Göthe saß und zu jener Zeit die Theaterproben leitete, als die Hofschauspieler von Weimar während des Sommers hier Vorstellungen gaben. Die Form des Stuhles ist Rococo, mit geschweifter Lehne und eben solchen Beinen. Der Ueberzug des Polsters ist von Plüsch, doch später mit einer gewöhnlichen Stuhlkappe von Kattun versehen worden. Der dortige Theatermeister bürgt für die Echtheit des Stuhles, und Schauspieler, die noch vor etlichen Jahren dort spielten, machten nicht selten spöttische Bemerkungen, wenn während der Proben der Regisseur auf dem Göthestuhl Posto gefaßt hatte.

Humoralia. Ein boshafter Druckfehler. Am Schlusse eines Rechenschafts-Berichtes der Eisenbahn-Direction in M., worin dieselbe sich bedeutend herausgestrichen hatte, machte ein vom Setzer falsch gegriffenes L statt F einen fatalen Streich. Es hieß zuletzt: „Die unterzeichnete Direction hat dem obigen Bericht nichts mehr hinzuzulügen.

*** **Der poetische Bierwirth.** Bei dem großen militärischen Manöver, welches neulich zu Deutschthal bei Halle an der Saale abgehalten wurde und wo Soldaten wie Zuschauer unendlich viel Bier vertilgten, sah man auch ein Zelt mit der Aufschrift:

Bierzelt von Petri.
Hier ist's besser wie zu Delhi.

*** **Die wohlfeile Maschine.** Bökelmeyer. Was, die neue Maschine zum Krämpeln der Wolle haben Sie mit 30 Thaler bezahlt?

Künzelberger. Ja! sie kratzt aber sehr schön.

Bökelmeyer. Dummes Zeug! Da kaufen Sie sich einmal dort im Gewölbe drei Cigarren für einen Groschen; ich sage Ihnen, wie diese kratzen, davon haben Sie gar keinen Begriff.

*** **Ein medicinisches Examen.** Professor. Was ist ein Hühnerauge?

Candidat. Ein Hühnerauge ist das Gegentheil von mir.

Professor. Wie so?

Candidat. Ein Hühnerauge gedeiht nur da, wo es knapp hergeht; je gedrückter die Lage, desto mehr ist es auf dem Strumpfe. Beides Dinge, die ich von mir durchaus nicht sagen kann.

. **Große Schauspieler in Amerika.** Beim letzten großen Musikfeste zu Philadelphia tranken an einem Tage Concertanten und Zuhörer 180,000 Seidel Bier. — Rechnet man auf den Mann nur drei Seidel, so giebt dies 60,000 Seidelmänner.

Litteratur.

Kallipädie oder Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung und insbesondere durch möglichste Benutzung specieller Erziehungsmittel. Für Eltern und Lehrer von Dr. med. Daniel Gottlob Moritz Schreber, pract. Arzt und Director der orthopädischen und heilgymnastischen Anstalt zu Leipzig. Mit 72 Abbildungen im Texte. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1858.

Wenn es die Aufgabe der Kritik ist, den außerordentlichen Erscheinungen der Litteratur ihre besondere Sorgfalt zuzuwenden, so fordert uns das vorliegende Buch in seiner hochwichtigen Bedeutung ganz besonders auf, ihm das Wort zu reden und für seine Verbreitung zum Heile künftiger Geschlechter nach Kräften mitzuwirken. Der geistvolle Verfasser, welcher sich durch seine frühern, in mehrfachen Auflagen erschienenen Schriften als: „Das Buch der Gesundheit" — „Die schädlichen Körperhaltungen und Gewohnheiten der Kinder, Leipzig 1843" und „System der ärztlichen Zimmergymnastik" 2c. einen weitverbreiteten Ruf erworben, bietet hier ein Werk, welches die Frucht langjähriger, das Aeußere und Innere des Menschenlebens durchforschender Beobachtungen ist. Es ist das Resultat unbefangenen Nachdenkens, und sowohl eigener als fremder Erfahrungen. Das Werk ist aus dem Leben und für das Leben geschrieben, die Tendenz desselben einfach practisch und gleichmäßig auf das Wohl des Körpers wie des Geistes gerichtet. Da unter den hochwichtigen Lebensfragen der Menschheit die Erziehung der aufwachsenden Generation obenansteht, so fühlen wir uns zu näherer Verständigung gedrungen, etliche Stellen aus dem „Vorwort" des Verfassers zu citiren. Es heißt da: „Jeder Mensch hat zwar eine gewisse angeborene Eigenthümlichkeit, die seiner körperlichen und geistigen Entwickelung mehr oder weniger das individuelle Gepräge giebt. Sodann ist auch den gelegentlichen und unberechneten Einflüssen des Lebens auf den einzelnen Menschen eine nicht unbedeutende miterziehende Einwirkung zuzuerkennen. Dessenungeachtet aber ist die Erziehung im engeren und eigentlichen Sinne, d. h. die gesammte den Menschen möglichst planmäßig heraufbildende Einwirkung auf das Kind, offenbar die Hauptgrundlage der künftigen körperlichen und geistigen Beschaffenheit. Selbst sehr mangelhafte Naturmitgabe ist oft in staunenerregender Weise ausgleichbar durch wohlberechnete Erziehung, wovon die augenfälligsten maaßgebenden Beispiele in den immer höher steigenden Resultaten der Erziehungsanstalten für Taubstumme, Blinde, Blödsinnige, Cretinen, sittlich verwahrloste Kinder u. s. w. zu erblicken sind. Die glücklichste Naturmitgabe ist aber der Verkümmerung preisgegeben, wenn die erziehende Entwickelung derselben fehlt.

Jenes, so zu sagen, naturwüchsige Gepräge der Ausbildung wird zwar nie ganz verwischbar sein (es sollen ihm ja auch seine edeln Eigenthümlichkeiten wohl erhalten und weiter entwickelt werden), wird aber schwerlich jemals über den Einfluß der Erziehung die Oberhand behaupten. Es wird nur da in seiner reinen — freilich dann mehr oder weniger rohen und mangelhaften — Eigenthümlichkeit hervortreten, wo die erziehende Entwickelung dürftig, wo Alles oder das Meiste der Selbstentwickelung überlassen ist; es wird ganz ausarten, wo die Erziehung eine verkehrte ist. Auch die gelegentlichen miterziehenden Einwirkungen des Lebens erlangen fast durchgehends erst durch die eigentliche Erziehung ihre zweckdienliche Richtung.

Die Erziehung ist also der eigentliche Wurzelgrund des Lebens, von welchem alle der menschlichen Einwirkung in unberechenbarem Umfange möglichen Richtungen und Gestaltungen des Einzellebens sowohl wie des Völkerlebens ausgehen, auf welchen sie sich alle mit ihren letzten Fäden zurückführen lassen. Das tief in der menschlichen Natur begründete Aufwärtsstreben auf der Entwickelungsbahn zur Schönheit und Vollkommenheit führt den prüfend fragenden Blick jedes denkenden und fühlenden Menschen immer wieder zurück auf diesen allgemeinen Ausgangspunkt aller Gestaltungen des menschlichen Lebens. Immer wieder erneuert sich das Bedürfniß, vor Allem hier zunächst verbessernd und fördernd einzuwirken, wenn es gilt, das Hinstreben nach dem unendlich hohen Ziele des menschlichen Lebens, der geistigen und sittlichen Veredelung und Vervollkommnung, immer reiner und allgemeiner zu machen."

Wir glauben hiermit hinreichende Andeutungen von dem Werke gegeben zu haben, das für Pädagogen, Erzieher und Aeltern von so großer Wichtigkeit ist. Andeutungen von einem Buche, dessen Verfasser sich bestrebte, die Wagschale zwischen dem physischen und moralischen Theile der Erziehung genau im Gleichgewichte

zu erhalten und auch den letzteren so eng und fest als möglich an die erst in neuerer Zeit klarer durchschauten physiologischen Gesetze anzuschließen. — Papier, Druck und Einband des Buches (309 Seiten) sind glanzvoll.

„Die Sprache des Herzens", Lieder-Album für Damen, aus den neuesten deutschen Dichtern gesammelt von Rhingulph Wegener. Von diesem mit sehr zartem Geschmack zusammengestellten Werkchen ist jetzt die zweite Auflage nöthig geworden (Verlag von Otto Janke in Berlin). Der Compilator hat in derselben viel geändert und zugesetzt. Was sein Album vor den meisten Ausgaben dieses Genre's auszeichnet, ist 1) daß er darin auch unbekanntern, aber schätzenswerthen poetischen Talenten Aufnahme gegönnt, mithin nicht blos eine Anthologie berühmter Autoren gegeben, und 2) daß er im Gegensatz zu vielen Editoren ähnlicher Goldschnitt-Ausgaben seine eigene Muse sehr selten und bescheiden darin Platz finden läßt. Als Toilettengeschenk dürfte diese Lieder-Sammlung jeder Dame wahrhaft angenehm sein.

Der Allgemeine Volks-Kalender für 1858 von von Trowitzsch u. Sohn in Berlin hat die Presse verlassen und ist zu haben. Seit langen Jahren erfreut sich der Trowitz'sche Kalender großer Beliebtheit und der vor uns liegende ist ein würdiger Nachkomme seiner Vorfahren. Die 6 Stahlstiche, die nach alter Weise die Ouvertüre bilden, sind auf das Sauberste ausgeführt. Als Titelbild florirt ein wohlgetroffenes Portrait der Prinzeß Royal Victoria von England, die ja nun bald ein Glied unseres preußischen Königshauses werden wird. Schon dieses Bildes wegen ist der Kalender für Preußen von hohem Interesse. Was den litterarischen Inhalt betrifft, so ist er von rühmlichst bekannten Schriftstellern geliefert. Ludwig Rellstab, Elfried von Taura, und W. O. von Horn sind vertreten. Dr. Hugo Hagendorff u. Alexander Franz haben durch passende Gedichte mehrere der oben erwähnten Stahlstiche erläutert. Auch dürfen wir Alexander von Humboldt's sehr ähnliches Bild und eine Skizze seines Lebens nicht vergessen.

Theater.

Berlin. Das erste neueinstudirte Stück im Schauspielhause war am 19. Septbr. „Geistige Liebe" von Lederer. Frl. Döllinger trat darin als „Jenny" zum letztenmal unter dem Namen Gast auf; die nächste Rolle wird ihr erstes Debüt als festangagirtes Mitglied des Hoftheaters sein. Wenn wir aus den bisherigen Leistungen der jungen Künstlerin die Quintessenz ziehen, so ergiebt sich ein Talent, das unserer ersten Bühne würdig ist. Die nicht große, aber wohlgebaute Gestalt der Dame hat in allen Bewegungen Tact und Gewandtheit, Gesicht und Augen sind lebendig, das Organ sehr wohlklingend und dialectfrei, die Rollen-Auffassung entschieden geistverrathend. Wir versprechen uns, wenn Frl. Döllinger erst einheimisch auf den hiesigen Brettern geworden, manche genußreiche Darstellung von ihr. Die liebliche Naivetät, mit der sie die „Jenny" in der Schwebe zwischen Kind und Jungfrau hielt, trug ihr wieder viel Beifall ein. Ueberhaupt ging die Aufführung von „geistige Liebe" sehr präcis und rund und animirte das gefüllte Haus lebhaft. Frau Frieb-Blumauer gab die „Frau von Schlingen" ganz vortrefflich; Hr. Kaiser legte als „Oberst von Rosen" einen recht wirksamen trockenen Humor an den Tag, nur sah man seiner Körperhaltung nicht den alten Militair an; Hr. A. Bethge machte als „Bedienter" seine ewige Antwort „schön, schön, charmant" durch treffende Betonung höchst komisch. Hr. v. Lavallade spielte den „Carl von Schlingen." Den „Legationsrath Dorn" hätte Hr. Liedtke jedenfalls ohne Vergleich zu humoristischerer Wirkung gebracht, als Hr. Porth.

Das Opernhaus brachte am 22. September als erste Novität dieser Saison die burlesk-komische Oper „der Kadi" von Amboise Thomas. Trotz der trefflichen Inscenirung und leidlichen Darstellung wird sich das Werk wohl nicht lange behaupten, denn den Berlinern fehlt das eigentliche Verständniß seines musikalischen Zweckes. Es ist eine Travestie auf die moderne italienische Musik; wir haben indeß keine italienische Oper wie Paris und Wien, folglich können uns die einzelnen Beziehungen, die feinern Anspielungen nicht so klar werden, wie dem dortigen Publikum. Und in Folge dessen tritt stellenweis für unser Gefühl eine zu anhaltende Ermüdung ein. Frau Herrenburger-Tuczek als „Virginie" verdient, was Gesang und Spiel betrifft, unbedingt die Krone des Abends. Hr. Wolf, der die Oper in Scene gesetzt und den Friseur spielte, leistet im Spiel Bedeutenderes, als im Gesang. Die Schlußworte des Ganzen könnte er aus verschiedenen Gründen anders fassen, als auf Virginie's Frage: „Was hast Du dem Kadi für ein Mittel gegeben?" zu erwidern: „Das Bullrich'sche Salz!" — Frl. Trietsch sang die Fatme, Hr. Bost den Kadi, Hr. Radwaner den Tambour-Major, Hr. Witt den Ali.

Dem Königsstädtischen Theater gereicht es zur großen Ehre, schon wieder ein Stück des herrlichen Ferdinand Raimund neubelebt zu haben, und zwar diesmal die Meisterposse des tiefen Dichters, den himmlischen „Verschwender". Derselbe wurde zum erstenmal am 18. Sept. zum Benefiz des Gastes Frl. Chorherr aus Braunschweig gegeben, und trotz des nicht einladenden Wetters war das Haus gut besetzt. Was die Kräfte

dieser Bühne in decorativer Hinsicht zu leisten vermögen, das war geleistet. Ebenso brillant hatte man die Costüme hergestellt. Das Stück war sehr gründlich einstudirt und erlitt durch keinen Verstoß von Seiten der Darsteller die mindeste Störung. Selbst die Kinderrollen saßen in den kleinen Köpfchen so auf's Wort sicher, und das Spiel der munteren Dinger griff so frisch in die lebenswahre Darstellung des dritten Acts ein, daß das Publikum einen überaus angenehmen Eindruck von der Aufführung mit sich nahm. Hr. Mittell spielte den „Flottwell" mit nobler Repräsentation. Die Scenen mit dem „Bettler", der durch Hrn. Walter trefflich gehalten wurde, hätte Hr. Mittell leicht zu gewaltigeren Wirkungen erhöhen können, wenn er in seinen Geberden und Mienen deutlicher den Reflex des Schauers ausgedrückt hätte, den die Geisternähe des Bettlers jedesmal auf seine Seele übt. Die reizende Rolle des „Valentin" gab Director Franz Wallner selbst mit all dem Humor, der ihm für Charactere dieser Art angeboren ist. So drollig wie seine Berauschtheit im zweiten, so ergreifend wirkte im dritten Act sein Wiedererkennen Flottwell's und die beklommene Verlegenheit, mit der das instinctive Zartgefühl eines Menschen von niedriger Bildung nach Worten sucht, die es bemänteln sollen, daß er dem Manne von edlerer Geburt eine Wohlthat erweisen will.

Moden-Bericht aus Paris.

Die Herbstmoden machen sich bereits in all unseren großen Magazinen bemerkbar, und nicht nur in denen, wo wir die neuen Hüte, Kleider, Mäntel bewundern, sondern vorzugsweise bei Tilman, dessen für die neue Saison bestimmte Blumen in der herrlichsten Frische erblühen. Den Phantasie- und Feldblumen, den großen Blättern und langen Gräsern des Sommers folgen die Bouquets, die Guirlanden in den schönsten Farben, mit ihrem sammetartigen Glanz, und gemischt mit jenen goldbraunen Blättern, die so viel Eleganz verleihen und den Gesichtszügen so wohl kleiden.

Ganz besonders hübsch sind die Bouquets, in denen sich braun, ponceau, rosa und weiß zwischen leichte Gräser mischt, und die in Touffes arrangirt, wie Garben herabfallen. Sie sind bestimmt, auf den obern Rock eines citronengelben Gazekleides gesetzt zu werden, dessen Puffen sie über einem Unterkleide von gelbem Taffet graziös zusammenhalten. Gleiche Bouquets umfassen die Draperien in Mitte der Taille und über den kleinen Aermeln; die Coiffüre bilden dieselben Blumen, aber gemischt mit schwarz gestreiften Bandschleifen, von denen eine hintere sehr tief im Nacken befestigt ist.

Eine andere nicht minder hübsche Garnirung ist aus Schneebällen arrangirt; die beiden Röcke eines rosa Creppkleides werden mit ihnen aufgerafft, die außerdem eine Blendeneinfassung ziert. Den untern Rand des dritten Rockes faßt eine dicke Blondenrüsche ein. Ganz kleine Schneebälle fallen in langen Zweigen an beiden Seiten der Haarscheitel bis auf die Schultern herab.

Wenn wir uns jetzt zu den schönen Stoffen des Hauses Gagelin wenden, so müssen wir hier besonders die Taffete auf glattem Grunde mit abgepaßten Volants, letztere mit Bouquets, mit damenbrettartigem Muster, mit Sammetstreifen geziert, berücksichtigen. Ferner die köstlichen Moirées-antiques, glatt oder gestreift, mit Guirlanden oder einzelnen Bouquets. Dann brochirte Taffete in zwei Farben; Kleider mit eingewirkten Seitengarnirungen von blendender Schönheit; purpurgestreifte Taffete, ein Muster, eben so beliebt in Seide wie in Wolle.

Mit Bestimmtheit setzt man voraus, daß der glatte Atlas sehr in Mode kommen wird, was nicht in Erstaunen setzen darf, da man diesen schönen Stoff bereits lange genug vernachlässigt hat.

Die modernsten Stoffe für die Halb-Toilette sind aus Wolle und Seide gemischt oder ganz von Wolle; am hübschesten sind Phantasiemuster oder gestreifter Grund. Wir nennen unter ihnen die Droguets, punktirten Raps, afrikan. Sammet, Malakoff-Atlas u. s. w. Außerdem werden die beliebtesten Herbstkleider Popelines, weiß und schwarz carrirte Taffets und ganz schwarze Taffets sein.

In Bezug auf die Confections sind es noch immer die Bournouße, die als das Neueste und Beliebteste zu betrachten sind; man sieht sie bereits vielfach und von größter Auszeichnung in den Schaufenstern unserer großen Magazine von grauem Tuch, gekräuseltem Plüsch und Moirée-antique. Ihre Garnirung besteht in dicken Quasten von grauer Seide oder weißer Cachemire-Wolle. Dieses Modell, eben so elegant als comfortable und warm, wird entschieden allgemeinen Beifall finden.

Die Taillen für Besuchs-, Haus-, Promenaden-Toiletten bleiben hoch, so viel steht fest; diejenigen für Abend- u. Ball-Toilette werden ausgeschnitten getragen.

Man ist allgemein der Ueberzeugung, daß die am Handgelenk geschlossenen Aermel für den Winter in Aufnahme kommen werden, eine Mode, die gewiß der kalten Jahreszeit vollkommen angemessen ist.

Die Achselbänder und Berthen werden in gleichem Grade eine beliebte Verzierung der Taillen bleiben; die letzteren vorn und hinten rund, oder hinten rund und vorn in einer Spitze endigend.

Die Posamenterieen werden in allen Garnirungen wiederum eine große Rolle spielen, und das berühmte Magazin de la Ville de Lyon hat die reizendsten Sachen bereits vorbereitet.

Man behält die doppelten Röcke, die Seitengarnirungen und die Volants bei, doch wird man auch viel Kleider schürzenartig besetzen, ein Genre, das immer ausgezeichnet bleibt. Man beschäftigt sich nun damit, wie man die erstgenannten Verzierungen frisch und neu macht. Bei Fauvet, in dessen Ateliers eine unglaubliche Anzahl von Kleidern, immer eines verschieden von dem andern zu finden sind, sahen wir so eben ein Kleid von Moirée antique, dessen Seitengarnirung schwarze Spitzen in Form von Rosetten, in deren Mitte eine Moirée-Puffel, bildeten, und die in einer bizarren Linie bis zum Gürtel aufstiegen. Andere Spitzen sind quer gesetzt, mit einem Gemisch von sehr schmalen Bandschleifen; oder man macht diese Seitengarnirungen mit gefältelten oder glatten Bändern, darüber Moosfransen, oder von glattem andersfarbigem Taffet, z. B. an einem schwarzen Kleide von violettem, kornblauem oder smaragdgrünem Taffet.

Was die doppelten Röcke betrifft, so beweist es den besten Geschmack, wenn man sie zu Besuchs-Toiletten so wenig als möglich garnirt. Die beiden Seiten des obern Rockes mit drei Reihen Posamenterieknöpfen besetzt, wird sehr viel getragen.

Auch ein sehr beliebtes Arrangement der seiten- oder schürzenartigen Besätze, da es zu dem einen wie dem andern paßt, sind große Schleifen von sehr breitem Bande, mit langen Enden, die vom Gürtel beginnend bis an den Rand des Rockes gesetzt werden.

Hier etwas über die Herbsthüte, von denen wir unserer talentvollen Alexandrine die reizendsten Modelle verdanken. Viele sind von dunkelm Crepp, andere von Taffet, gewöhnlich mit Sammet gemischt. Als Garnirung dienen ihnen Blumen, Federn, Spitzen, Blonden; im Innern Blumenzweige, Sammetschleifen oder Halbguirlanden, die über die Stirn gehen. Einige besonders hübsche schwarze Tüllhüte sind mit schwarzem Schmelz gestickt.

Unter den allerliebsten Coiffüren der genannten Modistin erwähnen wir folgende: blaue Sammetflechten sind mit weißer Blonde eingefaßt; hinten fällt eine Sammetschleife mit langen Enden herab; an den Seiten weiße und rosa Schneebälle.

Eine andere Coiffüre ist aus Strohblumen und schwarzen Sammetschleifen zusammengesetzt. Eine italienische Coiffüre hat lange Spitzenbarben mit ponceau Sammet und Eicheln graziös verziert. Noch viele Neuheiten in jeder Beziehung warten unser, sie werden sich alle in nächster Zeit unseren schaulustigen Blicken eröffnen, und wir werden uns beeilen, sie pflichtmäßig unseren Leserinnen mitzutheilen.

Erklärung des Modekupfers.

Gesellschafts-Toiletten. 1. Taffetkleid mit abgepaßten und mit schwarzen Spitzen besetzten Volants. Hohes Leibchen mit eckigem Ausschnitt und langen Schößen, letztere mit breiten Spitzen garnirt. Weite, glockenartige Aermel mit einem Jockey, beides abgepaßt wie die Volants. Vorn herunter zieren Taffetschleifen die Taille. Unter-Chemisette auf Tüll gestickt. Puff-Unterärmel mit auf die Hand fallenden Volants. Als Coiffüre kleines schwarzes Spitzenhäubchen mit einer Rosenguirlande garnirt.

2. Weißes Mousseline-Kleid mit reich gestickten Volants. Ausgeschnittene Taille; Aermel mit einer Puffe und einem breiten gestickten Volant. Ueberkragen mit langen Zipfeln; schmale schwarze Sammetbänder, Sammetpunkte und schwarze Spitzen zieren denselben; vorn faßt ihn eine Bandschleife mit sehr langen Enden zusammen. Hut von Taffet, mit Schrägstreifen von Sammet garnirt; an den Seiten und im Innern kleine Federzweige und Beeren; eine auf die Stirn herabfallende Blonde.

Die Abonnenten der ersten (Acht Thaler-) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Neugier.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc. Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln. Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.



№ 41. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe &c. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus dem Roman

„Napoleon in Deutschland"

von

Louise Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Wie, Mariane Meier? fragte Herr von Arnstein. Die berühmte Mariane Meier, welche Göthe geliebt hat, für die der schwedische Gesandte in Berlin, Herr von Bernstorf, jahrelang in glühendster Leidenschaft geschwärmt und gelitten hat, und die jetzt die Maitresse des österreichischen Gesandten, des Fürsten von Reuß, ist?

Still, um Gotteswillen still, flüsterte Fanny. Sie kommt auf uns zu!

Und Fanny ging der schönen Dame mit lächelndem Gruß einige Schritte entgegen. Mariane neigte sanft ihr Haupt und küßte leicht die Stirn der Braut, mit dem Anstand und der Haltung einer Fürstin.

Ich bin gekommen, um Dir und Deinen Schwestern Glück zu wünschen, sagte sie mit ihrer sonoren, herrlichen Altstimme, ich wollte auch sehen, wie schön Du seist, und ob Dein Verlobter es werth ist, Dich zu besitzen!

Fanny wandte sich um, Herrn von Arnstein herbei zu winken, aber er hatte sich soeben mit dem Rabbiner und den Priestern entfernt; die Frauen waren jetzt allein, denn die Ceremonie sollte beginnen. Und es kamen die Klageweiber, welchen die Pflicht obliegt, laut zu jammern und zu weinen um die Bräute, welche jetzt das elterliche Haus verlassen und ihren Männern folgen sollten. Sie breiteten köstliche Teppiche aus zu den Füßen der Bräute, welche eine neben der andern auf den Lehnsesseln in der Mitte der Frauen dasaßen, und diese Teppiche mit Blumen bestreuend, murmelten sie schluchzend und weinend althebräische Lieder. Hinter den drei Bräuten stand ihre Mutter, mit bleichen Wangen, mit zitternden Lippen, die von Thränen umdüsterten Augen gen Himmel gerichtet.

Jetzt öffnete sich da drüben die Thür, und im wallenden Talar, den weißen Bart lang herniederfließend auf seine Brust, erschien der Tempeldiener, ein sammetnes Kissen auf seinen Händen tragend und auf demselben drei weiße Spitzenschleier. Hinter ihm her schritt der Banquier Itzig, der Vater der Bräute. Er nahm von dem Kissen einen nach dem andern die Schleier und breitete sie, Gebete murmelnd, über den Häuptern seiner Töchter aus, daß sie ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt wie mit einem zarten Nebel umflossen. Und die Klageweiber weinten lauter auf, und aus den gen Himmel gewandten Blicken der Mutter flossen ein paar Thränen über ihre bleichen Wangen nieder. Schweigend entfernten sich die beiden Männer und die Frauen waren wieder allein.

Aber jetzt vernahm man in der Ferne ein helles Klingen und Singen, von weichen, tönenden Knabenstimmen. Wie lockend und rufend klangen die Töne durch das Frauengemach und schienen mit ihren süßen Melodien die Bräute zu rufen. Langsam, wie bezaubert von diesen Tönen, erhoben sich die verschleierten Bräute, der ältesten von ihnen nahete sich die Mutter und bot ihr die Hand, die zwei Aeltesten der Frauen naheten sich den zwei andern Bräuten, paarweise ordnete sich hinter ihnen der Zug der Frauen und setzte sich dann in Bewegung, immer den rufenden, tönenden Stimmen entgegen. So zogen sie durch die Säle dahin, die verschleierten Bräute, die betenden Frauen, der Gesang kam näher und näher, und jetzt, durch die letzte Thür schreitend, traten die Frauen in eine lange, mit Blumen geschmückte, mit Teppichen belegte Halle, deren Decke aus Glasfenstern bestand, durch welche man das durchsichtige, tiefe Blau des Winterhimmels gewahrte. In der Mitte dieser Halle erhob sich ein purpurner Baldachin mit goldenen Quasten und Troddeln, und unter demselben stand der Rabbi mit gefalteten, zum Himmel erhobenen Händen, neben ihm die Verlobten der Bräute. Lauter und jubelnder erschallte der Chor der hinter Blumen und Orangenbäumen verborgenen Sänger. Unter diesen Jubelklängen führten die Frauen die Bräute unter den Baldachin, und die Ceremonie begann.

Als sie beendet war, als die Schleier von den Häuptern der Bräute abgenommen, so daß sie als Frauen offen und frei hineinschauten in die Welt, kehrte man zurück in die Säle und die drei Paare empfingen die Glückwünsche ihrer Gäste.

In einer Fensternische, abseits von den Andern, stand Fanny, und neben ihr stand Mariane Meier. Arm in Arm geschlungen standen sie da, Fanny in ihrem weißen Atlasgewande wie eine reine strahlende Lilie anzuschauen, Mariane in ihrem Purpurgewande der stolzesten Königin der Blumen gleich.

Du willst heute noch mit Deinem Gemahl Berlin verlassen? fragte Mariane.

In einer Stunde schon reisen wir ab, sagte Fanny seufzend.

Mariane hatte diesen Seufzer gehört. Liebst Du Deinen Mann? fragte sie hastig.

Ich habe ihn erst zwei Mal gesehen und gesprochen, flüsterte Fanny leise.

Ein spöttisches Lächeln umspielte Marianens Lippen. Du bist also einfach an ihn verkauft, wie eine Sclavin an einen reichen Plantagenbesitzer, sagte sie. Es ist ein Handelsgeschäft und dennoch dünkt Ihr Euch groß damit und gebt Euren Menschenhandel für Tugend aus und meint stolz und verächtlich auf Diejenigen herabschauen zu können, welche sich nicht wollten verkaufen lassen wie eine Waare, welche es vorgezogen, sich lieber freiwillig zu verschenken, und sich in Liebe hinzugeben, als ohne Liebe entweiht zu werden.

Ich dünke mich gar nicht groß damit, verheirathet zu sein ohne Liebe, sagte Fanny sanft. Oh, ich würde gern allem Reichthum, allem Glanz entsagen, ich würde gern bereit sein, in Armuth und Niedrigkeit zu leben mit einem Manne, welchen ich liebte.

Aber dieser Mann müßte Dir doch vorher durch den alten Rabbi angetraut sein, nicht wahr? Sonst würdest Du ihm nicht folgen, trotz Deiner Liebe? fragte Mariane.

Ja, Mariane, so müßte es sein, sagte Fanny ernst, ihre großen Augen fest auf die Freundin gerichtet. Ein Weib soll sich nicht in Conflikt setzen wollen mit den Sitten der Welt, denn sie wird immer darunter zu leiden haben. Wenn ich liebte und ich könnte den Mann meiner Wahl nicht besitzen, nicht als seine angetraute Gattin ihm angehören, so würde ich ihm entsagen. Ich würde vielleicht sterben vor Gram, aber ich würde sterben mit dem Trost, daß ich der Tugend treu geblieben.

Und daß Du die Liebe verrathen hättest, rief Mariane höhnisch. Phrasen, nichts als angelernte Phrasen, mein Kind, aber mit diesen Phrasen spreizt sich die Welt und nennt es Moral. Oh still, still, ich weiß Alles, was Du mir sagen und wie Du mich ermahnen willst! Ich habe es wohl gehört, mit welchem verächtlichen Ton Dein Bräutigam mich die Maitresse des Fürsten von Reuß genannt hat! Entschuldige ihn nicht, und leugne es nicht, ich habe es gehört. Ich könnte darauf erwidern, was jüngst Frau von Balbi gesagt hat, als man sie verächtlich die Maitresse des königlichen Prinzen von Artois schalt: Le sang des princes ne souille pas! Aber ich will mich nicht entschuldigen, sondern Ihr Alle sollt eines Tages Euch bei mir entschuldigen müssen! Denn ich sage Dir, Fanny, ich gehe meinen Weg und ich habe mein Ziel vor Augen! Es ist ein großes, ein herrliches Ziel! Die ganze Welt will ich zu meinen Füßen sehen, vor der Jüdin sollen sich alle diese lächerlichen Vorurtheile der Geburt, des Ranges, der Jugend beugen, und gleich berechtigt soll die Jüdin dastehen inmitten der ersten und vornehmsten Gesellschaft. Sieh, Fanny, das ist mein Plan und mein Ziel, es ist auch das Deine, nur daß wir Beide es auf verschiedenen Wegen verfolgen. Du an der Seite eines Mannes, dessen Gemahlin Du bist, dem Du Treue und Liebe vor Gottes Altar gelobt hast, ohne sie zu empfinden; ich an der Seite eines Mannes, dessen Freundin ich bin, dem ich zwar nicht vor dem Altar Treue und Liebe geschworen, dem ich sie aber halten werde, weil ich sie empfinde! Gott möge entscheiden, bei welcher von uns Beiden die wahre Moralität wohnt. Die Welt giebt Dir Recht und verurtheilt mich; ich aber will ihr eines Tages all ihre Verachtung und ihren Spott in's Gesicht

schleudern und will sie zwingen, sich in Demuth vor mir zu beugen!

Und wenn man Dich ansieht in Deiner stolzen, leuchtenden Schönheit, so fühlt man, daß Dir Alles gelingen wird, was Du willst, sagte Fanny, mit bewundernden Blicken die strahlende Erscheinung Marianens betrachtend.

Mariane nickte leicht mit dem Haupt. Laß uns unser Ziel verfolgen, sagte sie, denn es ist dasselbe Ziel. Wir haben Beide eine Mission zu erfüllen, Fanny, wir haben die Jüdin zu rächen an dem Hochmuth der Christinnen, wir haben ihnen zu beweisen, daß wir in jeder Hinsicht ihnen gleich stehen, daß wir vielleicht besser, bedeutender, talentvoller und schöner sind, als sie alle, diese hochmüthigen Christinnen! Wie oft haben sie uns in der Gesellschaft vernachlässigt und übersehen, wie oft haben sie sich hervorgedrängt, um uns zu verdunkeln, wie oft mit spöttischen Blicken, mit wegwerfendem Hochmuth uns geärgert. Wir wollen ihnen das Alles zurückgeben, wir wollen sie züchtigen mit den Geißeln, womit sie uns gezüchtigt haben, sie sollen sich vor uns beugen müssen!

Sie sollen wenigstens uns als Gleichberechtigte betrachten und gelten lassen, sagte Fanny ernst. Ich verlange nicht, mich zu rächen, aber ich will meine Stelle einnehmen in der Gesellschaft, ich will ihnen beweisen, daß ich eben so gut, wie sie, eine vornehme Dame und eine Aristokratin bin, daß ich den Adel ebenso gut vertreten kann, und besser, als sie, denn wir sind von älterem Adel, als alle diese christlichen Aristokraten, und mehr Ahnen von uns bis in entferntere Geschlechter können wir zählen, als sie. Unsere Väter, die stolzen Levi, haben als Hohepriester gestanden in dem Tempel Salomons, und das Volk hat sie schon damals als adlige Herren geehrt. Das wollen wir den christlichen Damen zu bedenken geben, wenn sie uns von ihren Ahnen, die höchstens bis in's Mittelalter oder zu Carl dem Großen reichen, erzählen wollen!

So ist es recht, so höre ich Dich gern, rief Mariane freudig. Ich sehe, Du wirst uns in Wien auf eine edle und stolze Weise vertreten und der Berliner Judenschaft Ehre machen. Oh, das freut mich, Fanny, und ich werde Dich immer dafür lieben! Vergiß auch Du meiner nicht! Ich werde, so Gott will, auch eines Tages nach Wien kommen und werde da meine stolze und glänzende Rolle spielen. Wir aber wollen doch niemals Rivalinnen, sondern immer Freundinnen sein. Versprichst Du mir das?

Ich verspreche es Dir, sagte Fanny, der Freundin ihre schlanke, weiße Hand darreichend. Mariane drückte sie fest in der ihrigen.

Ich nehme Dein Versprechen an, und ich werde Dich einst daran mahnen, sagte sie. Jetzt lebe wohl, Fanny, denn ich sehe da Deinen jungen Gemahl, welcher Dich gern sprechen möchte und doch nicht wagt, hierher zu kommen, aus Furcht vor der Berührung mit der Maitresse des Fürsten von Reuß. Gott segne und schütze seine Tugend, die sich so sehr vor der Ansteckung zu fürchten hat! Lebe wohl, vergiß nicht unseres Schwurs und denke mein.

Sie schloß die Freundin fest in ihre Arme und drückte einen glühenden Kuß auf ihre Stirn. Dann wandte sie sich rasch um und schritt durch den Saal dahin. Aller Augen folgten der hohen, stolzen Erscheinung mit bewundernden Blicken, und hier und da flüsterte man: „Wie schön sie ist! Wie stolz! Wie prächtig!" — Sie aber achtete nicht darauf, sie war der Huldigung dieses Geflüsters zu sehr gewohnt, als daß sie es noch hätte erfreuen können. Ohne Gruß, mit stolz gehobenem Haupte schritt sie durch den Saal, den Hermelinmantel eng über ihre Schultern gezogen, nichts um sich her ihrer Beachtung, ihres Anschauens würdig haltend.

Im äußern Vorzimmer erwartete sie ein Lakai in goldner Livree; er flog vor ihr her die Treppe hinunter, riß die Hausthür weit auf und stürzte hinaus, um den Wagen seiner Herrin aus dieser Wagenburg, welche die beiden Seiten der Straße erfüllte, hervorzurufen.

Mariane stand wartend unter der Hausthür, angestiert von den neugierigen, stechenden Blicken dieser Menge, welche da in dichten Haufen die Straße belagerte, um die Hochzeitsgäste des reichen Banquier Itzig beim Einsteigen in ihre Wagen zu beschauen.

Mariane achtete gar nicht auf diese Leute, ihre großen schwarzen Augen schweiften mit kalter, theilnahmloser Gleichgültigkeit an allen diesen Gesichtern vorüber, keiner von allen diesen Menschen hatte irgend ein Interesse für sie und ihr Anstarren war ihr ganz gleichgültig.

Aber die Menge fühlte sich verletzt von dieser stolzen Ruhe, dieser fürstlichen Gleichgültigkeit. Seht, murmelte man hier und dort, seht die stolze Jüdin! Wie sie uns anstarrt, als wären wir nur leere Luft, nichts weiter! Welche köstlichen Brillanten sie trägt! Ob ihr das der Schacher ihres Vaters eingetragen hat?

Bei dieser lauten und spöttischen Frage eines alten zerlumpten Weibes brachen Alle in ein lautes, höhnisches Lachen aus. Mariane achtete noch immer nicht darauf. Sie dachte nur, daß es außerordentlich lange daure, bis ihr Wagen vorfahre, und die vermeintliche Lässigkeit ihres Dieners war es allein, welche einen Schatten über ihre hohe Stirn warf.

Als das Lachen der Menge verstummt war, drängte sich plötzlich ein Weib, eine Jüdin in schmutzigen, zerfetzten Gewändern, aus der Menge hervor und trat dicht zu Marianen heran. Der Schacher ihres Vaters, meint Ihr, habe ihr diese Brillanten eingebracht? rief sie mit kreischender Stimme der Menge zu. Nein, ich weiß das besser! Ihr Vater war mein guter Freund, und wir haben manches kleine Geschäftchen miteinander gemacht, als er noch ein kleiner Handelsjude war, der mit dem Päckchen auf dem Rücken durch die Straßen ging. Nach-

her ist er durch Handel reich und ich arm geworden, aber die Brillanten hat sie doch nicht von ihrem Vater. Leute, hört, wer diese ist, die uns so stolz anschaut. Das ist die Jüdin Mariane Meier, die Maitresse des alten Fürsten Reuß!

Ach, eine Maitresse! lachte und jubelte das Volk. Und die schaut uns an, als ob sie eine Königin wäre. Trägt Brillanten im Haar, meint ihre Schande zu verbergen unter Sammet und Seide! Hat —

Eben fuhr mit donnerndem Geräusch der Wagen vor, die gallonirten Diener öffneten den Schlag und beeilten sich, die Leute bei Seite zu schieben, damit ihre Herrin auf dem ausgelegten Teppich zu ihrer Kutsche schreiten könnte.

Wir lassen uns nicht zurückdrängen, brüllten die Leute, wir wollen uns die schöne Maitresse in der Nähe beschauen!

Und unter Hohngelächter und Geschrei schoben sie sich dicht an Mariane heran. Sie schritt langsam, mit hochgehobenem Haupt, vorwärts und schien alle diese beleidigenden Worte gar nicht zu vernehmen. Nur ihre Wangen waren noch bleicher geworden und ihre Lippen zuckten leise, wie von verhaltenem Zorn.

Jetzt hatte sie sich bis zu ihrem Wagen durchgedrängt und stieg ein. Die Diener schlugen den Schlag in die Höhe, aber die Menge umdrängte den Wagen und schaute durch die Glasfenster und hohnlachte: seht, seht, die schöne Maitresse! Hurrah! Es lebe die Maitresse!

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein und der Wagen setzte sich in Bewegung, aber nur langsam und im Schritt konnte er sich bewegen, denn das höhnende Volk machte sich ein Vergnügen daraus, wie eine schwarze, ungeheure Woge mit fortzurollen und der stolzen Equipage der Maitresse jeden Schritt vorwärts streitig zu machen.

Mariane saß aufrecht in ihrem Wagen, mit flammenden, kalten Blicken die Menge anstarrend. Nicht eine Thräne umdüsterte ihr Auge, kein Wort, kein Schrei kam von ihren fest aufeinandergepreßten Lippen. Auch jetzt nicht, als der Wagen, um die Ecke biegend, endlich Raum gewann und mit donnerndem Geräusch dahin flog, auch jetzt nicht veränderte sich ihre Stellung oder der Ausdruck ihres Gesichtes. Bald hatte sie das Hotel erreicht, vor dem Vestibule hielt der Wagen an, und der Lakai öffnete den Schlag. Mariane stieg aus und schritt langsam, stolz und ruhig zu der Treppe hin. Der Lakai eilte ihr nach und wie sie eben bis zum ersten Absatz gelangt war, stand er hinter ihr und flüsterte: Madame, ich bitte um Vergebung. Ich war wirklich ganz unschuldig. Da Ihre Gnaden zuletzt gekommen waren, mußte der Wagen als der letzte in der Reihe anfahren, und deshalb dauerte es jetzt so lange, bis er vorwärts kommen konnte. Ich bitte um Verzeihung, Ihre Gnaden!

Mariane wandte nur langsam einen Moment das Haupt zu ihm und schaute ihn flüchtig an mit einem müden, verächtlichen Blicke, dann schritt sie, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe höher hinauf.

Der Lakai blieb stehen und schaute der stolzen Gestalt nach, wie sie langsam empor schwebte, und flüsterte seufzend: Sie wird mich fortjagen lassen! Sie verzeiht niemals! —

Mariane hatte jetzt die obere Etage erreicht und schritt den Corridor hinunter, langsam, stolz wie immer. An der Thür stand ihr Kammerdiener, der sie mit tiefer Verneigung empfing und vor ihr die beiden Flügel der Thür öffnete. Sie durchschritt ernst und still die lange Reihe der glänzenden Gemächer, die sich vor ihr aufthat, und trat in ihr Toilettenzimmer ein. Dort harrten ihrer ihre beiden Kammerfrauen, um ihr beim Anlegen einer bequemeren Haustoilette behülflich zu sein.

Wie sie sich ihrer Herrin näherten, machte sie eine stolze, abwehrende Bewegung mit der Hand. Hinaus! sagte sie, hinaus! Nichts weiter, aber es klang wie ein Schmerzensschrei, ein Zornesruf, und die Kammerfrauen beeilten sich daher, zu gehorchen, oder vielmehr zu entfliehen. Als die Thür sich hinter ihnen schloß, stürzte Mariane hin, schob den Riegel vor und ließ die Portiere niederrauschen.

Nun war sie allein, nun konnte Niemand sie sehen, Niemand sie hören. Mit einem wilden Aufschrei hob sie ihre schönen Arme empor und riß das Brillantdiadem aus ihrem Haar und schleuderte es zur Erde. Dann löste sie mit zitternden Händen den goldenen Gürtel von ihrer herrlichen Gestalt und die funkelnden Nadeln aus ihrem Haar und warf all dies kostbare Geschmeide zu Boden. Und mit ihren kleinen Füßen, mit den goldgestickten Atlasschuhen trat sie, stampfte sie auf das Geschmeide, mit flammenden Blicken, die Lippen vor Zorn emporgehoben, daß man die zwei Reihen köstlicher Zähne sah, die sie fest auf einander gepreßt hatte. Ihr langes Haar, nicht mehr von den Nadeln und Spangen zurückgehalten, war niedergefallen und umfloß jetzt, einem schwarzen Schleier gleich, ihre Gestalt und legte sich dicht an das sammetne Purpurgewand. Wie eine Göttin der Rache war sie anzuschauen, so schön, so stolz, so zornflammend und so prächtig, die kleinen, geballten Hände zum Himmel empor schleudernd, mit den Füßen das blitzende Geschmeide zertretend.

Verhöhnt, verlacht! murmelte sie. Das gemeinste Weib der Straße glaubt ein Recht zu haben, mich verachten zu können, mich, die stolze, die gefeierte Mariane Meier, mich, zu deren Füßen Grafen und Fürsten umsonst geseufzt haben! Und was bin ich denn, daß man es wagen darf, mich zu verachten?

Sie fragte es mit einem trotzigen, flammenden Blicke gen Himmel, aber auf einmal zuckte sie zusammen und ließ demüthig und zerbrochen ihr Haupt auf ihre Brust niedersinken.

Ich bin eine Schmachbeladene, flüsterte sie, Brillanten und Goldgeschmeide verhüllen nicht meine Schande. Ich bin die Maitresse des Fürsten, weiter nichts!

Aber dies soll anders werden, rief sie auf einmal laut und stürmisch. Ich will ein Ende machen, ich muß ein Ende machen. Diese Stunde hat über mein Schicksal entschieden und meinen Starrsinn gebrochen! Ich glaubte der Welt Trotz bieten zu können in meiner Weise, glaubte, ihre Vorurtheile verhöhnen und verachten zu können, aber die Welt ist stärker, als ich, und so muß ich mich fügen und ihr Trotz bieten in ihrer Weise. Und das will ich und das werde ich! Gleich jetzt soll's geschehen!

Ohne weiter zu überlegen und zu sinnen, verließ sie das Gemach und eilte wieder durch die glänzenden Säle dahin. Ihr Haar flatterte jetzt wild um sie her, wie züngelnde Schlangen, ihr Purpurgewand, nicht mehr von dem goldenen Gürtel zusammengehalten, floß lose um ihre hohe Gestalt nieder.

Sie achtete gar nicht auf diese Unordnung ihrer Toilette, ihre ganze Seele war nur erfüllt von Einem Gedanken, Einem Wollen.

In athemloser Hast war sie vorwärts geeilt und öffnete jetzt mit raschem Griff eine letzte Thür, durch welche sie in ein mit allem Luxus und Comfort ausgestattetes Gemach eintrat.

Bei ihrem so unvermutheten und plötzlichen Erscheinen erhob sich der Herr, der da drüben auf dem seidenen Divan geruht, und blickte mehr erschreckt, als erfreut nach der unerwarteten Störung sich um. Als er indessen Mariane erkannte, flog ein Lächeln über seine Züge und er beeilte sich, ihr mit freundlichem Gruß entgegen zu gehen.

Schon wieder zurück, meine Theuerste? fragte er, ihr seine beiden Hände darreichend.

Ja, Durchlaucht, ich bin zurück, sagte sie trocken und kalt.

Ueber die alternden, matten Züge des Herrn flog ein ängstlicher Ausdruck und er heftete seine großen, von dicken, weißen Augenbrauen beschatteten Augen fest und prüfend auf seine Freundin hin. Jetzt erst gewahrte er ihr zorniges Antlitz und die Unordnung ihrer Toilette.

Mein Gott, Mariane, fragte er lebhaft, was bedeutet Ihre Aufregung, Ihre Unfreundlichkeit gegen mich? Was ist Ihnen geschehen?

Es ist mir geschehen, daß ich beschimpft, insultirt, bis auf den Tod gekränkt bin, rief sie mit zitternden Lippen, mit flammender Zornesröthe auf den Wangen. Es ist mir geschehen, daß ich eine Viertelstunde, nein, eine Ewigkeit das Hohngelächter, die Verachtung, das Gespött des Pöbels habe ertragen müssen, daß man mich öffentlich beschimpft und geschändet hat.

Mein Gott, rief der alte Herr, ängstlich die Hände faltend, was ist denn geschehen? Wer trägt denn die Schuld an dieser Beleidigung?

Wer die Schuld daran trägt? fragte sie, ihre flammenden Augen mit einem fascinirenden Ausdruck auf ihn richtend. Sie allein, mein Fürst, Sie sind die Schuld meiner Schmach und meiner Demüthigung. Um Ihretwillen hat mich der Pöbel verhöhnt und hat mich Ihre Maitresse genannt und hat gespottet über meine Brillanten, den Kaufpreis meiner Schande! Oh, wie viel Schmach, wie viele Demüthigungen habe ich nicht um Ihretwillen schon erduldet, mit wieviel blutigen Thränen habe ich nicht diese Liebe schon verwünscht, die mich an Sie fesselt, und die ich doch nicht aus meinem Herzen reißen konnte, denn sie ist stärker, als ich! Aber jetzt ist es genug! So viel Schande und Spott erträgt mein Stolz nicht. Leben Sie wohl, mein Fürst, mein Geliebter, ich muß Sie verlassen, ich darf nicht mehr bei Ihnen bleiben, wenn die Schande mich nicht tödten soll! Leben Sie wohl! Niemand soll es mehr wagen dürfen, mich eine Maitresse zu nennen!

Sie wandte sich mit einem letzten, glühenden Scheideblick nach der Thür hin, aber der Fürst hielt sie zurück. Mariane, fragte er zärtlich, wissen Sie denn nicht, daß ich Sie liebe, daß ich nicht ohne Sie leben kann?

Sie schaute zu ihm hin mit einem bezaubernden Lächeln. Und ich? fragte sie. Fern von Ihnen werde ich sterben vor Liebeskummer, bei Ihnen werde ich sterben vor Schmach. Ich ziehe den Liebeskummer vor! Leben Sie wohl! Niemand soll mich mehr eine Maitresse nennen dürfen! — Und sie legte schon die Hand auf den Griff der Thür.

Der Fürst legte seine beiden Arme um ihre Gestalt und zog sie zurück. Ich lasse Dich nicht fort, sagte er glühend. Du bist mein und sollst es bleiben. Oh, warum bist Du so stolz und kalt! Warum willst Du unserer Liebe nicht das Opfer Deines Glaubens darbringen! Warum bestehst Du darauf, eine Jüdin zu bleiben!

Durchlaucht, fragte sie, ihr Haupt sanft an seine Schulter legend, weshalb sollte ich denn eine Christin werden?

Weshalb? rief er. Deshalb, weil meine Religion und die Landesgesetze es mir verbieten, eine Jüdin zu meiner Gemahlin zu machen.

Und wenn ich Ihnen auch das Letzte noch opferte, was ich besitze, flüsterte sie, mein Gewissen und meine Religion?

Mariane! rief er feierlich und laut, ich wiederhole Dir, was ich Dir schon oft gesagt habe: werde eine Christin, damit Du meine Gemahlin werden kannst!

Sie schlug mit einer heftigen Bewegung ihre Arme um seinen Hals und schmiegte sich fest an ihn: ich werde eine Christin! flüsterte sie.

Liebe und Politik.

Endlich also, endlich! rief Gentz*) mit dem Ausdruck glühender Zärtlichkeit, sich Marianen nähernd, welche ihm mit einem holden Lächeln entgegen ging. Wissen Sie, Theuerste, daß Sie mich seit acht Tagen zur Verzweiflung gebracht haben? Kein Wort, keine Botschaft von Ihnen! So oft ich kam, Sie zu sehen, immer abgewiesen. Immer dieses fürchterliche: „Ihro Gnaden sind nicht zu Hause!" während ich doch Ihre Nähe in jedem Nerv, jeder Ader fühlte und den Zauber Ihres Wesens in meinem zuckenden Herzen empfand. Und abgewiesen! Keine Antwort auf meine Briefe, auf mein glühendes Flehen, Sie nur eine Viertelstunde zu sehen!

Nun, Sie Undankbarer? fragte Sie lächelnd. Habe ich nicht heute zu Ihnen gesandt? Habe ich Ihnen nicht ganz freiwillig dieses Rendezvous gewährt und Sie zu mir gerufen!

Sie wußten wohl, daß ich gestorben sein würde, wenn Sie nicht endlich Sich meiner erbarmten! Oh, Sie können nicht denken, himmlische Mariane, welche Thorheiten mich die Verzweiflung schon hat begehen lassen. Um Sie zu vergessen, habe ich mich in Zerstreuungen, in Arbeiten, in Liebesaventüren gestürzt! Alles umsonst. Inmitten unserer Feste war ich traurig, bei meinen Arbeiten war ich zerstreut, und um meinen Liebesbetheurungen Leidenschaft und Wahrheit zu geben, mußte ich die Augen schließen und mir einbilden, Sie seien es, zu der ich redete.

Und dann gelang es Ihnen, nicht wahr? fragte Mariane lachend.

Ja, dann gelang es mir, sagte er vollkommen ernsthaft, aber meine Geliebte der Zerstreuung und Verzweiflung ahnte nicht, daß ich sie nur deshalb so feurig umarmte, weil ich in ihr meine Geliebte des Herzens und der Begeisterung küßte.

Und wer war Ihre Geliebte der Zerstreuung und Verzweiflung? fragte Mariane.

Ach, Mariane, können Sie verlangen, daß ich ein Weib verrathen soll?

Nein, nein, es freut mich, Sie als einen discreten Cavalier kennen zu lernen. Sie sollen kein Weib verrathen! Ich will Ihnen den Namen sagen! Die Geliebte der Zerstreuung und Verzweiflung war das schönste und bezauberndste Weib in Berlin, es war die Schauspielerin Christel Enghaus. Mein Freund, ich mache Ihnen mein Compliment, bei dieser Schönen den Sieg über alle die girrenden, schmachtenden, verliebten Fürsten, Grafen und Herren davongetragen zu haben. Sie haben Ihre acht Tage der Verzweiflung wirklich gut und würdig zu benutzen verstanden!

Und doch, Mariane, doch wiederhole ich Ihnen: sie war nur meine Geliebte der Zerstreuung, und nur um Sie zu vergessen, stürzte ich mich in dieses Verhältniß!

Sie lieben mich also wirklich? fragte Mariane.

Mariane, ich bete Sie an! Sie wissen es. Oh, ich darf Ihnen das jetzt sagen. Früher schreckten Sie mich zurück und wollten nichts hören von der Liebe des verheiratheten Mannes. Aber jetzt ist diese Schmach von mir abgefallen, Mariane, jetzt bin ich kein verheiratheter Mann! Jetzt bin ich frei und alle Frauen der Welt dürfen sich kein Gewissen mehr daraus machen, mich zu lieben. Ich bin frei, wie der Vogel in der Luft.

Und wollen wie der Vogel hierhin und dorthin flattern?

Nein, schönste, herrlichste Mariane, Ihr Herz soll der Käfig sein, in welchem ich mich einschließe.

Hüten Sie Sich, mein Freund! Wenn dieser Käfig nun keine Thüre hätte, aus welcher Sie wieder entschlüpfen könnten?

Wär' eine Thür darin, ich würde sie verwünschen.

So grenzenlos also lieben Sie mich, daß Sie mir Ihre kaum erworbene Freiheit opfern wollen?

Sie fragen noch, Mariane? fragte Gentz, zärtlich ihre schöne Hand an seine Lippen drückend.

Ernsthaft gesprochen, Freund, sagte sie lächelnd. Sie bieten mir also Ihre Hand an? Sie wollen mich heirathen?

Gentz zuckte leise zusammen und blickte erstaunt und erschrocken zu ihr empor. Mariane lachte laut.

Ach, sagte sie, Ihr Gesicht ist die wundervollste Illustration von Goethe's Gedicht. Sie kennen's doch? Und mit komischem Pathos recitirte sie:

> Heirathen, Kind, ist wunderlich Wort.
> Hör' ich's, möcht' ich gleich wieder fort.

Mein Gott, welch ein tiefer Menschenkenner ist doch der große Goethe, und wie stolz bin ich darauf, ihn meinen Freund nennen zu können! „Heirathen, Kind, ist wunderlich Wort."

Mariane, Sie sind grausam und ungerecht, Sie —

Und wissen Sie, wie das Gedicht weiter geht? unterbrach sie ihn. Das Mädchen antwortet darauf:

> Heirathen wir eben,
> Das Uebrige wird sich geben.

Sie höhnen und spotten, rief Gentz lächelnd, und wissen doch, daß bei uns das Uebrige sich leider nicht hinterher geben würde, sondern vorher mein schönstes Glück, das Glück, Ihr Gemahl zu sein, unmöglich macht. Sie sind ja leider keine Christin, Mariane. Ich kann Sie also nicht heirathen.

---

*) Friedrich von Gentz, der bekannte Staatsmann.

Und wenn ich doch eine Christin wäre, Friedrich? fragte sie mit süßer, flötender Stimme.

Er richtete seine Augen mit einem forschenden Ausdruck auf ihr reizendes, lächelndes Angesicht. Wie? fragte er verlegen. Wenn Sie doch eine Christin wären? Was wollen diese Worte sagen, Mariane?

Sie wollen sagen, Friedrich, daß ich dem Manne, welcher mich so glühend, so ausdauernd und treu liebt, den höchsten Beweis meiner Liebe gegeben habe. Ich bin Christin geworden um seinetwillen. Gestern ist die Ceremonie der Taufe gewesen. Jetzt, mein Freund, frage ich Sie noch einmal, frage Sie als Christin: Gentz, wollen Sie mich heirathen? Ehrlich und offen, mein Freund! Bedenken Sie, daß es die Geliebte Ihres Herzens und Ihrer Begeisterung ist, welche vor Ihnen steht und von Ihnen eine Antwort fordert. Bedenken Sie, daß dieser Augenblick über unser Beider Zukunft entscheidet und sofort und auf der Stelle entscheidet. Denn Sie sehen, ich habe alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, ich bin Christin geworden und ich sage Ihnen, ich bin bereit, noch in dieser Stunde Ihre Gemahlin zu werden. Noch einmal also: Gentz, wollen Sie mich heirathen?

Er war aufgestanden und ging heftig einige Male auf und ab. Mariane verfolgte ihn mit einem lauernden Blick, einem spöttischen Lächeln, aber als er jetzt zu ihr trat, nahm sie schnell eine ernsthafte Miene an.

Mariane, sagte er fest, Sie wollen die Wahrheit wissen, und ich liebe Sie zu sehr, um Ihnen dieselbe verhehlen zu können. Ich will, ich darf, ich kann Sie nicht heirathen. Ich will nicht, weil ich mich außer Stande fühle, die Fesseln der Ehe noch einmal zu tragen! Ich darf nicht, weil ich Sie unglücklich und elend machen würde. Ich kann nicht, weil das hieße, einen Verrath an der Freundschaft begehen, denn Sie wissen es wohl, der Fürst von Reuß ist mein Freund!

Und ich bin seine Maitresse, das wollten Sie doch sagen?

Er liebt Sie grenzenlos, wollte ich sagen, und er ist ein edler, großsinniger Mann, dessen Herz brechen würde, wenn man Sie ihm raubte.

Also zum letzten Male: Sie wollen mich nicht heirathen?

Mariane, ich liebe Sie zu sehr, um Sie heirathen zu können!

Mariane lachte laut auf. Ein seltsamer Weigerungsgrund, in der That, sagte sie. So originell, daß ich Ihnen deshalb sogar Ihre Weigerung verzeihen könnte. Und dennoch hatte ich so fest und sicher auf Ihre Liebe und Ihre Einwilligung gerechnet, daß ich, im Vertrauen darauf, schon alle Vorbereitungen getroffen hatte, um heute noch unsere Trauung vollziehen zu lassen. Schauen Sie mich doch an, Gentz, sehen Sie nicht, daß ich im Brautanzug bin, im weißen Atlasgewand?

Ihre Schönheit umgiebt Sie immer mit einem Brautanzug, Mariane.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Eine Schmach für die deutsche Bühne, besonders aber für den Stand der Schauspieler insbesondere, ist das in neuerer Zeit auftauchende Bankerottmachen mehrfacher Theatermitglieder und zwar Subjecte, die eine Jahresgage von mehreren tausend Thalern als unverheirathete Männer bezogen. Bei Kaufleuten können Conjuncturen kommen, wo der Concurs ohne Verschulden eintritt, hier aber ist es eine Lüderlichkeit, die keine Entschuldigung zuläßt. Neuerdings ist dieser Fall wieder in Hamburg und im Hoftheater zu D. vorgekommen, wo ein in allen Weltlüsten herumschwelgender Mensch bei einer höchst anständigen Gage sich dieses Mittels bedienen mußte. In einer Zeit, wo ehrenwerthe, der Bühne angehörige Männer zu Berlin die Perseverantia gründeten, wo man Cartelvereine errichtet und verschiedene Directoren von Provinzialtheatern ihren Mitgliedern strenge Solidität zur Pflicht machen, sollten doch wirklich einmal die Intendanzen der Hoftheater dergleichen Unfug zu steuern suchen. Wenn an den Theatern Väter zahlreicher Familien mit oft halb solchem Einkommen in Ehren bestehen, warum sollte dies nicht auch ein Anderer können? Die Sache hat in der That nicht nur für die Kunst, sondern auch für die Directionen Bedeutung. Wie kann ein Schauspieler, der früh von seinen Gläubigern mahnend aus dem Bett geweckt und dann den Tag über, wo er geht und steht, verfolgt wird, wie kann dieser mit Ruhe an das Lernen seiner Rolle, überhaupt an die Erfüllung seiner Pflichten gehen? Die Kunst will in ihrer Reinheit erfaßt und dargestellt sein und steht entfernt jeglicher Frivolität. Nur der wahrhaft reine Mensch ist fähig, Das zu fühlen und zu empfinden, was in stillen Nächten der

Seele des Dichters entsprossen. Ein Künstler, an dessen Privatleben kein Mangel haftet, wird dem Publikum auf der Bühne doppelt werth sein. Alte Gaukler citiren in solchen Fällen immer den Iffland, der einmal gesagt haben soll: „kann ich den Schauspieler gebrauchen, so schneide ich ihn vom Galgen ab!" Hat dies Iffland wirklich gesagt, so ist es vielleicht im Scherz geschehen, und zwar zu einer Zeit, wo noch unendliche Rohheit beim Theater herrschte und Routine für Alles galt. Unsere Zeit aber ist eine verfeinerte geworden, hat gewaltig zugenommen an Bildung und will nicht, daß Diejenigen, welche sich Künstler nennen, welche vom König oder städtischen Behörden angestellt sind, Kaufleuten, Gastwirthen, Handwerkern auf nichtswürdige Weise die Zahlung schmälern, zumal es ihnen nicht an pecuniären Mitteln fehlt, indem sie ein festes Einkommen genießen. Außer vielen Unannehmlichkeiten raubt ein solch zerrüttetes Schuldenwesen den Secretairen, Cassenbeamten, überhaupt der ökonomischen Verwaltung des Theaters viel Zeit. Legt das Gericht nicht als executivisches Zwangsmittel Beschlag auf die Gage eines stets Verklagten, so ist es eine Anzahl ungestümer Gläubiger, welche sich nach der Canzlei drängen. Das stete Vorschußgeben, Eintragung der Abschlagszahlung auf die Gage, Ausgleichung so manch entstehender Differenz, dies Alles raubt nicht nur die Zeit, sondern verbittert der Direction und den leider damit heimgesuchten Beamten auch noch das Leben. Endlich aber äußert sich solch Gebahren von Etlichen höchst verderblich auf den ganzen Stand, denn unwillkürlich drängt sich dem Bürger und anderen Schichten des Volkes der Glaube auf: wenn die Angesehenen und Hochgestellten der Bühne ein solch abscheulich Leben führen, wie muß es da erst abwärts aussehen. Was soll man von einem solchen Menschendarsteller halten, der in den Theaterkritiken als groß und „unübertrefflich" geschildert wird und in der Stadt nicht mehr Credit auf ein Paar Stiefeln besitzt. Wo soll da Achtung für einen Menschen herkommen, der nicht nur in seinen vier Pfählen, sondern auch öffentlich mit größter Gleichgültigkeit höchst injuriöse Bemerkungen von seiner nicht bezahlten Waschfrau hinnimmt oder von einem Handwerker ein „Lump" genannt wird? Wir könnten das Bild solcher Vagabonden in schwarzem Frack, weißer Weste, Glacéhandschuhen und Glanzstiefelchen noch weiter ausführen, wenn sich nicht das Gefühl sträubte, länger im Anschauen solch modern geformten Gesindels zu verweilen.

Die Gelehrten des Kladderadatsch. Unter diesem Titel hat zu Dresden ein junger Jurist, ein höchst witziger Kopf, eine zweiactige Posse geschrieben, die sich noch im Manuscript befindet. Der erste Act spielt in Berlin, der zweite zur Hälfte in Kalisch und dann wieder in Berlin. Die Grundidee ist: daß ein Landstand aus der Provinz seiner Frau aus Berlin „Hofmann'sche Tropfen" mitbringen soll und deshalb auf Befragen nach Erlangung derselben listiger Weise zum Verleger des Kladderadatsch, A. Hofmann, geschickt wird, wo er die Gelehrten desselben vorfindet. Der im Stück vorkommende „Vicedom" heißt dann „Witze-Dohm". Höchst drollig ist die Scene, wo die „Gelehrten des Kladderadatsch" beschließen, in Sibirien humoristische Studien zu machen und bereits in Kalisch angelangt sind. Hier fangen sie einen Brief auf, den die Herren Barone Prudelwitz und Strudelwitz an den Gouverneur von Tobolsk geschrieben, worin sie denselben ersuchen, diese mechanten Litteraten sofort zur Zwangsarbeit in die Gruben des Mansfelder Bergbaues bringen zu lassen. Nach lauter Vorlesung des Briefes, in bekannter Manier geschrieben, stürzen Zwickauer, Müller und Schulze athemlos zur Thür herein. Sie kommen als Deputation von ganz Berlin, das sich in vollständigem Aufruhr befindet, da bereits zwei Nummern des Kladderadatsch nicht erschienen sind. Die Noth nach Witzen ist größer gestiegen, als die Logisnoth. Zwickauer stürzt in die Kniee und beschwört die „Berlinmüden" zur Rückkehr. Die Gelehrten des Kladderadatsch fühlen ein menschliches Rühren und — schlagen ein. Sie kehren zurück und werden am schlesischen Bahnhof von den Spitzen der Bethörten empfangen, wo der bekannte Schulknabe dann eine Rede hält.

Ungekannter Nutzen. Aus den letzten Abfällen der Cocons, die bisher selten benutzt, gewöhnlich weggeworfen wurden, erzeugt man jetzt ein vortreffliches Seidenpapier, das an Schönheit und Güte alle bisherigen Sorten übertrifft.

Eine Hochzeitfeier bei den Kaffern. Deutsche Missionaire unter den Kaffern beschreiben eine solche Feier in folgender Weise. Die Hochzeit ward in einer Viehkraale, einem Raum, wo gegen tausend Stück Vieh eingetrieben werden konnten, gehalten. Vier bis fünfhundert Kaffern waren zugegen. Der Bräutigam war nur an einem großen rothen Barte und daranhängendem langen rothen Zopf, aus rothem Garn gemacht, und die Braut an einem großen Messer und einem großen Ring erkennbar. An dem einen Ende der Kraale stand ein Baum, in dessen Schatten sich die ältesten Männer gelagert hatten. Von da aus quer durch die Kraale saßen gegen hundert Kaffern, Männer und Frauen durch einander. Diesen standen ebensoviel Kaffern in Männern und Frauen gegenüber, um den Hochzeitsang aufzuführen und weiterhin in dem Zaun, welcher die Kraale einschloß

saß und stand ein anderer Haufe von Zuschauern. Als der Tanz begann, stellten sich gegen vierzig Männer den Sitzenden gegenüber, in Reihe und Ordnung, an ihrer Spitze ein Obertanzmeister, der das Ganze commandirte. Die erste Reihe unter den Tanzenden nahmen die Alten ein, dann kamen die Verheiratheten und zuletzt die jungen Männer, hinter den Männern die Frauen und Mädchen. In der Mitte zwischen den Sitzenden und Stehenden waren einige alte Mütter, schon krumm von der Last der Arbeit und Jahre, die aber gleichwohl vor Begierde brannten, wenn der Tanz losgeht, ihre alten Beine in der Luft herum zu werfen. Die Männer waren fast ganz nackt, nur Kopf, Hals und Leib mit rothem Garn umwunden, in den Händen Stöcke und Schilde haltend, welche letztere von Fellen gemacht waren. Zum Theil hatten sie auch auf der Brust ein Kreuz von rothem Garn. Auf das Commando des Obertanzmeisters begann der Tanz mit einem eintönigen, brüllenden Liede, das die Tänzer anhoben. Singend näherten sie sich den Sitzenden unter einem entsetzlichen Stampfen mit den Füßen, daß die Erde erbebte. Während dessen sprang hier und da Einer von den Sitzenden auf, lief wie wahnsinnig mit verzerrten Geberden in erstaunlicher Schnelligkeit einigemal hin und her, vorwärts und rückwärts, sprang dann mehrmals in die Luft, und setzte sich dann wieder mit einer so ernsten Miene an seinen Platz, als ob er die allerwichtigste Staatsaction ausgeführt hätte. Eine besondere Kunst bewiesen die Tänzer darin, daß sie im Tanz aufsprangen und mit dem einen Beine die innere flache Seite des Schildes trafen, welches sie trugen, so daß ein lautes Klappern entstand. Ueberhaupt war Lärmmachen die Hauptsache bei der Hochzeitfeier. Da es gerade ein sehr heiterer, warmer Tag war und die Sonne den Leuten auf die Köpfe brannte, lief ihnen der Schweiß stromweis am Leibe herunter, aber sie wurden weder vom Tanzen und Lärmen, noch von der Hitze ermüdet und ermattet. Damit übrigens die Kräfte nicht ausgehen sollten, wurden fortwährend große Töpfe voll berauschenden Getränks in die Kraale gebracht, und da hat keiner der Tänzer an's Müdewerden denken können.

Theaterzettel mit pomphaften Phrasen zu machen, ist für die Theaterdirectoren reisender Gesellschaften eine wahre Lebensaufgabe, und so Mancher, der da seinen Thespiskarren in die bescheidenen Räume eines Gasthofes schiebt, versteht sich auf dies Ding recht meisterlich. Wollte nur die Vorsehung, es würden die dramatischen Dichter auch von anderer Seite immer so günstig beurtheilt, wie von den Theaterprincipalen, wenn sie irgend ein neues Stück geben und dasselbe auf dem Zettel dem Publikum anpreisen. Da glänzt Alles im hellsten Licht, da werden oft ganz obscure Dichter zu großen Meistern gestempelt, die schon bei Lebzeiten mit dem faustdicken Lorbeerkranz einhergehen. Angelweit reißt ein solcher Verkündiger die Pforten der Unsterblichkeit auf. In Betreff des ewig glänzenden Ruhmes denkt er hier: „Es wird gemacht, was gemacht werden kann!" denn es gilt die Casse zu füllen, und in solchen Momenten, wo man eine Phrase frei [illegible] Publikum, da ras't der Styl und will sein Opfe[illegible]en.

Als Beispiel solch kühn geformter Dinte-Krystallisation liegt uns ein Theaterzettel aus dem Städtchen Groß-Strehlitz in Oberschlesien vor, wo am 18. September d. J. unter der Direction eines Herrn Thomas das „große historische Trauerspiel — Essex" mit Dutzendbillets zu drei Thalern auf den ersten Platz die weltbedeutenden Bretter beschritt. Nach Aufzählung der im Stück beschäftigten Personen kommt mit großer Schrift zu Gunsten des Verfassers und Appetitmachung des Publikums das große kritische Syrupslager, die gefeite Honigwambe aus dem Heerlager des Bühnenvaters zu Groß-Strehlitz. Man höre, wie Thomas ins Geschirr geht:

Ich erlaube mir die hiesigen hochgeehrten Theaterfreunde auf die heutige Vorstellung ganz besonders aufmerksam zu machen. „Essex" von Laube (dem berühmten Verfasser von „die Karlsschüler" „Prinz Friedrich" 2c.) ward am 5. September v. J. zum ersten Male auf dem k. k. Hofburgtheater in Wien gegeben, und von diesem Zeitpunkt schreibt sich die allgemeine Aufmerksamkeit und der Enthusiasmus her, mit welchem dies außerordentliche Meisterwerk in allen Städten Deutschlands aufgenommen worden ist. — Im Stücke „Essex" vereinigt sich Alles, um dem Zuschauer ein lebendes Bild der characteristischen und merkwürdigsten Zeitperiode aus dem Leben und der Regierung der Königin Elisabeth von England, in idealer und höchst origineller Weise vorzuführen. Essex, gestürzt durch die Ränke und Intriguen seiner Feinde, beschimpft durch einen Schlag, den die Königin in rasender Eifersucht ihrem ehemaligen Günstling ertheilt, wird Rebell — das Stück zeigt ihn uns als stolzen Sieger und später als Besiegten — und als Verurtheilten auf dem letzten Weg zum Schaffot.

Das Werk ist vom Anfang an so spannend, von Scene zu Scene an Affekten sich steigernd, die Figuren des Stücks, auch die komische des Jonathan, so charakteristisch und originell, daß ich mit Gewißheit unserem geehrten Publikum einen ganz ungewöhnlich genußreichen Abend versprechen kann. Ich ersuche daher alle Theaterfreunde, meinem hiesigen Unternehmen ihre freundliche Aufmerksamkeit zu schenken. Thomas.

So erspart man einen Groschen. Beim Eintritt in die Gemäldegallerie zu Dresden hat Jedermann seinen Spazierstock gegen eine Marke abzugeben und beim Aus-

tritt mit einem Neugroschen auszulösen. Vergangene Woche besucht ein Geizhals erster Sorte das Museum. Am Portal angekommen, denkt er mit Schrecken an den Tribut. Er trippelt umher, einen Groschen kann er unmöglich daran wagen. Da zieht er sich langsam in den Schatten der Säulen zurück, öffnet still die Weste und — er stößt den Stock hinab in das Beinkleid zur rechten Seite und wandelt hinein in das Heiligthum der Kunst. Zwar mit steifem Bein und die Treppe hinauf im Dreiachtel-Takt. Schadet aber Nichts, er trägt alle Beschwerden, kommt so wieder nach einer Stunde heraus und — hat sich einen Groschen erhalten.

Lichteffect. Als neulich zu Altona die Bühne mit einem Prolog eröffnet wurde, hatte der Dichter die neu eingerichtete Gasbeleuchtung zu Hülfe genommen. Auf die Worte: „Es werde Licht!“ folgte unter allgemeinem Applaus die volle Entfaltung des strahlenden Gaslichtes.

Hohes Alter. Man schreibt von der Eider: Zu Dörpling starb am 10. September ein Mann, Namens Jürgen Frahm, in dem Alter von 101 Jahren 76 Tagen. Als Greis von neunzig Jahren war er barfuß beim Kartoffelhacken beschäftigt und hatte in letzterer Zeit das Gehör verloren.

„Und 's ist Alles nit wahr!“ singt Nestroy; mithin auch die durch vielfache Journale gegangene Nachricht von der Auffindung des Crucifixes, welches im Frühjahr 1845 zu Dresden bei dem großen Eisgang der Elbe von der Brücke in die Fluth stürzte. Es ging die Sage, beim Drehen eines Dampfschiffes gegenüber dem Japanischen Palais, sei man auf einen harten Gegenstand gestoßen, und dies sei der Stein- und Metallkoloß. So weit hinwegzuschwimmen ist eine Unmöglichkeit, selbst wenn die Fluth noch so reißend wäre. Nach Ansicht Sachverständiger liegt das Crucifix dicht unterm Pfeiler der Elbbrücke und ist vielleicht vermöge seiner vielfachen Centnerlast einige Ellen tief in den sandigen Grund eingedrungen.

Humoralia. In Lyon stieß Abends auf dem Trottoir des Präfecturplatzes ein Seminarist an eine Dame, die in Stahl und Fischbein ging und bedeutenden Raum einnahm. Als die Dame laute Klage über ihr beschädigtes Kleid erhob, entgegnete der junge Mann trocken: „Ich habe blos an den Käfig gestoßen und hätte nicht geglaubt, daß ich dadurch den Vogel so laut zum Schreien bringen würde!“ — Allgemeines Gelächter unter den zahlreichen Spaziergängern.

. **Das Wettrennen.** Ein Mann, Namens Stier, der sich „concessionirter Laufkünstler“ nennt, fordert in einem Hamburger Blatte zu einem Wettrennen auf. — Wir glauben, daß sich in Hamburg Niemand findet, der Lust hat, es mit diesem Stier aufzunehmen, da sich dort bereits so Viele die Hörner an der Börse abgelaufen haben.

Litteratur.

Wir machen die Freunde des Humors — und wer wäre keiner? — auf ein Buch aufmerksam, dessen Lectüre uns die angenehmsten, interessantesten Stunden verschafft hat. Es ist: „Ideal und Kritik. Ein humoristisches Genrebild aus der Gegenwart von Hermann Presber. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn und Comp.“ — Wie Heine in seiner „romantischen Schule“ alles Große und Kleine, was in der Litteratur von sich reden machte, Revüe passiren ließ und oft mit unbarmherzigem Witz die Schwächen berühmter Autoren geißelte, so ähnlich verfährt Presber, nur daß er einzelne Capacitäten, die Heine als vielversprechende junge Heroen ehrenvoll anerkannte, als zurückgekommen und geistig invalide geworden nachweist. Wir wollen absichtlich nichts weiter verrathen, damit der Leser um so begieriger selbst nach dem Buch greife, um sich Ueberzeugung zu verschaffen, wie werth das Werk des Lesens ist.

Theater.

Berlin. Sonnabend, den 26. September, fand im Opernhause das 50jährige Dienstjubiläum und Benefiz des Komiker-[illegible]en Gern Statt. Kein Platz war unbesetzt, der ganze Hof, beide Majestäten an der Spitze, zugegen. Dargestellt wurden: „Das Jubiläum“, „die Unglücklichen“ (mit einer neuen, von Hofrath Schneider besonders zum Zweck des Tages eingelegten Rolle für Gern) und „Ein Stündchen vor dem Potsdamer Thore“ (worin Gern, der hohe Siebenziger, das Kindermädchen spielte.) Nach der Vorstellung versammelte sich, vom General-Intendanten berufen, die Mehrzahl des Hoftheater-Personals aus allen Branchen auf der geräumigen Bühne um den Jubilar, und Herr von Hülsen hielt eine herrliche, herzenswarme Ansprache, der er einen silbernen Lorbeerkranz mit goldner Schleife, auf dessen Blättern Gern's Rollen eingegraben, hinzufügte. Der Gefeierte dankte gerührt und Herr von Hülsen brachte ein ehrenvolles Hoch auf den greisen Mimen aus, in das sämmtliche Collegen Gern's und Alle, die auf der Bühne anwesend, freudig einstimmten. Damit schloß der Festabend.

Die Königsstadt brachte an einem Abend zwei Novitäten von bewährten Verfassern: Görner's einaktiges Lustspiel „Sperling und Sperber“ und dann, eigens für Fräulein Chorherr, den Braunschweiger Gast, geschrieben: „Eine böse Schwester“, von Kalisch

nach Bäuerle's „böser Lisel" bearbeitet. Das Görner'sche Stück wird zweifellos über die meisten deutschen Bühnen gehen. Es bringt alte Situationen mit so neuen Verflechtungen und Wirkungen, daß man, je mehr das Stück der Knoten-Auflösung entgegengeht, desto komischere Eindrücke davon erhält. Frau Wallner, Frl. Hintz, Hr. Keller, Hr. Mittell, Hr. Bischoff, Alle insgesammt spielen sie in jedem Moment vortrefflich. — Die Kalisch'sche Posse dagegen übt nicht den gleichen Reiz. Das ausgezeichnete Spiel der Herren Helmerding und Reusche und ein paar gute Couplets halten sie über Wasser. Aber im Ganzen ist sie voll „diebischen Unsinns", wie der Berliner sagt, und des Pudels Kern höchst unbedeutend.

Moden-Bericht aus Paris.

Unsere schönen Reisenden sind zum größten Theil noch fern von Paris; immer mehr und mehr wird es zur Gewohnheit, sehr spät hierher zurückzukehren, was unsere Magazine verhindert, die für die nächste Saison vorbereiteten Neuheiten frühzeitig zu unserer Ansicht zu stellen. Im Ganzen bedauern wir es nicht; entschädigt uns doch das schöne Wetter für Vieles und erlaubt uns noch immer, einen großen Theil unserer Sommer-Garderobe zu benutzen.

Die langen Schooßjacken von Tuch, Moirée antique oder Sammet, werden sehr in Aufnahme kommen, und wir können sie daher un[illegible]serinnen mit gutem Gewissen empfehlen. Außerdem sind es die viereckigen Cachemire, die jetzt herrschen; man sieht sie bereits viel und wird sie sehen, bis die Kälte da ist und gebietet, an die Long-Shawls zu denken, welche in diesem Jahr von ganz besonderer Eleganz sein werden.

Sehr bald werden wir mittheilen können, wozu man in diesem Winter hauptsächlich das Pelzwerk verwenden wird; man spricht davon, die Bournouße damit zu besetzen, doch ist dies noch nicht als ganz gewiß anzunehmen.

In unsern herrlichen Magazinen der Villes de France, diesem kleinen Kaiserreich der Neuheiten und des guten Geschmackes, finden wir die schönsten Herbstoffe bereits in unzähliger Menge zusammengestellt, z. B. Kleider mit Quilles, mit breiten Bajaderen-Streifen, oder mit schürzenartiger Garnirung von Sammet-Flechtwerk; Alles in den Stoff gewebt.

Wir haben bereits erwähnt, daß der Atlas wieder in Aufnahme kommt; wir wiederholen es und fügen hinzu, daß die vornehmen Damen diesen Stoff hauptsächlich begünstigen werden. Wir haben dies bei Mme. Palmyre erfahren, die so eben drei köstliche Atlasroben nach Rußland abgesandt hat.

Die erste von schwarzem Atlas war mit drei Spitzen-Volants bedeckt; den obern Rand der letzteren zierte eine cerise Sammet-Rüsche. Das ausgeschnittene Leibchen mit einer Schnebbe hatte einen Ueberkragen Antoinette, den eine cerise Sammetrüsche einfaßte. Dieses Kleid ist zu einem großen Diner oder einer Soirée bestimmt.

Das zweite Kleid, von kastanienbraunem Atlas, war schürzenartig mit braunem Sammet, den an jeder Seite eine reiche Guipüre einfaßte, garnirt. Das Leibchen war in gleicher Weise vorn herauf geziert; die Aermel, hängend und offen bis zum Armloch, hatten etwas anliegende Unterärmel, die in zwei Tüllpuffen endigten und mit blauen Bandrosetten geschmückt waren.

Die dritte, blaue, Atlas-Robe, hatte an den Seiten schwarze Sammet-Quilles, mit Posamenterieen und Schmelzeicheln besetzt. Taille mit Sammet-Revers; Aermel übereinstimmend garnirt. Vorn inmitten der Taille schwarze Sammetschleifen.

Bei Mme. Olivier sahen wir ebenfalls reizende Herbstkleider, doch nicht ausschließlich von Atlas, die meisten waren von Taffet, von Popeline, von Phantasiestoffen. Einige dieser Kleider haben keine Schöße, während andere noch mit denselben versehen sind, doch in neuem Genre, in neuem Schnitt.

Die beliebteste Taillen-Garnirung sind Brandenbourgs von Posamenterieen; sie bestehen in einer doppelten gedrehten Schnur und endigen an beiden Seiten in einer Eichel. Außerdem sind die modernsten Besätze Fransen, die in kleinen Büscheln herabfallen, mit Guipüre oder Chantilly-Bordüren; ausgeschlagener, carrirter oder oder gitterartiger Sammet, oder Quilles und schürzenartige Garnirungen.

Die Jagdzeit ruft eine Menge neuer Amazonen-Toiletten hervor und giebt auch Gelegenheit, die weißen Piqués noch vielfach zu verwenden. Die Schooßjacken dieses Stoffes werden zu schwarzen, braunen oder blauen Tuchröcken getragen, und zwar von einer Einfachheit, die man übertrieben nennen würde, wäre sie nicht von

unsern elegantesten Damen angenommen. Einige sind nur von einem einfachen Saume umgeben, andere von einer glatten Borte. Die reichsten sind mit Soutache-Stickereien und kleinen Eicheln garnirt. Die Aermel sind halbweit und das Leibchen eng anschließend, beides wohlgeeignet, die Taille in ihrer ganzen Leichtigkeit und Grazie zu zeigen.

Die schwarzen Spitzen-Mantillen sind beliebter als jemals, und werden in diesem Winter hauptsächlich zur Vervollständigung von Soiree-Toiletten dienen. Wir erinnern uns bei der Erwähnung dieses Artikels hauptsächlich an die Kunstwerke, die wir in dem schönen Magazin von Persan bewundert. Dieses Haus erfreut sich jetzt eines ebenso großen Ruhmes wegen seiner Spitzen, wie seiner prächtigen Cachemire; man kann sich keine größere Vollkommenheit in der Arbeit, keinen größeren Reichthum in den Mustern denken, als es hier der Fall ist. Die Spitzen und die Cachemire von Persan spielen eine Hauptrolle bei allen reichen Ausstattungen und werden vielfach nach dem Auslande versandt, wo sie nur dazu dienen, unsern Ruhm zu befestigen.

Die hübschesten Herbsthüte, die wir jetzt täglich bei Mme. Dowling bewundern, sind von weißem, violettem, lila, kastanienbraunem oder grauem Crepp, mit einem breiten Sammetbande und einer schwarzen Spitze eingefaßt. Dieser schräge Sammetstreifen und die Spitze wiederholen sich als Einfassung um das Bavolet.

Im Allgemeinen können wir versichern, daß die Hüte für diese Saison viel einfacher und weniger überladen gemacht werden; etwas, das wir als einen Fortschritt betrachten, der nicht unberührt bleiben darf.

Unter vielen köstlichen Hüten, die die Damen Bricard und Callman nach England versandten, waren diejenigen von grünem, strohgelbem, blauem und weißem Taffet in der Mehrzahl. Einige waren mit feinen Rollen von Seidentüll und Blumen, andere mit farbig gestickten Spitzen garnirt, die, an einer Seite in die Höhe genommen, von der andern herabfielen und hier eine Menge Blätter und wilde Rosen bedeckten. Den Rand des Schirmes faßten Säume von Band oder Tüll ein.

Mme. Tilman, deren Coiffüren in den Bädern so viel Triumphe gefeiert haben, beschäftigt sich jetzt mit den Neuheiten für die Herbst-Saison und ganz besonders mit den Garnirungen der Herbst-Hüte. Ihre Ateliers sind die Lieblings-Tempel der Flora, in der man die wahrhaftige Kunstfertigkeit, in Nachahmung natürlicher Blumen bewundern muß.

Wir erwähnen noch drei neue köstliche Armbänder, die von unserm Haarkünstler Lemonnier angefertigte Kunstwerke sind und dazu dienen, seinen Ruhm zu befestigen.

Ein Armband, von einem Haarbande gebildet, das ab und zu ein goldenes Medaillon, mit Brillanten eingefaßt, ziert. Es sind dies vier Medaillons, durch vier goldene Ketten zusammengehalten, die auf den Arm herabfallen.

Ein anderes Armband ist durch drei feine blonde Flechten gebildet, die durch eine goldene und schwarze Email-Agraffe eingeschlossen werden. Als Schloß dient ein breites Medaillon schwarz und gold, auf das mit Diamanten der Name Luise geschrieben ist.

Das dritte Armband besteht aus einer griechischen Flechte und einem breiten Maasliebchen von Rubinen und Brillanten. Alle drei Modelle sind für die Herbst-Saison bestimmt.

Erklärung des Modekupfers.

1. Taffetkleid, der Rock in Puffen genäht, die rosa Taffetbänder trennen. Hohe Taille ohne Schooß, vorn herauf in gleicher Weise wie der Rock garnirt. Schwarze Sammetmantille, mit kleinem reich gesticktem Fond und sehr breitem Spitzen-Besatz. Weißer Taffethut mit Rosen-Touffes und rosa Band garnirt. Kleiner gestickter Kragen. Unterärmel mit übereinstimmenden Revers.

2. Taffetkleid mit vielen schmalen Volants, die eine Rosenguirlande als Abpassung und schmale Fransen zieren. Hohes glattes Leibchen mit Gürtel und entsprechenden Revers. Weite hängende Aermel. Taffethut mit Bändern und kleinen Touffes, im Innern mit kleinen Blumenzweigen in Blondenrüschen garnirt. Kleiner gestickter Kragen; Puff-Unterärmel mit zwei Puffen.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder 2c. Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln. Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** — Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.



XXXVIII

№ 42. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Aus dem Roman

„Napoleon in Deutschland"

von

Louise Mühlbach.

(Schluß.)

Schön gesagt! Aber sehen Sie nicht dort auf dem Tisch den Kranz von blühenden Myrthen, meinen Brautkranz? Hony soit qui mal y pense! In der kleinen Kapelle steht auch schon der Priester bereit und erwartet das Brautpaar, die Lichter brennen vor dem Altar, Alles ist bereit zur Trauung. Nun denn, wir dürfen den Priester nicht länger warten lassen. Sie wollen nicht als mein Bräutigam bei der Trauung wirken, nun wohl, so fungiren Sie dabei als Zeuge! Wollen Sie das? Wollen Sie als treuer, verschwiegener Freund mir zur Seite stehen und meinen Contract mit unterzeichnen?

Ich bin bereit, Ihnen jeden Beweis meiner Liebe und Freundschaft zu geben, sagte Gentz ernst.

Wohl, ich rechnete auf Sie, rief Mariane lächelnd, und, um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich rechnete auch ein wenig auf Ihre Weigerung, sich mit mir zu vermählen. Kommen Sie, reichen Sie mir Ihren Arm! Ich will Ihnen die kleine Kapelle zeigen, welche der Fürst von Reuß hier im österreichischen Gesandtschaftshôtel hat einrichten lassen. Das wird Niemandem von der Dienerschaft auffallen, ich hoffe überdies, daß uns Niemand begegnen wird. Vielleicht treffen wir in der Kapelle den Fürsten Heinrich, das ist ein Zufall, der Niemandem auffallen kann. Kommen Sie! Helfen Sie mir diesen langen, schwarzen Mantel umwerfen, der ganz und gar mein weißes Atlaskleid verbirgt. Den Myrthenkranz nehme ich unter den Arm, so sieht ihn Niemand. Und nun kommen Sie!

Ja, kommen Sie, sagte Gentz, ihr den Arm reichend, ich sehe wohl, daß Sie eine Mystification mit mir vorhaben, aber ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, in die Hölle oder —

Oder in die Kirche, sagte sie lächelnd. Nun still, daß uns Niemand hört!

Schweigend gingen sie durch die Säle, dann einen langen Corridor hinunter, eine schmale, verborgene Treppe hinab, und traten jetzt in ein kleines Gemach ein, in welchem drei Herren sich befanden. Der Eine war ein katholischer Geistlicher in vollem Ornat, der Andere der österreichische Gesandte, Fürst von Reuß, Heinrich XIII., und der Dritte der erste Attaché von der österreichischen Gesandtschaft.

Der Fürst näherte sich Marianen, und indem er ihr

die Hand reichte, grüßte er Gentz mit einem freundlichen Kopfneigen. Alles ist bereit, sagte er, kommen Sie, Mariane. Lassen Sie mich Ihnen den Kranz aufsetzen!

Mariane warf ihren Mantel ab, und dem Fürsten den Myrthenkranz darreichend, beugte sie ihr Haupt und kniete halb vor ihm nieder. Er nahm den Kranz und befestigte ihn in ihrem Haar, dann winkte er dem Attaché, ihm das große Etui darzureichen, das dort auf dem Tisch stand. Dieses Etui enthielt eine kleine Fürstenkrone von wundervoller Arbeit, geziert mit den köstlichsten Brillanten.

Der Fürst befestigte diese Krone über dem Kranz Marianens, und wie Sterne funkelten jetzt die Brillanten über dem grünen Myrthenzweige.

Stehen Sie auf, Mariane, sagte er dann laut, ich habe die Krone Ihrer neuen Würde in Ihrem Haar befestigt, lassen Sie uns also jetzt zum Altar gehen.

Mariane richtete sich empor, ein wunderbarer Glanz triumphirender Freude war über ihr Antlitz ergossen, ihre Wangen, sonst immer so durchsichtig bleich, glühten jetzt purpurroth, um ihre vollen Lippen schwebte ein seliges Lächeln. Mit einem stolzen, siegreichen Blick auf Gentz, der erstaunt, sprachlos zu ihr hinstarrte, reichte sie dem Fürsten ihren Arm.

Der Priester schritt ihnen voran, und aus dem kleinen Gemach traten sie jetzt ein in die kleine Hauskapelle. Vor dem Altar, über welchem ein herrliches Gemälde van Dyk's hing, die Himmelfahrt der heiligen Jungfrau darstellend, brannten die Kerzen auf hohen silbernen Leuchtern, auf dem Teppich vor dem Altar waren zwei Betschemel für das Brautpaar hingesetzt, dahinter befanden sich Lehnsessel für die Zeugen. Dem Altar gegenüber, an der andern Seite des Raumes, war eine Art Chor oder Balkon angebracht, auf welchem eine Orgel sich befand.

Aber Niemand war da, dieselbe zu spielen. Alle übrigen Plätze und Stühle waren leer, ganz im Geheimen und in der Stille sollte die heilige Handlung vorgenommen werden.

Gentz sah und beobachtete das Alles wie ein Traumgebilde, er konnte immer noch nicht die Wahrheit desselben glauben, er war verwirrt, beklommen, er wußte selbst nicht, ob vor Ueberraschung, oder vor Aerger, so düpirt worden zu sein. Wie im Traum sah er das Paar auf den Betschemeln niederknien, sie, Mariane Meier die Jüdin, zur rechten Hand, an dem Ehrenplatz, den nur die legitimen, standesmäßigen Bräute einnehmen, hörte er den vor dem Altar stehenden Priester feierliche Worte der Ermahnung und des Segens sprechen und endlich von dem knieenden Brautpaar das Gelübde ewiger Treue, ewiger Liebe fordern. Beide sprachen sie das feierliche Ja zu gleicher Zeit, der Fürst ruhig, ernst, Mariane hastig mit einem freudigen Accent.

Dann sprach der Priester das Gebet und den Segen, und die Ceremonie war beendet.

Das Brautpaar kehrte in das kleine Gemach, das zur Sacristei diente, zurück. Schweigend empfingen sie die stummen Glückwünsche der beiden Herren, die ihnen gefolgt waren. Alsdann nahm der Attaché aus seinem Portefeuille ein Papier hervor, auf welchem er schon im Voraus ein Protokoll der eben beendeten Ceremonie aufgesetzt hatte. Das Brautpaar setzte seine Namen darunter, dann folgten die Unterschriften der Zeugen und des Priesters, der seiner Unterschrift das kirchliche Siegel hinzufügte. Es war jetzt ein vollkommen gültiges Document ihrer legitimen Trauung, das Mariane aus den Händen des Fürsten empfing, und wofür sie ihm dankte mit einem zärtlichen Lächeln.

Sie sind jetzt meine legitime Gemahlin, sagte Reuß ernst, ich wollte Ihnen diesen Beweis meiner Liebe und Achtung geben, und ich danke diesen Herren, daß sie Zeugen desselben gewesen sind, denn Sie könnten eines Tages dieses Zeugnisses bedürfen. Vorerst aber habe ich triftige Gründe, unsere Vermählung noch geheim zu halten, und Sie haben mir versprochen, das Geheimniß zu bewahren.

Und ich erneuere Ihnen dieses Versprechen hier an heiliger Stätte, und im Beisein des Priesters und unserer Zeugen, mein Gemahl, sagte Mariane. Niemand soll von mir auch nur mit einem Wort, einer Andeutung erfahren, was hier eben geschehen. Ich werde gehorsam und geduldig vor den Augen der Welt so lange nur als Ihre Geliebte gelten, bis es Ihnen gefällt, zu sagen, daß ich auch Ihre legitime Gemahlin bin.

Dieser Zeitpunkt soll nicht fern sein, sagte der Fürst. Und Sie, meine Herren, wollen auch Sie mir versprechen, auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie unser Geheimniß bewahren wollen?

Wir versprechen es mit unserm Ehrenwort! riefen die Herren.

Der Fürst verneigte sich dankend. Lassen Sie uns jetzt einzeln, wie wir gekommen, die Kapelle wieder verlassen, sagte er, unser gemeinschaftliches Fortgehen würde auffallen, wenn irgend Jemand von der Dienerschaft uns begegnete. Kommen Sie, Herr Baron, Sie begleiten mich! Er reichte dem Attaché seinen Arm und verließ mit ihm die Kapelle.

Und Sie begleiten mich, sagte Mariane, Gentz freundlich zunickend.

Und ich bleibe hier, für das neuvermählte Paar zu beten, murmelte der Priester, die kleine Sacristei verlassend und wieder zu dem Altar hinschreitend.

Mariane löste jetzt mit hastiger Hand die Fürstenkrone und den Myrthenkranz aus ihrem Haar und verbarg Beides unter dem schwarzen Mantel, den ihr Gentz um die Schultern legte.

Schweigend kehrten sie wieder über die Treppen und Corridore zu Marianens Gemächern zurück. In ihrem Wohnzimmer angelangt, warf Mariane mit einem unbeschreiblichen Ausdruck stolzer Freude ihren Mantel wieder ab und legte Myrthenkranz und Krone auf den Tisch. Nun, fragte sie mit ihrer vollen, tönenden Stimme, was sagen Sie jetzt, mein zärtlicher Gentz?

Er hatte seinen Hut genommen, und sich tief verneigend erwiderte er: Ich sage, daß die edle, schöne Mariane an mir eine großartige Rache genommen hat, und daß ich mich vor Ihrer Klugheit und vor Ihrem Talent beuge! Sie haben da ein Meisterstück gemacht, Theuerste!

Nicht wahr? fragte sie triumphirend. Die verachtete, außerhalb der Gesellschaft stehende Jüdin ist plötzlich eine legitime Fürstin geworden, und hat die Macht, allen Spott, allen Hohn und alle Verachtung zu rächen! Oh, wie süß soll diese Rache sein, wie will ich sie Alle vor mir demüthigen, diese Weiber, die einst mich verächtlich über die Schultern anzusehen wagten, und die mir jetzt den Vorsitz und den Ehrenplatz werden lassen müssen!

Und werden Sie Sich auch an mir rächen, Mariane? fragte Gentz demüthig. An mir, der es wagte, Sie zu verschmähen? Aber nein, Sie müssen mir gerade dafür ewig dankbar sein! Denn nehmen Sie an, ich hätte Ihren himmlischen Antrag, dessen Schelmerei ich übrigens durchschaute, angenommen, ich hätte Sie dann gezwungen, mir Ihr Wort zu halten, so wären Sie jetzt statt einer Fürstin die unglückliche Gemahlin des armen Kriegsrath Friedrich Gentz.

Mariane lachte. Sie haben Recht, sagte sie, ich bin Ihnen von Herzen dankbar, daß Sie mich vor diesem Unglück bewahrt haben. Aber, mein Freund, Sie dürfen und sollen nicht der arme Kriegsrath Gentz bleiben.

Gott weiß es, daß dies auch nicht meine Absicht ist! rief Gentz lachend. Gott hat ein Capital in mein Haupt gelegt, und ich werde mir hohe Zinsen davon verschaffen, seien Sie dessen gewiß!

Aber hier werden Sie diese Zinsen nicht erlangen, sagte Mariane hastig. Sprechen wir vernünftig mit einander, Freund. Wir haben jetzt der Liebe, der Freundschaft ihren Tribut dargebracht, sprechen wir jetzt auch einmal von Politik! Ich bin dazu bevollmächtigt, und wer jetzt zu Ihnen redet, ist nicht Mariane Meier, sondern die Gemahlin des österreichischen Gesandten, von diesem dazu autorisirt, Ihnen allerlei Vorschläge zu machen. Kommen Sie, Freund, setzen Sie Sich auf den Lehnsessel mir gegenüber, und lassen Sie uns eine diplomatische Conferenz halten!

Ja, lassen Sie uns das thun, sagte Gentz lächelnd, indem er seinen Sitz einnahm. Ich bin ganz Ohr und warte auf Ihre maiden speech.

Keine Bosheiten und keine Scherze, rief Mariane, es sind ernste Sachen, die wir zu verhandeln haben! Freund Gentz, was haben Sie für Hoffnungen auf Ihre Zukunft?

Eine inhaltschwere Frage, aber ich will mich bemühen, sie kurz zu beantworten. Ich habe die Hoffnung, Ehre, Ruhm, Rang und Einfluß und eine bedeutende Stellung durch meine Talente zu erwerben.

Und Sie glauben, daß Sie das Alles hier in Preußen erobern können?

Ich — ich hoffe es! sagte Gentz zögernd.

Sie haben einen Brief an den jungen König gerichtet, Sie haben ihn ermahnt, seinen Völkern den Wohlstand, das Glück, die Ehre und die Preßfreiheit zu schenken. Wie lange ist es her, daß Sie diesen Brief abgeschickt?

Es sind vier Wochen seitdem vergangen!

Vier Wochen, und man hat Sie noch nicht belohnt? Man hat Ihnen noch keine Auszeichnung, kein Lob für Ihren herrlichen Brief, den doch ganz Preußen mit Jubel begrüßt hat, zu Theil werden lassen? Man hat noch nicht daran gedacht, diesem großen Staatsmann, diesem ausgezeichneten Redner, der in seinem Styl die Sprache des Tacitus und die flammende Beredtsamkeit des großen Chatham vereinigt, eine seiner Talente würdige Stellung zu geben? Man hat Sie nicht an den Hof gerufen, um Ihnen zu danken und Sie zu belohnen?

Doch, man hat mich an den Hof gerufen, die Königin hat gewünscht, mich kennen zu lernen, Gualtieri hat mich ihr vorgestellt, und die Königin hat mir sehr viel Verbindliches und Schmeichelhaftes gesagt.*)

Worte, Worte, mein Freund! Aber die Thaten sprechen entscheidender. Der König hat Sie nicht rufen lassen, der König hat Ihnen nicht gedankt. Der König bedarf Ihrer nicht, und gleichsam um Ihnen und allen Denen, welche Ihren Brief mit so großem Enthusiasmus aufgenommen haben, zu beweisen, daß er seinen eigenen Weg gehen, nicht auf Rathschläge und Warnungen hören will, hat der König in diesen Tagen eine Verordnung an das Kammergericht ergehen lassen, in welchem er ernstlich erinnert und befiehlt, die Fiscale zu strenger Wachsamkeit über Verleger und Verkäufer uncensirter oder ungestatteter Druckschriften zu verpflichten.**)

Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich! rief Gentz auffahrend.

Ich verzeihe Ihrem gerechten Kummer dieses heftige Streiten, sagte Mariane lächelnd. Daß ich aber die Wahrheit gesagt, werden Sie aus der morgenden Zeitung ersehen, in welcher dieser Erlaß des Königs er-

---

*) Varnhagen, Gallerie von Bildnissen &c. Bd. II.

**) F. Förster: Neuere und neueste Preußische Geschichte. Bd. I. S. 498.

scheinen wird. Oh, Sie wissen wohl, mein Freund, die österreichische Gesandtschaft hat überall ihre guten Freunde, welche sie mit Nachrichten versorgen und sie au fait erhalten. Hoffen Sie also auf keine Anerkennung, keine Bevorzugung von dem jungen König. Ihr herrlicher Brief hat ihn verletzt, statt ihn zu gewinnen, er hat ihn zu kühn gefunden. Friedrich Wilhelm ist kein Freund des Kühnen, des Extravaganten, er schreckt zurück vor jeder gewaltsamen Reform. Die ganze Welt erzittert und erglüht vor Schreck und Zorn über die despotische Gewalt, die sich da drüben in Frankreich mit erhobenem bluttriefendem Schwert der ganzen Welt gegenüber stellt und die Völker unterjocht, indem sie ihnen gleißnerisch verspricht, daß sie ihnen die Freiheit bringen will. Ganz Deutschland liegt wie im Schlaf der Betäubung, und nur heimlich in der Stille der Nacht wirken einige Tapfere und öffnen ihre Augen, um zu erspähen, was da kommen wird, und auf das Kommende sich vorzubereiten. Diese Tapfern aber sind nicht hier, sie sind in Oesterreich! Der König von Preußen will nichts zu schaffen haben mit den Welthändeln, der König von Preußen will neutral bleiben inmitten der Parteien. Statt mit dem Krieg und der Politik beschäftigt er sich mit der Kirchenagende, den Examina der Candidaten, und hat doch auch da nicht einmal den Muth, das Wöllnersche Religions-Edict förmlich zurückzunehmen, und damit in der Verwaltung wenigstens einen entscheidenden Schritt zu thun. Man wird hier immer laviren, immer halbe Schritte thun, glauben Sie mir das, kommen Sie nach Oesterreich.

Und was soll ich in Oesterreich? fragte Gentz sinnend.

Was Sie da sollen? rief Mariane leidenschaftlich. Sie sollen dem Vaterland, Sie sollen Deutschland dienen, denn Deutschland ist ja so gut in Oesterreich wie es in Preußen ist! Oh glauben Sie mir, Freund, nur in Oesterreich finden Sie Tapfere, welche es wagen werden, der französischen Despotie ein Ziel zu setzen. Und dort wird man Sie mit Freuden willkommen heißen, wird Ihrem Genie einen geeigneten Wirkungskreis, Ihrem Ehrgeiz eine genügende Stellung gewähren. Ich bin officiell beauftragt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen, denn Oesterreich weiß sehr wohl, daß es in der nächsten Zeit ausgezeichneter Männer bedarf, und es will Sie daher zu sich rufen, und es wird Ihre Dienste fürstlich belohnen. Kommen Sie, mein Freund, ich selber trete heute noch mit dem Fürsten eine Reise nach Oesterreich an. Begleiten Sie uns! Werden Sie der Unsere!

Der Unsere? Sie haben also auch schon aufgehört, eine Preußin zu sein?

Ich bin mit Herz und Geist eine Oesterreicherin geworden, denn ich liebe die Entschiedenheit und das energische Handeln, und das finde ich in Oesterreich, bei dem Mann, der dort das Steuerruder des Staatsschiffes in Händen hält, dem Baron von Thugut. Kommen Sie mit uns, Thugut sehnt sich, Sie neben sich zu haben, begleiten Sie uns zu ihm.

Und was wollen Sie in Wien? fragte Gentz ausweichend. Ist es eine bloße Vergnügungsreise, die Sie vorhaben?

Zu einem Andern würde ich diese Frage bejahen, Ihnen aber will ich durch mein unbedingtes Vertrauen beweisen, wie sehr ich Sie für meinen Freund halte. Nein, es ist keine Vergnügungsreise. Ich begleite den Fürsten nach Wien, der sich dort vom Baron von Thugut Instruktionen geben lassen und erfahren will, was in Rastatt weiter geschehen soll!

Ach, in Rastatt beim Friedens-Congreß! rief Gentz. Der Kaiser hat ja die Reichsstände aufgefordert, ihre Deputirten nach Rastatt zu senden, um, wie es in der kaiserlichen Zuschrift heißt, über einen anständigen und billigen Reichsfrieden auf der Grundlage der Integrität des Reichs und seiner Verfassung mit Frankreich zu unterhandeln. Preußen hat ja auch schon seine Deputirten, den Grafen Görtz und den Herrn von Dohm, dahin gesandt. Oh, ich hätte wohl gewünscht, sie begleiten zu können, um meinen Antheil zu haben an dem gesegneten Werk, das dort geschaffen werden soll. Dieser Congreß in Rastatt ist die letzte Hoffnung Deutschlands, von ihm allein können wir eine Wiedergeburt des Reichs erwarten. Er wird den deutschen Völkern endlich alles Das geben, was ihnen fehlt, eine Reichsjustiz, eine geregelte Organisation, Schutz der deutschen Manufaktur gegen den brittischen Uebermuth, und endlich und vor allen Dingen die ersehnte Preßfreiheit, nach welcher die Völker dürsten wie nach dem Labetrank ihrer Seele.

Mariane lachte laut auf. Sie schwärmen und träumen wie ein Nachtwandler, sagte sie, ich aber habe Mitleid mit Ihnen und will Sie wecken. Hören Sie mich, mein Freund, und beherzigen Sie meine Worte wohl, aber lassen Sie uns leise reden, denn selbst die Wände dürfen nicht hören, was wir jetzt sprechen wollen.

Sie neigte sich über den Tisch herüber näher zu Gentz, und ihn mit ihren großen, flammenden Augen fixirend, fragte sie leise: Nicht wahr, Sie lieben Deutschland? Sie möchten nicht, daß das kluge Frankreich es verspeiste, wie es Italien verspeist hat. Sie möchten doch auch nicht, daß es in sich selber zerfiele und zerbröckelte?

Ja, ich liebe Deutschland, sagte Gentz begeistert. Alle meine Wünsche, meine Hoffnungen gehören ihm, und wollte Gott, daß ich einst sagen könnte: auch alle meine Kräfte, meine Arbeit und Wirksamkeit ist ihm, meinem Vaterlande, ist Deutschland geweiht!

Nun, wenn Sie Deutschland wirklich nützen wollen, flüsterte Mariane, so eilen Sie, eilen Sie nach Rastatt. Wenn Deutschland noch gerettet werden soll, so muß es rasch geschehen. Sie kennen die Bedingungen des Friedens von Campo Formio, nicht wahr?

Ich kenne sie, wie alle Welt sie kennt.

Aber Sie kennen nicht die geheimen Bedingungen. Ich will sie Ihnen sagen. Hören Sie: die geheimen Bedingungen, welche der Kaiser eingegangen ist, lauten so: der Kaiser verpflichtet sich, zwanzig Tage nach der Ratifikation des Friedens, welche innerhalb zwei Monaten erfolgen muß, seine Truppen aus Mainz, Ehrenbreitstein, Mannheim, Königsstein und im Allgemeinen aus dem deutschen Reich herauszuziehen.*)

Aber das heißt ja, dem Feind ganz wehrlos das Reich überliefern, rief Gentz entsetzt. Das ist nicht möglich, das kann nicht sein! Kein deutscher Mann kann, ohne vor Scham in die Erde zu sinken, solche Bedingungen zugestehen und unterzeichnen. Das hieße jedem hohen Gedanken, jedem Gefühl der Vaterlandsliebe Trotz bieten!

Und doch ist der Artikel unterzeichnet und wird erfüllt werden! Eilen Sie also, Deutschland ruft Sie, stehen Sie ihm bei, Sie haben die Kraft, haben Sie auch den Willen. Werden Sie ein Oesterreicher, wie Brutus ein Kaiserdiener war, werden Sie ein Oesterreicher, um vielleicht noch Deutschland retten zu können! —

Ach, Sie wollen mich verlocken, Delila, rief Gentz. Sie wollen mir ein schönes Ziel entgegenhalten, um mich die krummen Wege gehen zu machen, die vielleicht dahin führen! Nein, Delila, es ist umsonst! Ich bleibe hier, ich gehe nicht nach Oesterreich, denn Oesterreich ist es ja, welches Deutschland verrathen will. Vielleicht kann es Preußen noch retten, vielleicht bedarf es dazu meines Armes, meiner Feder, meiner Zunge! Ich bin ein Deutscher, aber ich bin zunächst auch ein Preuße, und jeder gute Patriot hat zunächst seinem engern Vaterland zu nützen und zu dienen und seines Rufs zu harren! Noch hoffe ich auf den König, noch erwarte ich, daß Er berufen ist, Preußen groß und Deutschland frei zu machen. Noch muß ich also ein Preuße bleiben und bereit sein, meinem Vaterlande zu dienen.

Armer Schwärmer, Sie werden eines Tages bereuen, daß Sie Ihre Zeit mit phantastischen Hoffnungen vergeudeten.

Nun, ich verspreche Ihnen, wenn dieser Tag kommt, wenn Preußen mich nicht brauchen kann, dann will ich zu Ihnen kommen, dann sollen Sie mich anwerben für Oesterreich, vielleicht kann ich dann noch etwas thun für Deutschland. Bis dahin aber lassen Sie mich hier. Ich schwöre Ihnen, kein Wort von dem, was Sie mir eben gesagt, soll von mir verrathen werden, aber ich kann Dem nicht dienen, welcher Deutschland verrathen hat.

Sie sind also unbeugsam? Sie bleiben hier? Gehen nicht mit mir nach Wien, nicht nach Rastatt, um vielleicht dort noch zu retten, was von Deutschland zu retten ist?

Wenn ich einer Armee zu gebieten hätte, rief Gentz mit flammenden Augen, wenn ich der König von Preußen wäre, ja dann ginge ich nach Rastatt, aber ich ginge hin, um alle diese Heuchler und Federfuchser und Schreiberseelen, welche sich Diplomaten nennen, auseinanderzufegen, um die französischen Republikaner, welche sich geberden, als hätten sie ein Recht, drein zu reden in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, über den Rhein zurück zu jagen, ich ginge hin, um die Rheinfestungen, welche der Kaiser von Deutschland wehrlos machen will, mit meinen Truppen zu besetzen und sie zu vertheidigen gegen jeden Feind, er komme von außen oder von innen. Das thäte ich, wenn ich der König von Preußen wäre! Da ich aber nur der arme Kriegsrath Friedrich Gentz bin und nichts habe, als ein wenig Genie und eine scharfe Feder, so bleibe ich hier und warte, ob Preußen mein Genie und meine Feder verwenden will! Gott schütze Deutschland und errette es vor seinen Aerzten, die sich in Rastatt zum Concilium versammelt haben, um ihm die Todes-Arzenei zu brauen! Gott schütze Deutschland!

Schlaf und Tod.

Novellette

von

Clara Anger.

Die Nacht begann sich auf die Erde herabzusenken, und dem geräuschvollen Treiben des Tags war eine tiefe Stille gefolgt; die Felder, auf welchen unzählige Hände sich geregt, waren verödet und verlassen; im Walde schwiegen die Vögel und nur der Bach murmelte sein endloses Lied. Das Laster jedoch und das Verbrechen, die das Licht der Sonne scheuen, krochen jetzt verhüllt aus ihren Schlupfwinkeln und begannen erst ihr Tagewerk. Aber aus der lichten Höhe, vom sternbesäeten Himmel nieder schwebte ein gottgesandtes Engelpaar der stillen Erde zu. Dort angekommen reichten sie sich die Hände zum Abschied, und Jeder ging, seine Botschaft zu erfüllen.

Der Eine von den Beiden, den die Menschen Tod genannt, schreitet langsam dem Friedhofe zu. Lautlos

*) Schlosser: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Th. V Seite 43.

öffnet sich ihm, dem Gebieter, das schwere Gitter; er tritt ein und durchwandert die Reihen der Gräber, welche Denen zur Wohnung dienen, die seiner Macht gehorchen mußten. Dann bleibt er stehen vor einem Rasenhügel, und an das Marmordenkmal sich lehnend, das der schwermüthige Epheu umrankt, überblickt er sein Reich, während sein Auge in düsterem Glanze leuchtet. Der Mond hat sein bleich schimmerndes Licht ausgegossen, so daß Blumen und Bäume wie versilbert erscheinen, und gleich weiß verhüllten Gespenstern beugen sich die Trauerweiden hinter den Grüften, wenn leise die Nachtluft sie berührt.

„Ihr Alle da unten“, spricht jetzt der Tod, „die ich dem ungestörten Schlummer, der unwandelbaren Ruhe zuführte, ihr habt mich im Leben gehaßt und geflohen; ihr habt nie daran gedacht, daß ihr einst von meinen Händen die größte Wohlthat empfangen würdet. Immer habt ihr meinen Bruder mir vorgezogen, der doch nur ein kurzes Glück euch gewährte. Er zauberte euch rosige Bilder, beschenkte euch mit Gold und mit Schätzen, führte euch in den Arm der Liebe, und umzog euer Lager mit Blumengewinden. Wenn aber der Schlaf euch verließ, dann war das Erwachen eine bittere Enttäuschung. An der Stelle der schönen Bilder sahet ihr die kahle Wirklichkeit; ihr waret arm wie zuvor, Liebe lächelte euch nicht mehr, und anstatt von Blumengewinden waret ihr wieder von dem schwarzen Trauerflor umstrickt, den Schmerz und Thränen euch gewoben. Wen ich jedoch mit meiner Palme berühre, für den ist der Schmerz nicht mehr; die Klage verstummt, und die bange Sorge, die an seinem Herzen gehämmert und ihm die Ruhe geraubt, ist für ewig zum Schweigen gebracht. Zuweilen bricht meine Hand auch eine junge Frühlingsblume, die nur im Sonnenschein geblüht, die den rauhen Nordwind nie gekannt und deren Schönheit alle Herzen erquickte: dann klagen die Menschen über meine Grausamkeit. O ihr Thoren! Wisset ihr nicht, daß ich ihr Glück behütet, daß ich sie in Sicherheit gebracht, noch ehe die Stürme der Erde Staub auf sie führen und ihre Reinheit beflecken konnten? Es ist mir ein Jammer, einen Edelstein unter rohen Kieseln zu sehen, er verliert seinen Glanz und zuletzt kennt man ihn nicht mehr; ich möchte ihn entfernen und hinauftragen, damit er im Lichte strahle. Wenn es in meiner Macht läge, ich plünderte die Erde in Allem, was sie Schönes und Großes besitzt.“

Jetzt erhebt sich der Tod, durchwandert noch einmal die stille Gräberstadt, und nach dem Ende derselben blickend, wo nur einzelne Hügel über den flachen Erdboden emporragen, spricht er, während ein melancholisches Lächeln über sein schönes bleiches Gesicht zuckt: „Hier ist noch Platz für Viele.“

Dann verläßt er den Friedhof und tritt in die Straßen ein. Hier und da bleibt er stehen, und wo er anklopft, wird ihm aufgethan; seinem Gebote widersteht kein menschliches Wesen. In das Haus des Reichen tritt er ein wie in die Hütte des Armen, und auch der Stolze, der nur für Wenige zugänglich war, muß ihm den Eintritt gestatten. Dann, wenn er wieder vorübergeht an den Häusern, über deren Schwelle sein Fuß geschritten, hört er Weinen und Wehklagen darin; man nennt seinen Namen und beschuldigt ihn der Grausamkeit. Er eilt schnell fort; wenn er aber an ein Haus kommt, worin es ganz still ist, wo er einen Verlassenen seiner Einsamkeit entrissen, da erheitern sich seine düstern Züge; er freut sich seines Werkes, denn hier hat er wohlgethan. Ungekannt und ungeliebt lebte der Mensch hier als Fremdling, und gestorben ist er wie ein Pilger in der Wüste; kein Herz läßt er zurück, das ihm angehörte und welches nun, um ihn trauernd, nach seinem Hinscheiden noch für ihn schlägt.

Der ernste Bote setzt seinen Weg weiter fort, und seinem Rufe müssen noch Viele folgen.

Unterdessen ist auch sein jüngerer Bruder auf seiner Wanderung, aber ihn hat man überall heiter, mit offenen Armen empfangen; überall hat man ihn mit freudiger Sehnsucht erwartet, und jedes Haus mit wenig Ausnahmen öffnet sich ihm schnell, wenn er erscheint. Nur wo Armuth es zur Nothwendigkeit macht, die Nacht zum Tage umzuwandeln; oder wo ein Mensch die Stille der Nacht benutzt, um für seinen Geist Schätze des Wissens zu sammeln; wo Krankheit Wache hält, oder wo Gram und Sorge ein Menschenherz umklammern, da klopft er vergebens an, denn seine Macht ist nicht so groß wie die seines Bruders.

So hat er die ganze Stadt durchwandert, bis er endlich hinauskommt an das allerletzte Haus. Ein heller Lichtschein fällt durch die Fenster; der Schlaf findet das ungewöhnlich, denn sonst ist es um diese Zeit schon finster darin, weil man ihn erwartet und seinem Rufe lauscht. Dichtbelaubte Weinreben ranken sich an dem niedrigen Hause hinauf; ein zierliches Blumengärtchen, das an der Seite angelegt ist, vermengt seinen Duft mit der kühlen Nachtluft. Alles ist hier niedlich und einladend, denn hier wohnt Lisly, das hübsche muntere Mädchen, die den Alfred, den braunen Jägersmann, liebt.

Der Schlaf beugt die Zweige auseinander, die das Fenster verdecken, und schaut hinein. O Jammer! Da liegt er ausgestreckt der herrliche Jüngling auf einem Schmerzenslager, die Brust von einer Kugel durchbohrt, und seines Lebens Kraft ist ihm gebrochen. Ein tiefes Weh durchzittert seine Seele, wenn sein schönes Auge mit mattem Blicke auf dem Mädchen seiner Liebe weilt, das, vor Angst und Schmerz die Hände ringend, an seinem Lager knieet.

Jetzt tritt der Schlaf ein und mitleidig beugt er sich

über den Armen, der von Körperschmerzen wie von Seelenleiden gleich gequält wird; noch eine Minute, dann ist sein Auge geschlossen; er liegt in des Schlafes Arm, er fühlt nichts mehr.

Lisly lauscht noch lange seinen Athemzügen; dann folgt auch sie dem Rufe des wohlthuenden Engels; ihr Gesicht nimmt bald wieder den gewohnten Ausdruck der Ruhe und Heiterkeit an; sie träumt. Sie sieht sich zurückversetzt in die Rosenzeit ihres Lebens, wo noch das Glück ihrer Liebe blühte. Denn ach ja, Lisly war glücklich, wie selten ein Mädchen es war! Ein Tag war ihr so licht wie der andre, denn ihr Herz liebte ohne Kummer; sie hatte nie den Dorn gefühlt, der so oft die Seele durchdringt und tief und schmerzlich verletzt. Wenn sie des Morgens erwachte, war Alfred's Name in ihr Gebet verwebt; beim Arbeiten war er ihr Gedanke, und wenn der Abend kam und die Zeit seines Kommens sich näherte, da blitzten ihre dunklen Augen vor Freude und Erwartung. Zuweilen horchte sie, ihren Gesang oder ihr Selbstgespräch unterbrechend; denn wenn Alfred noch ziemlich weit entfernt war, da hörte sie schon das Bellen seines Hundes, und leicht und flink flog sie den Berg hinauf, über welchen von ihrer Wohnung aus die Straße nach dem Walde führte.

Auch an diesem Abende hatte sie dem Gebell des Hundes gehorcht, aber immer sich getäuscht; es war ziemlich dunkel geworden, und ihr Herz zitterte vor Unruhe und Ungeduld. Es war heute das erste Mal, daß er nicht kam — und warum nicht? Wollte er nicht kommen?

O ja, er war schon auf dem Wege, und Lisly's Haus schon von Weitem erspähend schritt er freudig darauf zu; nur noch einige Augenblicke, dann belohnte ihn Liebe für des Tages Mühen. Da rauschte es in den Zweigen, ein Geschöpf mit mordlustigen Blicken, das nicht den Namen Mensch verdiente, trat hervor; ein Schuß durchdrang die Luft und meldete es dem Walde, daß er seinen besten Freund zum letzten Male gesehen.

Während die Beiden schliefen, knieete Lisly's Mutter vor dem Bilde des Heilands, und manches heiße Gebet richtete sie an ihn, um es dem Himmel zuzuführen, denn sie fühlte es wohl, daß ihres Kindes Glück an Alfreds Leben hing. Arme Mutter! deine Bitten sind vergeblich. Wenn Gott sie erhören könnte, so brauchtest du keinen Vermittler; aber hier hat Seine Allmacht ein Ende, wenn Er nicht die Gesetze zerstören will, die Er selbst der Natur gegeben. Gott widerruft nicht, wie die Menschen es thun; in Seinen Werken ist kein Widerspruch: Er bleibt sich ewig treu, weil Er Gott ist. —

Leise öffnet sich jetzt die Thüre, und der ernste Engel mit der Friedenspalme tritt ein. Er nahet dem Lager, der Schlaf legt den Jüngling sanft aus seinem Arm in den seines Bruders — und das treue Herz steht still.

Lisly wird unruhig, ihre Traumbilder werden düsterer; gewiß schildern sie die Scene, wie Alfred blutend in ihr Haus getragen wird. Der Schlaf giebt sich vergebliche Mühe, sie zu fesseln, damit sie so spät als möglich die schreckliche Wirklichkeit erfahre — sie reißt sich los. Ihr erster Blick fällt auf Alfred, und ein lauter Schmerzensschrei durchdringt das Haus. Da liegt er entseelt der Edle, der ihres Herzens einzige Freude war; die Lippen, die noch gestern lächelten und ihr Liebesworte sagten, sind bleich und geschlossen.

Lisly's Freundinnen und Nachbarinnen waren gekommen, um sie zu trösten. Die Eine, die für besonders klug gehalten wurde, übernahm es, für die Andern zu sprechen. Sie redete viel von Prüfungen, vom göttlichen Geschick und vom Willen des Herrn. Welcher Frevel, einen Mord für den Willen des Herrn zu erklären! Wozu ist dann die Strafe, wenn der Mörder ein göttliches Werkzeug ist? Wie kann man überhaupt Gott ein Unglück zuschreiben, das hier geschieht! Gott ist viel zu groß und zu gütig, um das Unglück der Menschen zu wollen; nur Liebe und Segen ist sein Werk; was aber böse ist und Unglück bringt, das ist Menschenwerk. Jeder, der hier mit Leiden zu kämpfen hat, wird die Quelle davon in seinen eigenen Handlungen oder in denen seiner Nebenmenschen finden. Wenn das Unglück von Gott kommt, dann ist kein Verbrecher verantwortlich, und das Laster hört auf, Laster zu sein. Die bösen Menschen sind die Giftwürmer, die an den edlen Früchten nagen und oft sie ganz zerstören; nicht Gott ist der Schöpfer des Schmerzes: denn Gott ist die höchste Liebe, und Liebe will nur wohlthun; wenn sie in der Welt Herrscherin wäre, dann hätte der Himmel sich auf die Erde gesenkt, und die Menschen würden die Stufe erreicht haben, wo sie Gott ähnlich sind, indem sie Segen verbreiten.

Drei Abende hatte der Schlaf vergeblich an Lisly's Thür geklopft, und traurig war er wieder fortgeschlichen, denn des Mädchens Schmerz war größer als seine Macht. Endlich am vierten Abend gelang es ihm, Eintritt zu erlangen, und erschöpft lehnte Lisly ihr Haupt an den mitleidigen Engel. Ihr Herz schlug wieder ruhig nach so vielem wild aufregenden Jammer, und ihr Mund lächelte wieder. So lag sie noch, als schon die Sonne die Gipfel der hohen Tannen im nahen Walde vergoldete, und der Schlaf trug Sorge, daß ihre Augen, vom Lichte getroffen, nicht wieder dem Elend sich öffnen sollten.

„Nein,“ sprach er, „armes Mädchen, ich will dich nicht wieder erwachen lassen in dieser Schmerzenswelt

der Sturm des Lebens soll nicht wieder deine glückliche Ruhe stören," und er rief den Tod, der seit langer Zeit wieder einmal freudig lächelte, indem er seinem Bruder die schöne Bürde abnahm; lange hatte er dem Himmel nicht so Schönes zugeführt: er brachte ihm ein Herz, das treue Liebe gebrochen.

Feuilleton.

Zur Naturgeschichte des Fliederbaumes. Bekannt ist die betäubende, Schlaf bringende und Träume erregende Kraft dieses Baumes, wenn er in voller Blüthe steht, welch Ergebniß der Dichter Kleist in seinem „Käthchen von Heilbronn" benutzte und so die Auflösung des Stückes herbeiführte, denn die erste Scene im vierten Akte, zwischen Käthchen und dem Grafen Wetter von Strahl, spielt unter einem Hollunderbusch. Abgesehen von dem Obigen, äußert dieser Baum in allen seinen Theilen, in der Rinde, den Beeren, dem Holze wohlthätige arzneiliche Wirkungen. So lange der Mensch noch ganz einfach lebt und fast nur auf die Natur rings umher hingewiesen ist, entgeht ihm dergleichen am wenigsten. Es gehört daher auch dieser Strauch zu denen, welche unsern alten Vorfahren gar heilig und theuer waren, womit sich aber auch mancher abergläubische Gebrauch vereinte. Den Allhorn, Ellhorn, Elder oder Hollunder, wie man den Baum nannte, hielt man im 16. Jahrhundert noch so werth, daß man ihm keinen Zweig zu rauben wagte, ohne zu beten: „Frau Ellhorn, gieb mir Etwas von Deinem Holze, dann will ich Dir von dem Meinigen auch was geben, wenn es wächst im Walde." Mit gebeugten Knieen, gefalteten Händen, entblößtem Haupte, nahete man ihm damals noch sehr oft. Der Flieder gehörte zu den Bäumen, welche ein Concilium zu entwurzeln und zu verbrennen gebot, „weil das Volk sie so in Ehren hält und ihnen nicht ohne religiöse Ceremonie einen Ast zu rauben wagt." — Da aber der Fliederbaum besonders auch gern auf einsamen, schaurigen Orten, in Ruinen, gedeiht, so kettete sich auch daran der Gedanke an Trauer, Gram, Sorge, Schmerz und Verzweiflung. Judas erhängte sich, einer uralten Volkssage nach, an einem Hollunderbaum; besonders scheint diese Meinung in England verbreitet zu sein, denn Shakespeare und mehrere seiner Zeitgenossen spielen mehr als einmal darauf an, z. B. Shakespeare: „der Liebe Mühe umsonst. V. 2. Vergleiche auch „Cymbeline" IV. Akt 2. Scene.

In einigen Gegenden herrscht noch jetzt ein besonderer Aberglaube. Auf den Dörfern bei Hildesheim z. B. geht der Todtengräber, wenn ihm ein Grab zu fertigen obliegt, schweigend zum Hollunderbusche, schneidet eine Stange ab, und nimmt damit das Maaß an der Leiche. Der Knecht, welcher die Leiche auf den Kirchhof führt, thut ein Gleiches, um die Stange statt der Peitsche zu gebrauchen. Vielleicht daß hier die Idee: Schlafen — Träumen zum Grunde gelegen hat.

Heut zu Tage eine reine Unmöglichkeit. Bei Gelegenheit der Jubelfeier des wackern Anschütz am Burgtheater zu Wien ersehen wir aus dem Lebenslauf des Jubilars, daß er vor fünfzig Jahren auf dem Theater in Nürnberg, sogleich, ohne jemals die Bühne betreten zu haben, in einer großen Rolle aufgetreten und sofort für das Fach der jugendlichen Helden und ersten Liebhaber engagirt worden sei. Es klingt dies wie ein Märchen, wenn man bedenkt, daß doch etwas Routine dazu gehört, um in diesem Fach nur einigermaßen den Ansprüchen des Publikums zu genügen. Anschütz kam zwar von der Universität und mit Kenntnissen ausgerüstet, die ihn hoch über den Troß des damals zum Theater laufenden Crethi und Plethi hinwegsetzten, aber gleich eine solche Stellung, offen gesagt, dies giebt uns einen Beweis, auf welch geringer Stufe noch vor fünfzig Jahren die Bühne gestanden und wie mäßig die Anforderungen waren. Jetzt wäre dies beim kleinsten Stadttheater nicht möglich, was in der sogenannten guten alten Zeit geschah, eine Zeit, die Viele als Muster darzustellen bemüht sind. Wer weiß, wenn Eckhof, Koch, Beil, Beck und wie die Gerühmten weiter heißen, einmal heute auftreten könnten, wir würden vielleicht wahre Caricaturen erblicken und über ihr gespreiztes Wesen geradezu lachen. Da schwatzen aber Viele von der guten alten Schule und sehen in ihr die Heiligkeit der Kunst. Und das Witzereißen. Hier nur ein Beispiel vom Jahre 1829, also noch nicht dreißig Jahre her. Da sah Schreiber dieses unter der damals königlichen Direction in Leipzig die „Schwestern von Prag." Der damalige beliebte Schauspieler Koch spielte den Schneider Kakadu und sagte, als er von seiner Geliebten sprach: „der Einen hatte ich, es war in den Hundstagen, vergessen das Zeichen umzuhängen und — da hat

sie der Schinder mitgenommen!" Ein donnernder Beifall krönte diesen Witz, das ganze Haus jubelte. — Dies sollte einmal Einer jetzt in Leipzig sagen. — So ändern sich Zeiten und Sitten.

Ueber den Luxus indischer Fürsten liest man in Philipp von Mökern's Buch „Ostindien" (2. Bd. Leipzig 1857) wahre Wunderdinge. So heißt es von dem Nabob von Audh, Asoph ed Daula: er hatte sehr sanfte Sitten, war großmüthig bis zur Verschwendung, besaß aber bei einem so guten Herzen nur wenig Kopf. Seine großen Einkünfte verwendete er gern auf Gärten, Paläste, Pferde, Elephanten, besonders auch auf alle Gattungen europäischer Manufacturen und Fabrikprodukte, namentlich feine Flinten, Leuchter und Spiegel, die er gern aus England bezog. Er sammelte Gemälde und man fand bei ihm, ohne Geschmack und Kennerschaft, Bilder auf kleinen Bretchen, die Enten und Gänse darstellten und in Europa für ein Paar Pfennige Werth gehabt haben mochten, neben den schönsten Bildern von Claude Lorrain. Er kaufte schlechte Laternen, wenn sie nur aus Europa kamen, aber dann auch Wandspiegel und Kronleuchter, die das Stück 2 bis 3000 Guineen kosteten. Jedes Jahr gab er für englische Manufacturen aller Art über 200,000 Pfd. St. aus.

Er besaß über 100 Lustgärten, 20 Paläste, 1200 Elephanten, 3000 schöne Reitpferde, 1000 herrliche Doppelflinten, 1700 prächtige Kronleuchter, und 30,000 große Gläser ohne Boden von verschiedenen Formen und Farben, in die man die Wachskerzen steckte, um sie im Freien vor dem Winde zu schützen. Er hatte mehrere hundert große Wandspiegel, Wandleuchter, Wanduhren. Er war im Besitze der vier größten Spiegel, die zu seiner Zeit jemals in Europa gemacht waren und besonders für ihn in London gegossen werden mußten. Und doch waren diese Spiegel, die damals ein Weltwunder hießen, nur 12 Fuß hoch und 6 Fuß breit und aus einem einzigem Stücke, aber sie hatten dem Nabob mit den kostbar vergoldeten Rahmen 8090 Pfd. St. gekostet. — Einige seiner Wanduhren waren merkwürdig und reich mit Edelsteinen besetzt, von denen ein Paar 30,000 Pfd. St. werth war. Er besaß jedes Instrument und jede Maschine, welche Kunst oder Wissenschaft construirt hatten, ohne deren Gebrauch zu kennen. Er kaufte Alles, was ihm neu war oder aus Europa kam, und mancher schlaue Verkäufer hat für geringfügige Dinge schwere Kaufsummen von ihm gezogen. — Sein Zenana war prachtvoll und enthielt über fünfhundert Weiber von Hindostan, die hier zwischen hohen Mauern ihr Leben verschmachten mußten und das Gefängniß nur auf der Todtenbahre verließen. Er besaß auch große Wagen; die von einem oder zwei Elephanten gezogen wurden und groß genug waren, um ein Dutzend Menschen darin ein bequemes Mittagsessen zu geben. Er hatte eine unzählige Menge Bedienten und eine zahlreiche Armee, obgleich er mit seinen Nachbarn im fortwährenden Frieden lebte und von der englischen Compagnie hinreichend geschützt wurde. Seine Einkünfte beliefen sich auf drei Millionen Pfund Sterling und dennoch hatte er immer Schulden, wie man sich aus obigen Mittheilungen erklären kann. Seine Juwelen aber wurden auf acht Millionen Pfund Sterling geschätzt.

Eine Trauung im Galopp. Eine Zeitung aus Texas erzählt: Zwei Liebende seien kürzlich in Begleitung des Priesters, der sie trauen sollte, heimlich aus der Stadt entflohen. Alle drei waren wacker zu Pferde, aber trotzdem ereilt sie der Vater der Braut und die Hochzeit hätte wohl nie stattgefunden, wenn nicht das Mädchen, welches den nachjagenden Vater zuerst erblickt hatte, den Priester gefragt hätte, ob er sie nicht mitten im scharfen Galopp trauen könne. — Ja wohl kann ich's, antwortete der hochwürdige Herr und seinem Pferde die Sporen gebend, sprach er die herkömmlichen Gebete, ertheilte dem Paare seinen Segen und war mit dem Trauungsatte eben zu Ende, als der Vater nachkam und dem Pferde des Mädchens in die Zügel griff. Es war zu spät, und als vernünftiger Vater gab er dem beherzten Pärchen seinen Segen.

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit der Insel Penany ist eine Art von Hirschkäfer; er ist nicht groß und hat einen trompetenförmigen Rüssel, eine Art Füllhorn, mit dem er so starke Töne ausstößt, daß man, wenn man sie durch die Stille der Wälder schallen hört, unmöglich glaubt, sie rühren von einem Insekt her. — Ein Reisender hörte von einigen sechszig Käfern den Marsch aus dem „Sommernachtstraum" blasen. — Der Trompetenkäfer ist allen Orchestern zu empfehlen, er ist höchst gelehrig und frißt sehr wenig.

Natur und Crinoline. Die Natur ist eine Schriftstellerin und noch dazu eine schlechte Schriftstellerin, denn ihr bestes Werk ist der Mensch. Dieses Werk der Natur, voll von Druck- und Sinnfehlern, erschien zuerst in crudo, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann, als die Bildung weiter schritt, wurde es in Thierfelle geheftet, erst als die Civilisation die höchste Blüthe erreichte, wurde dieses Werk steif in Crinoline gebunden.

Import von Menschenhaaren. Die New-Yorker Handelszeitung schreibt: Eines unserer Wechselblätter meldet ein Ereigniß, daß ein Bostoner Haus in voriger Woche für 2500 Doll. Menschenhaare von Europa importirt habe. Wir bemerken dazu: daß die hiesige deutsche Firma F. Wilmar und Hartung dieser Tage

einen Posten von circa 9000 Doll. Menschenhaare verzollte, welche mit einem Dampfschiff aus Europa ankamen.

Das königliche Theater zu Athen wurde am 9. Sept. v. J. mit Schillers „Cabale und Liebe“ und zwar in griechischer Sprache eröffnet. Es wohnte dieser Vorstellung der König und der ganze Hof bis zum Schlusse bei.

Humoralia. Die Tasche. Die Taschen des Menschen sind seine Laster. Bei den Spartanern wurde Nichts gestohlen und warum? Weil sie keine Taschen in ihren Kleidern hatten. Wenn die Spartaner, wie wir, zwei Westentaschen, zwei Hosentaschen, drei Fracktaschen und fünf Oberrocktaschen gehabt, sie hätten auch mehr gestohlen. Eine jede Tasche ist ein genähtes Fragezeichen an den Schneider: „wozu hast du mich gemacht?“ Ein Ausrufungszeichen an den Besitzer: „Ach Gott!“ und ein großer Gedankenstrich an das Schicksal, welcher sagt: „Das Uebrige kannst du dir denken!“

Eine jede leere Tasche ist nichts als das zueignende Fürwort: „Mein“ mit Leinwand überzogen, und jede volle Tasche ist nichts als ein großes Bewußtsein in Taschenformat! — Mit den meisten Taschen ist es wie mit dem Monde, sie sind alle Monate ein Mal voll, ein Mal leer, und wenn gar kein Geld, keine Münze und kein Schein in der Tasche ist, das sind die Mondfinsternisse, aber die sichtbaren.

Mit den vielen Taschen geht es uns jetzt wie mit den vielen Wörterbüchern, je mehr wir haben, desto weniger finden wir den Artikel darin, den wir eigentlich suchen. Jetzt ist ein Mensch mit allen seinen Taschen wie das Conversations-Lexicon. Sucht man das Geld in der Westentasche, sagt sie: siehe „Brusttasche“, kommt man zur Brusttasche, sagt sie: siehe „Brieftasche“, kommt man zur Brieftasche, so heißt's: „ein Weiteres über diesen Gegenstand schlage man im Münzwesen nach!“ —

Wir haben alle Hände voll zu thun, um die leeren Taschen auszufüllen, mit den leeren Händen nämlich. — Warum trägt der reiche Mann seine Hand in der Tasche, und warum der arme Mann? Bei den Reichen bittet das Geld in der Tasche, es nicht hinauszustoßen in die Welt unter Arme und Hülflose, und da giebt der reiche Mann gern die Hand darauf; — bei dem armen Manne bittet das kein Geld um Verschwiegenheit und der arme Mann ist so gut und hält's unter der Hand. — Aber in den Taschen selbst, welch ein Unterschied, welche Abstufung von der Brusttasche bis zur Patrontasche, von der Uhrtasche bis zur Maultasche.

Die Brusttasche trägt der Mensch auf der linken Seite, gerade über dem Herzen. Wenn nur die Tasche auf der Brust recht voll ist, so darf die Brust unter der Tasche recht leer sein, man darf doch von der Brust weg reden. Das ist dann ein leichtes Leben, wenn Einem so recht schwer auf der Brust ist. In der Brusttasche ist's gerade wie in der Brust selbst. Wie vielen Menschen liegt das Herz mehr in der Brusttasche als in der Brust selbst, man könnte sagen, das Herz ist ihnen aus der Brust in die Tasche gefallen. Das Geld wohnt in eben so verschiedenen Weisen in der Tasche des Menschen, als die Gefühle in der Brust. Betrachten wir den Umstand, wie viel Taschen ein Mann in jede Gesellschaft mitbringe und daß die Frauen keine mitbringen, so sind in der Conversation, so zu sagen, die Männer schon vom Schneider angewiesen, mehr einzustecken als die Frauen.

Welches war wohl in der Welt die erste Tasche? Jedenfalls die Plaudertasche, denn diese Tasche existirte schon im Paradiese, also noch bevor es Kleider gegeben hatte. Hätte Eva mit der Schlange nicht geplaudert, hätte ihr die Schlange keinen Apfel geboten, so wären wir noch Alle im Paradiese! — Die Plaudertasche und die Posttasche haben durch Nichts so verloren, als durch die Eisenbahnen. Wenn man früher mit so einer Plaudertasche von Leipzig nach Dresden reiste, hatte sie Zeit und Muße genug, uns ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen, jetzt, auf der Eisenbahn, kommt sie kaum dazu, uns von ihren Kinderjahren zu berichten.

. **Naive Bemerkung.** Als auf der letzten Leipziger Michaelismesse unter den Schaubuden am Fleischerplatz ein Affe auf dem Seile tanzte, erregte dies auch die Aufmerksamkeit eines Bauern. Voll Verwunderung schüttelte er den Kopf und sagte: „'s ist merkwürdig, was der Deutsche nicht Alles für's Geld macht!“

Litteratur.

Die Verlagshandlung von Eduard Trewendt in Breslau erläßt folgende Ankündigung, die der Aufmerksamkeit des Publikums wohl werth sein dürfte:

„Das mit so entschiedenem Beifalle aufgenommene **Album für Kunst und Dichtung**, welches unter dem Titel „Argo“ im vorigen Jahre in meinem Verlage erschien, wird auch in diesem Jahre seine Fahrt wiederholen. Der Künstler- und Dichterkreis ist im Ganzen derselbe, und so wird man neben den Gedichten B. v. Lepel's, der diesmal für Franz Kugler die Arbeiten der Mitredaktion übernommen hat, wieder die herrlichen Balladen von H. v. Blomberg und Th. Fontane finden, welcher damals nur Lyrisches beigesteuert hat. W. v. Merkel's gemüthvoll heitere Sachen, Scheerenbergs erste Muse, so wie andere alte und neue Theilnehmer sind wieder beisammen. Paul Heyse hat sich durch eine seiner italienischen Novellen ausgezeichnet vertreten. Ebenso ist der vorjährige Wirkungskreis der Künstler um Namen, wie Graeb und Gustav Richter und Andere, erweitert, und

man begegnet einer sehr mannichfaltigen Auswahl der vorzüglichsten Blätter aus allen Darstellungsgebieten, welche der Mitherausgeber Friedrich Eggers wieder mit seinem Commentar begleitet.

Die Ausstattung ist in manchen Stücken eleganter wie im vorigen Jahre, wo dies Prachtwerk selbst in die Kreise typographischer Fachmänner hinein Aufsehen erregte."

Moden-Bericht aus Paris.

Wenn man nach den Neuheiten urtheilen will, die sich von allen Seiten unsern Blicken darbieten, so werden die Toiletten dieses Winters von einer noch unerreichten Eleganz sein; die Stoffe besonders überbieten an Pracht alles bisher Gesehene.

Die Kleider mit natürlichen Quilles, d. h. mit in den Stoff gewebten, werden den Vorzug vor allen andern haben; wir setzen es voraus, da alle Fabrikanten sowohl auf Seiden- wie auf Wollen-Stoffen vorzugsweise dieses Genre ausgeführt haben, und uns in der That wahre Kunstwerke bewundern lassen. Wir nennen hier einige von den Seiden-Roben, deren Abpassung besonders die allgemeine Aufmerksamkeit erregt.

Einfarbige Gros de Naples in hellen Farben, wie rosa, blau, apfelgrün, perlgrau u. s. w. mit weißen Sammet-Quilles, die eine ebenfalls in den Stoff gewebte weiße seidene Franse begrenzt. Die Mitte des weißen Sammetstreifens ziert eine Rosenguirlande in den frischesten, lebhaftesten Farben und von wahrhaft prächtigem Anblick.

Auf andern ähnlichen Taffeten bieten die Quilles große Sammetschleifen oder Streifen und zwar sind diese grade oder leiterartig angebracht. Andere Roben sind übersäet mit Sammetblümchen und die Quilles durch Carreaux oder Phantasiemuster, die sich auf dem Rock schlängeln, gebildet.

Dann erwähnen wir Moirees antiques von unbeschreiblicher Schönheit und zwar sind dies Kleider mit doppelten Röcken; der obere von ihnen ist mit mehreren satinirten Bajaderen-Streifen Farbe auf Farbe geziert; der untere ist bis zu einer Höhe von 40 Centimeter mit dem reichsten brochirten Muster, das sich denken läßt, bedeckt.

Außerdem werden die quergestreiften Taffete und die Kleider mit einfachen Phantasieabpassungen sehr en vogue sein. Die Popelines, Drognets, die gerippten Sammete, Wollen-Atlas, Wollen-Reps, die Grisailles sind für die Halb-Toilette bestimmt. Dann eine Menge anderer Phantasiestoffe, unter denen die Mehrzahl quergestreift, punktirt, chinirt oder mit kleinen Blumen übersäet ist, auch werden alle schottischen Zeuge sehr beliebt sein.

Für die Besuchs- und Haus-Toilette bleibt es wie bereits mehrfach von uns gesagt; die Leibchen sind ganz hoch und geschlossen, wogegen die Gesellschafts-Roben immer ausgeschnittene Taillen, ob glatt mit Berthe oder krausgezogen, haben. Sehr viele Ueberkragen mit langen Zipfeln werden von dem Stoff des Kleides angefertigt und mit Sammet, Fransen oder Bandrüschen garnirt, letzteres jedoch nur bei seidenen Kleidern.

Zu leichter Gaze-, Mousseline-, Organdi-, Tarlatane-Kleidern trägt man die reizenden weißen oder schwarzen Ueberkragen, die wir unserer talentvollen Modistin, Mlle. Anna Loth, verdanken. Es sind dies kurze Pelerinen, hinten abgerundet oder spitz, gewöhnlich von punktirtem Tüll mit Spitzen eingefaßt und mit mehreren Reihen Sammetbändern oder mit Bandrüschen garnirt. Vorn herunter sind eine oder mehrere Bandschleifen, je nach der Form des Kragens, gesetzt.

Die beliebtesten und modernsten Garnirungen für Kleider und Confections sind jetzt gleichmäßig Sammet und Posamenterieen. Zuweilen werden die Kleider vorn schürzenartig damit besetzt, was immer sehr distinguirt bleibt. Ueberhaupt hat die Phantasie für Garnirungen jeder Art ein freieres Feld als jemals, und jede Neuerung, die Geschmack und Grazie verräth, ist gestattet und ihres Erfolges gewiß.

Der Bournouß findet von Tag zu Tag eine größere Verbreitung, und man spricht von Nichts und sucht Nichts als dieses so graziöse Kleidungsstück. Augenblicklich wird es von louisenblauem, kastanienbraunem oder schwarzem Cachemire, nur leicht mit Taffet derselben Farbe gefüttert, getragen; sind wir aber erst der kälteren Jahreszeit näher gerückt, so erfahren die Stoffe eine Veränderung und es werden alsdann die schweren Tuche, die Double-Stoffe, Sammete u. d. gl. sein, die wir in dieser leichten, hübschen Form sehen.

Fauvet hat die Bournouße bereits in größter Auswahl; wir erwähnen unter ihnen nur: den Bournouß von rother Wolle, kastanienbraun und weiß gestreift das Capuchon mit einem Schrägstreifen von der vorherrschenden Farbe eingefaßt, die Troddeln von allen drei Farben gemischt; der Theil des Bournouß, der über

den Arm fällt, hat an der Spitze eine ähnliche Troddel.

Andere Bournouße sind von breitgestreiftem Sammet, Plüsch oder wollenen Stoffen, abwechselnd in den Farben, meist schwarz, roth oder grau; und obgleich in ihrer Zusammenstellung von großer Verschiedenheit, so doch immer erinnernd an jenes Kleidungsstück, in das sich die Kabylen hüllen.

In der großen Kälte wird man ebenfalls Bournouße tragen, jedoch von schwarzem Sammet, und mit einer gitterartigen Posamenterie garnirt, gefüttert mit granatfarbenem Atlas, und verziert mit schwarzen und rothen Troddeln. Natürlich bleibt die Wahl des Futters Geschmackssache und man kann dazu smaragdgrün oder lapisblau, Moiree antique, Atlas oder Gros de Naples wählen.

Die Hüte von echtem aber hellem Sammet, z. B. blau, rosa, grün, pensée, lila, johannisbeerfarben, werden in diesem Winter vorzugsweise begünstigt sein, wogegen die schwarzen Hüte nur für die einfachere Toilette bestimmt sind. Auch der sogenannte Königs-Sammet ist sehr modern; derselbe ist ganz fein gerippt.

Die neuen Formen der Hüte reichen mehr auf die Stirn herauf und sind etwas größer, als diejenigen des Sommers; die Bavolets fallen noch immer sehr tief herab und sind mit breiter Blonde garnirt. Wir lassen hier die Beschreibung von einigen neuen Modellen folgen, mit denen unsere talentvolle Alphonsine unsere Herbstmoden bereichert hat.

Ein pensée Sammethut, eingefaßt mit einem Schrägstreifen von weißem Königs-Sammet; eine breite schwarze Blonde fällt auf den Rand des Schirmes herab, ein weißes Federbouquet ist an der Seite angebracht.

Ein johannisbeerfarbener Sammethut, mit einem Blätterkranz in derselben Farbe geschmückt; im Innern kleine Maulbeerzweige mit rothen Sammetblättern.

Ein Hut, zusammengesetzt aus grünem Königs-Sammet und Atlas derselben Farbe; eine breite schwarze Spitze schlängelt sich rund um denselben, bedeckt das Bavolet und fällt als Halbschleier auf den Schirm herab.

Ein Hut von schottischem Sammet mit schwarzen Spitzen garnirt.

Für junge Mädchen fertigt Mme. Alphonsine allerliebste Hüte von grünem, pensée und blauem Taffet an, die in reizender Weise mit Rüschen garnirt sind; auch sahen wir mehrere derselben von dunkelm Krepp, die in ihren Arrangements nichts zu wünschen übrig ließen.

Mme. Pagan excellirt in Allem, was aus ihrem Atelier hervorgeht: in Ueberkragen, Pelerinen, in Aermeln, Canezous, Schooßjäckchen, weißen gestickten Kleidern, Taschentüchern, Häubchen und Coiffüren. Eine der letzteren, ganz besonders ausgezeichnet, ist aus einer breiten Blonde arrangirt, deren oberer Theil auf den Fond herabfällt und denselben rund umgiebt, während das Innere das Bavolet bildet. Der Fond ist bedeckt mit einer Menge ponceau Blumen, zwischen die sich schwarze Perlen mischen; an die Seiten der Coiffüre unter die Blonde ist ein Kranz derselben Blumen in ebenso graziöser wie kleidender Weise gelegt.

Erklärung des Modekupfers.

Herbst-Toiletten. 1. Kastanienbraunes Taffetkleid mit vier Volants, die eine dicke Rüsche desselben Stoffes einfaßt. Bournouß von schwarzem Tuch, mit breiten Streifen von Moiree antique eingefaßt; Capüchon in Algerien-Form, mit Moirée-Streifen und einer dicken Troddel verziert. Hut aus Sammetschrägstreifen abwechselnd weiß und braun zusammengesetzt; an den Seiten braune Feder-Touffes; im Innern ein Halbkranz von Blumen.

2. Atlaskleid mit doppelten Röcken, der obere mit einem breiten Sammetstreifen eingefaßt. Hohes Leibchen ohne Schooß, vorn zugeknöpft, garnirt mit einem breiten Sammet-Revers, der sich vorn und hinten kreuzt und in langen Zipfeln endet. Aermel aus einer großen Puffe bestehend, die unten ein wenig zusammengezogen ist, mit einem Mousquetaire-Revers von Sammet. Weißer Taffethut; den Rand des Schirmes und des Bavolets faßt ein Schrägstreifen von lila Atlas ein; lange lila Federn an der Seite; lila Bindebänder mit dunkelm Rande.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Einen Stahlstich.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder 2c.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 43. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

I.

Der Tischlermeister Kellermann stand an den Pfosten der Hausthür bequem angelehnt, rauchte aus der kurzen Stummelpfeife und angelte. Nicht als ob die Straßen der Residenz Frankenheim den Lagunen von Venedig im Entferntesten glichen. Bewahre Gott! Zwei Polizeidiener mit grauen, spitzen Schnurrbärten und ebenso grauen, spitzen Augen waren und sind vielmehr täglich und stündlich bemüht, jede Pfütze, die sich entfernt als lagunenartig interpretiren ließe, sorglich zu entfernen und die Producenten zur Verantwortung und Strafe zu ziehn. Trotz alledem angelte Meister Kellermann, aber nur geistig und nach rettenden Thaten. Die Natur hatte nämlich, als sie den ehrenwerthen Bürger schuf, ihr Geschäft wie der Seiler in die Länge gezogen, und lang aufgeschossene Menschen haben in der Regel besondere Sympathien für beschauliches Leben, Spirituosen, Musik und — Faulheit. Kann man es also nach Allem, was die neuste Naturforschung über Zurechnungsfähigkeit lehrt, dem langen Kellermann ernstlich verdenken, wenn ihn der Gesangverein, dem er angehörte, mehr zu fesseln vermochte, als sein langweiliges „Metier“, wenn er lieber in der Hausthür stand und sich von der grellen Junisonne bei lebendigem Leibe braten ließ, als daß er vierschrötige Tische und plumpe Stühle im Schweiße seines Angesichts zurecht gehobelt und zusammengeleimt hätte? Ja, wenn es noch leichte, luftige Arbeiten, wenn es zum Exempel Vogelbauer und Leimruthen oder auch Kindertheater gewesen wären! Aber so! Er hatte „nun einmal die Antipathie“ gegen jede ernste Arbeit; die Jagd war geschlossen, die Meisen schwärmten nicht mehr, was in aller Welt sollte er also thun? Bei alledem verdient man meist mit Lungern kein Geld, und das Geld ist der Kern dieser schnöden Welt geworden. Die Vermögensverhältnisse Kellermanns waren daher nicht die besten und der „Herr“ Executor Schwenz pflegte den Meister zu seinen besten Kunden zu zählen, bei denen er allmonatlich mehrmals einkehren und sich seine Gebühren holen durfte.

Auch heute war Schwenz da gewesen, hatte mit seiner gewöhnlichen, unverwüstlichen Heiterkeit dem „Gevatter Kellermann“ erst den Executionsbefehl und dann eine Prise geboten, hierauf ein „Schnäpschen“ zu sich genommen und, durch letzteres gutmüthig gestimmt, sein Vorhaben wenigstens bis auf morgen verschoben.

Begreiflicher Weise war aber diese vom Gevatter

angeregte Erwartung selbst für das sorglose Gemüth Kellermanns nicht die angenehmste, besonders, weil die alltägliche Frau, welche den genialen Mann nicht verstand, allzusehr jammerte und lamentirte. Jedes Rettungsmittel außer dem nächsten, das ihm fleißige Arbeit bot, wäre ihm jetzt ganz recht gewesen. Aber woher Geld nehmen und weder arbeiten noch stehlen? So sehnte er denn den herrlichen Moment herbei, wo ihm ein glücklicher Zufall die rettende That bescheeren d. h. ein unfehlbares Mittel gegen die Cholera und Seekrankheit, oder ein Arkanum, um Seewasser trinkbar zu machen, oder um Hobelspäne in Kuchen zu verwandeln, auf geheimnißvollem Wege eingeben werde. Sollte sich aber diese bescheidne Hoffnung nicht erfüllen, so durfte er doch wenigstens auf eine kleine Zerstreuung, welche die dummen Grillen bannen konnte, Anspruch machen, ja, schon ein Ständchen der Liedertafel beim Herrn Bürgermeister, das mit einer ciceronianischen Rede und mit einigen Fässern Bier erwidert zu werden pflegte, wäre ihm in Erwartung von etwas Besserem jetzt recht erwünscht gewesen.

Kellermanns Geist war aber viel zu sehr an ein promenirendes Dasein gewöhnt, als daß er sich auf einen einzigen Gedanken mit pedantischer Ausdauer längere Zeit hätte heften können. So hielt denn auch jetzt die Besorgniß wegen der Wiederkunft des liebreichen Gevatters und der unangenehmen Folgen, die sich an dieselbe knüpften, nicht allzulange vor. Schon stiegen seine Blicke schlafwandelnd an dem dichten Weinstocke, der neben der Hausthür wuchs, hinauf, balancirten über die Laternenschnur und ließen sich schließlich an der buntbemalten Thorfahrt des Nachbarhauses niedergleiten, welche der Lackirer Vogelberg als Palette zu benutzen pflegte.

Der Umstand, daß diese Thorfahrt heute geschlossen war, erregte in etwas die Verwunderung des Meisters.

Was zum Kukuk, dachte er, legt sich Der auch auf die faule Bärenhaut?

Die bissige Natur des „Auch“ alterirte aber natürlich den gemüthlichen und außerordentlich selbstzufriedenen Kellermann, der sich selbst gegen Jedermann als Muster eines fleißigen Bürgers aufzustellen pflegte, sehr wenig. Seine Gedanken marschirten vielmehr in gemüthlichem Spazierschritte weiter, bis sie an dem blauen Schilde hängen blieben, das in unverschämt großen Buchstaben der staunenden Welt verkündete, wie hier Salomon Cohn und Sohn bereit seien, die halbe Welt mit Buckskins, Tuchen, seidnen Zeugen und andern in dies Fach schlagenden Artikeln opfermüthig zu versorgen. In der weit offenen Thür dieses größten Geschäfts von Frankenheim pflegte in glücklichen Zeiten Sally Cohn, von seinen geistreichen Freunden meist Sellery genannt, der glückliche Sohn und „Associé“ seines Vaters zu stehn und die bezaubernde Macht seiner von engen, groß carrirten und unsäglich steifen Vatermördern gehobenen Persönlichkeit auf die Vorübergehenden, besonders auf die Damenwelt wirken zu lassen. Heute stand der holdselige Jüngling nicht auf seinem Posten; der unglückliche Pflichtvergessene schien seines weltbeglückenden Selbstzweckes durchaus uneingedenk geworden zu sein.

Meister Kellermann hatte den Horaz nie gelesen; sein eignes glückliches Talent hatte ihn aber die großen Vortheile des nil admirari klar erkennen lassen. Deshalb verwunderte er sich auch jetzt nur überaus gemächlich, pinkte sich ruhig Feuer an, fuhr etwas tiefer in die Pantoffeln und schlürfte dann, gefolgt von seinem gelben, krummbeinigen Dachshunde, auf Cohns Behausung zu.

Muß doch einmal sehn, wo der Sellery, der Sakermenter, steckt. Sollte ihm etwa der alte Salomon wieder in die Haare gerathen sein wie neulich, wo dem Sellery die Demoiselle Plitzker „die berühmte Actrice, die gar nicht stolz war“, mit „den 69 Thlr. 5 Sgr. 2 Pf.“ durchbrannte? Wollen einmal sehn.

In Folge der heiteren Ruhe, die ein Grundelement Kellermanns ist, war er während dieser Gedanken natürlich nicht weiter gekommen, als bis an die Mitte der Straße, als sich im Hintergrunde des Cohnschen Ladens lebhafte Stimmen hören ließen, deren Inhaber soeben aus dem Comptoir traten.

Wirst du schweigen, mein Sohn, sagte die Stimme des würdigen alten Salomon Cohn. Also, Herr Hartleben, Sie wünschen vor sich ein kleines Schambergarnichen mit eine freindliche Aussicht? Aha, hm, hm. Freindliche Aussicht, ah, hm — Wo wäre denn gleich —?

Lieber Vaterleben — —

Schweig, mein Sohn!

Vaterleben, ich weiß — —

Schweig, mein Sohn! Was kannst du weißen!

Vaterleben, drüben bei Kellermann — —

Richtig, bei Kellermann. Wollt' ich eben sagen. Wirst du schweigen, Sally? Sehr schön, sehr freindlich, sehr nobel, ganz vor einen jungen, vornehmen Herrn. Herr Hartleben, ganz ein Schambergarnichen vor Ihnen. Ach, da ist ja der Meister selbst! Kommen Sie her, Herr Kellermann, wir können machen ein Geschäftche, ein feines, ein regelles Geschäftche, wie? Der Herr Hartleben, ein braver, guter Herr, ein grausam reicher Herr, will haben Ihre Stube im Oberstock. Was? Wollen Sie die Stube vermiethen, he? Wollen Sie?

Das kann wohl Rath werden, erwiderte Kellermann mit gewohnter äußerer Gemüthsruhe. Innerlich aber pochte ihm das Herz gewaltig. Zwar war's nicht der erwartete Wallfisch, der sich in die aushängende Angel des Meisters verbeißen sollte; aber er war schon daran

gewöhnt, nur Stichlinge und höchstens Schmerle zu fangen, und diesmal war's wahrlich und wahrhaftig ein Goldfisch.

Unter diesen Umständen war der Handel rasch geschlossen. Zwar forderte der kluge Meister in richtiger Erkenntniß seines offenbar ebenso reichen, als bescheidenen und schüchternen, zukünftigen Miethsmanns eine so unerhörte Summe, daß selbst dem Sohn senior und junior die Augen übergingen und Beide sich mit einem vielsagenden, erstaunten Blicke ansahen. Aber dem Fremden war es weniger um das Geld, als um ein passendes Logis zu thun, und die beiden Sohns redeten im eigenen Interesse lebhaft zu, weil sie nur auf diese Weise Befriedigung ihrer Forderung an Kellermann erwarten durften. Kurz, nachdem die vielgepriesene grüne Oberstube nebst Kammer von dem vierblättrigen Kleeblatte besichtigt und von dem jungen Hartleben recht artig befunden worden war, nachdem die beiden Sohns sich unter vielfachen Erbietungen zu allen möglichen Gefälligkeiten glücklich empfohlen hatten, standen sich Kellermann und dessen glücklich gefangener Goldfisch in dem definitiv abgeschlossenen Verhältnisse eines Vermiethers und Miethsmannes gegenüber.

Dem jungen Hartleben gingen offenbar mannichfache und durchaus nicht angenehme Gedanken durch den Kopf. Er warf sich schweigend auf einen Stuhl und zeigte nicht die mindeste Lust, das von Kellermann so sehr ersehnte Gespräch anzuknüpfen. Aber der Meister war zäh wie Gemsleder und wußte sich zu bezwingen. Er rückte sich voll selbstbewußter Dreistigkeit einen Stuhl an das Fenster, brachte die über den Handel ausgegangene Stummelpfeife wieder in Brand und schien offenbar entschlossen, seinen schweigsamen Miethsmann auszuhungern und zur Capitulation zu zwingen. So saß er, bald auf den linken, bald auf den rechten Ellenbogen gestützt, leise vor sich hinpfeifend und singend und dann wieder vollendet schöne Ringel aus Tabackdampf bildend, mit übereinandergeschlagenen Beinen schaukelnd da, ein Bild der süßesten Behäbigkeit und classischer Seelenruhe. Nur zuweilen wanderten die schlauen Blicke des Meisters zu dem „Goldfische" hinüber, der durchaus nicht weiter anbeißen wollte. Aber sei du so schlau als du willst, dachte Kellermann, mich überlistest du nicht, und rauchte, pfiff und schaukelte wieder weiter.

Endlich jedoch, da Zeit auf Zeit verstrich und der junge Mann immer noch nicht gesprächig werden wollte, ja nicht einmal seine Stellung veränderte, da wurde es dem Meister doch zu viel und er beschloß rasch entschlossen den Sturm.

Na, wie gefällt Ihnen das Stübchen, Herr Hartleben?

Herr Hartleben schwieg.

Sehn Sie nur einmal zum Kammerfenster hinaus. Hier unten der Garten, dann der Gottesacker, drüben die Ressource. Gefällt's Ihnen nicht?

Hartleben schwieg fort und fort.

Ei, so wollt' ich doch aber — — dachte Kellermann, ging nach der Thüre, drehte sich dann aber kurz entschlossen noch einmal auf dem Absatze herum und schritt dicht an seinen Miethsmann heran.

Sind Sie nicht wohl, Herr Hartleben? sagte er, so laut er konnte, und legte seine schwere Hand auf die Schulter des Unglücklichen.

Der junge Mann fuhr erschrocken in die Höhe. Sie sind noch hier? Entschuldigen Sie! Was wünschen Sie, lieber Meister?

Je nun, ich wollte nur fragen, wie's wegen der Aufwartung werden sollte. Sie wollen doch wohl die Aufwartung im Hause?

Aufwartung? Ja wohl. Haben Sie ein Dienstmädchen?

Dienstmädchen? Davon schreibt Paulus nichts. 'S wirft's nicht ab, lieber Herr. Aber, meine Tochter —

Nein, nein, nicht Ihre Tochter. Sehn Sie, — ich habe — nicht viel — zu besorgen. Könnte nicht Ihre liebe Frau? Sie haben doch eine? —

Und was für eine, Herr Hartleben! Sie sollten die Frau sehn, wenn sie kocht. Sie essen doch auch im Hause?

Im Hause? Nein, lieber Meister. Ich werde im Stern essen. Wollen Sie mir wohl mein Gepäck von der Post holen lassen. Ich möchte mir's etwas bequem machen.

Soll sogleich geschehn. Sind wohl heute erst gekommen? Und von weit?

Nein, nur von Lindenberg herüber, lieber Meister. Aber, bitte recht sehr, eilen Sie ein wenig, meine Stiefel drücken mich.

Der Meister verstand endlich den Wink und hielt es, obwohl er sich sonst auf sein „dickes Fell" etwas zu gut that, diesmal doch für gut, zu gehn und seinen Miethsmann sich selbst zu überlassen.

Also ein Weiberfeind, dachte er, indem er die Treppe hinab schritt. Aha, ich merke. Ein vornehmes Herrchen, wie die Meisten sind. Du sollst mir aber blechen.

Mit diesen edlen Vorsätzen schritt er in seine Stube, um dort die nöthigen Anweisungen wegen des Hartlebenschen Gepäcks zu ertheilen.

Hartleben war indessen aufgestanden und schritt nun unmuthig in der Stube auf und ab. War der Aerger auch wohl dem armen Jungen zu verdenken, war es nicht wirklich ein zu verdrießliches Geschäft, das ihn jetzt nach Frankenheim führte?

Zwischen dem steinreichen Banquier Sebastian Hartleben in Lindenberg, dem Vater unsres Heinrich, an

einem und der Frau Commerzienräthin Finke zu Frankenheim, seiner Cousine, am andern Theile, war nämlich schon kurz nach der Geburt der schönen Sidonie Finke ein Kauf- und respective Tauschgeschäft bezüglich der Herzen ihrer bezüglichen Kinder verabredet und wohlbedächtig abgeschlossen worden, wonach sich Beide nach erlangter Volljährigkeit unweigerlich die Hände zum ehelichen Bunde zu reichen haben sollten. Was aber im Anfange trotz der solennen Form sothanen Rechtsgeschäfts dennoch nur eine leicht geschürzte, scherzhafte Verabredung gewesen war, das hatte sich im Laufe der Zeiten und namentlich durch den Tod des Commerzienraths in einen fast unlösbaren Knoten verschlungen. Es erwies sich damals, daß das Vermögen des Seligen und seiner untröstlichen Wittwe sich, der Himmel weiß, auf welche Weise, um einen beträchtlichen Theil verringert hatte. Unter solchen Umständen hielt es die Wittwe für ihre mütterliche Pflicht, mit allen Kräften über Aufrechthaltung jenes Versprechens zu wachen. Deshalb hatte sie von Anbeginn trefflich dafür gesorgt, daß die frühe Verlobung nicht einen Augenblick vergessen werde, deshalb hatte sie nie unterlassen, sich in jedem Briefe nach ihrem jungen Schwiegersohne, wenn auch nur halbscherzend zu erkundigen, deshalb hatte sie endlich bei gelegentlichen Besuchen die spielenden Kinder immer nur als Pärchen betrachten wollen und Beide an diesen Gedanken geflissentlich zu gewöhnen gesucht.

Der Banquier dagegen war ein Geschäftsmann aus der alten Schule. Ihm war die Erfüllung des Versprechens zu einem durch strenges Pflichtgefühl gebotenen Akte der Nothwendigkeit geworden. Gerade darum, weil die Commerzienräthin nach seiner freilich übertriebenen Ansicht jetzt verarmt war, mußte sein Wort um so sicherer gelöst werden. Damit hatte er sich stets jede Einrede einer aufdringlichen jesuitischen Politik abgeschnitten, und nur deshalb hatte er auch jetzt den Widerspruch seines Sohnes gebrochen, indem er den Unglücklichen fast über Hals und Kopf nach Frankenheim schickte, bevor etwa dessen Widerstand Kräfte gewinnen könne, die seinen eignen nur künstlich festgeschrobenen Willen über den Haufen zu werfen vermochten.

So war denn der junge Hartleben glücklich in Frankenheim angelangt, um als Bräutigam einer Cousine, die er seit nunmehr fünf Jahren nicht gesehen hatte, wieder abzureisen. So war es, und aus dieser Situation konnte unsren armen Heinrich nichts, gar nichts als der bittre Tod befreien.

Er war mithin wahrhaft zu beklagen, denn diese Erwartung, die jeden Frankenheimer Einwohner männlichen Geschlechts über 16 und unter 70 Jahren in feurigen Enthusiasmus versetzt haben würde, erregte dem jungen Manne nur die unangenehmsten Empfindungen. Heinrich war trotz aller Güte seines Vaters, die den einzigen Sohn leicht hätte verziehen können, ein allzublöder Schäfer geworden oder geblieben. Er selbst zwar schämte sich dieser Verzagtheit und hatte in einsamen Stunden oft versucht, dieselbe auf dem Wege der künstlichsten philosophischen Systeme zu überwinden. Aber mochte er sich auch stundenlang vorsagen, daß nach einem durch die ganze Natur laufenden Gesetze das weibliche Geschlecht unter dem männlichen stehe und daß er deshalb durchaus keinen vernünftigen Grund zu seinem gewaltigen Respekte vor diesen geringeren Organismen habe, mochte er den ganzen Knigge und Albertis Complimentirbuch durchstudiren, sein Zimmer mit schönen Frauenköpfen verzieren und an dieselben wohlgesetzte und überaus interessante Anreden halten, es blieb Alles vergeblich. Beim nächsten Balle hinderte ihn dieselbe Verzagtheit, rasch nach den schönsten Tänzerinnen zu greifen; ihm blieben stets nur die armen Unglückseligen, die kein Andrer mochte, und selbst mit diesen kam es, so oft sie ihm auch Anknüpfungspunkte boten, vor Stocken und Erröthen zu keinem vernünftigen Gespräche. So war er denn, nachdem er es auch mit der Resignation vergeblich versucht hatte, verzweifelnd in sich zusammengebrochen. Er bewunderte jetzt nur staunend das Genie seiner Altersgenossen, die ohne alles System mit einfachen, natürlichen Anlagen auf den erstrebten sublimen Standpunkt gelangt waren und ungenirt auf demselben feststanden.

Zuletzt fing aber diese eingestandene Unmöglichkeit an, seine Eitelkeit aufzustacheln. Kurz, weil er einmal beim Systematisiren war, so brachte er auch seine unschöne und unbequeme Blödigkeit in dem Systeme der reinen Vernunft glücklich unter und reponirte sie zunächst in das Lokal „Enthaltsamkeit“, dann unter „Weiberfeindschaft.“ Die gemachten Vorstudien über Weiberwerth kamen ihm dabei trefflich zu statten. Sie lieferten ihm eine so vernünftige Basis, daß er sogar über seinen Scharfsinn zu erstaunen anfing, als er eines schönen Tags den glücklichen Gedanken bis in seine letzten Consequenzen verfolgte und dabei sich der aus seiner Entdeckung entspringenden Resultate klar wurde.

Man kann sich also leicht denken, in welche peinliche Stimmung die gegenwärtige Situation den Weiberfeind versetzen mußte. Er sollte sich verloben, verloben mit einem Mädchen, das er kaum noch kannte, ja das sogar nach dem Gerede sehr schön war. Entsetzlich!

Heinrich fuhr sich, als ihm diese bemitleidenswerthe Lage klar zum Bewußtsein kam, erst einigemal verzweifelnd durch die lichtblonden Haare, rannte dann wieder durch die bewußte grüne Stube, blickte sehnsuchtsvoll mit Selbstmordgelüsten nach den längst entladenen Reisepistolen und stürzte sich endlich, seiner selbst nicht mehr mächtig — nicht etwa zum Fenster hinaus, sondern nur die Treppe hinunter in den Garten.

Wie wohl that seinem erhitzten Kopfe die frische Luft. Wie balsamisch, wie labend —

Hölle und Teufel! was war das dort in der Laube? Dort saßen, ja, bei Gott, dort saßen zwei junge Damen. Sie blickten neugierig und lächelnd herüber. Heinrich riß den Hut herunter, oder wollte ihn wenigstens herunter reißen, fuhr statt dessen in sein unbedecktes Haar, wurde blutroth und stürmte noch eiliger, als er gekommen war, in seine Stube zurück. Er glaubte die Mädchen, diese Satanellas des großen Lebensballets, hinter sich kichern zu hören.

Heinrich war wüthend, ja, er hätte fast geweint. War dies die Frucht so vieler Studien? War das sein Weiberhaß, seine Verachtung des ganzen Geschlechts? Und er, den alle Welt den blöden Heinrich nannte, er sollte heirathen. Was nur sein Vater dachte? Es war ja unmöglich, durchaus unmöglich.

Hätte der Arme die ganze Größe seines Unglücks gekannt, wer weiß, was dann geschehn wäre. Wir hätten dann vielleicht nur sein schauriges Ende zu melden, während wir uns jetzt den besten Erwartungen für einen erträglichen Ausgang hingeben dürfen. Glücklicher Weise aber verhüllte ihm die weise Vorsehung sein Elend mit milder Hand im wohlriechenden Nimbus der echten Importirten, nach welcher, als nach einer erprobten Trösterin, der Verzweifelnde instinktartig gegriffen hatte.

Heinrich hatte übrigens recht gehört. Die beiden Mädchen kicherten allerdings verstohlen hinter ihm her und thaten sich keinen Zwang mehr an, als sie seine Stubenthür zufallen hörten. (Fortsetzung folgt.)

Sophie Schröder.

(Ein Abend im Schauspielhause zu Berlin.)

Der Vorhang geht auf. Die Dekoration zeigt einen kleinen, eleganten Salon, in dessen Mitte ein Tischchen steht. Ein Armleuchter darauf. Das bewegte Zwischen-Acts-Gespräch des Publikums weicht einer lautlosen Spannung. Das Ausströmen des Gases ist der einzige Ton, der hörbar summt. Vom Parterre zur Gallerie jedes Auge nach der Mittelthür der Bühne gerichtet. Die Flügel öffnen sich. Eine kaum mittelgroße weibliche Figur wird hereingeführt. Der Begleiter verläßt sie. Die Thür schließt sich wieder. Sophie Schröder, die 76jährige Matrone, steht allein auf der Scene. Mit lebhaftem Schritt nähert sie sich dem Vordergrunde und beugt sich vor Denen, die sich wenige Minuten später im Geiste vor ihr beugen. Prunklos ist die Erscheinung, machtvoll das erste Wort, das sie spricht. Eine Klopstock'sche Ode „Frühlingsfeier“ beginnt den Vortrag. Ist das eine Greisin, die jene Strophen des Hymnus austönen läßt? Ihre Hände reden, der welke Körper wirft sich majestätisch empor, wie König Lear, wenn er jeden Zoll als König fühlt. Ja sie fühlt sich wieder Beherrscherin der Menschenherzen, Königin der Sprache, und ist ihre Stimme auch nicht mehr dem Donner gleich, so malt der Ausdruck ihres Tons ihn doch so deutlich, daß Du Jupiters Zorn über Dir rollen hörst und die Erde unter Dir beben fühlst. Du bist in der Illusion der Kunst. Das ist schauspielerische Größe, das ist poetischer Idealismus, das ist Naturwahrheit, die sich selber in keinem Moment treulos wird. Nie hätten wir geglaubt, daß sich solch ein Inhalt aus dem Klopstock herauslesen und heraushören ließe. Wir empfinden ihn im großen Vortrag der Schröder als großen Dichter. Und hernach erst Schiller's Glocke! Alle Musik der Seele, die im Vers und Reim liegt, fließt von den Lippen der Rednerin. Ergriffenheit und Entzücken wogen sich in unsrer Brust entgegen. Was muß dies Weib gewesen sein, als sie jung war! Jetzt finden wir's begreiflich, daß den Leuten vor 40 bis 50 Jahren Schiller's längste Stücke kurz vorkamen, wenn sie dieselben in dieser Darstellung sahen. Die Zeit fliegt an der Rede der Schröder vorüber im Sturm und der Geist des Lauschenden ist versenkt mit Eisenankern in den Grund der Dichtung. Ebenso erklärlich ist uns nun, was wir oft in Unwissenheit bespöttelten, daß ältere Leute über die Begeisterung des jüngern Geschlechts vor der heutigen Schaubühne mitleidig lächeln und zu dem, was uns bedeutend erscheint, die Achseln zucken. Das ganze sogenannte „realistische“ Schauspielerthum unsrer Tage ist ein Sandbau gegen die Felsenruine der Sophie Schröder und muß ihr trotz ihres Alters den Tribut geben: „Ihr habt etwas an Euch, Frau, was wir gern Herrin nennen möchten!“

D. G.

Friede im Herzen.

O trachte nach der Seele Frieden
Als Deines Lebens höchstem Werth,
Er ist der Engel, der hinieden
Die trüben Tage Dir verklärt.
Er hält zu Dir selbst in der Stunde,
Wo Dich das Leid umschlungen hält
Und, innig mit dem Schmerz im Bunde,
Manch heiße Thräne Dir entfällt.

So Hab' und Gut im Lauf der Tage
Zur Tilgung ungeahnter Noth,
Sie wiegen kräftig in der Wage
Des Lebens, wenn der Kummer droht.
Sie heben die gebeugten Blicke,
Damit sie flammen wie der Blitz,
Ja, eine festgeformte Brücke
Ist wohlerworbener Besitz.

Doch unhaltbar, morsch und verdorben,
Fehlt uns der Friede in der Brust;
Mit ihm nur wird das Heil erworben,
Und wer sich seiner nicht bewußt,
Der darbt, wie auch des Reichthums Fülle
Ihn überfluthet bis an's Grab,
Denn unsichtbar trägt er die Hülle
Der Armuth und den Bettelstab.

Vergebens ringt sein Herz nach Ruhe,
Er sucht sie mit verstörtem Sinn;
Hoch liegt das Gold in seiner Truhe,
Jedoch der Friede ist dahin;

Der Segen von dem Haupt gewichen,
Sein ganzes Dasein ihm vergällt;
Im Buch der Menschheit ausgestrichen
Steht er vereinsamt in der Welt.

Darum bewahr' in Glück und Kummer
Dir Deiner Seele Frieden fest,
Dann stört Nichts Deinen süßen Schlummer.
Und schwindet hin des Lebens Rest,
Verrollt das letzte Korn der Stunde,
Dann zage nicht! in jenem Licht
Wird mit dem Himmel Dir im Bunde
Zur Seligkeit das Weltgericht.

Th. D.

Feuilleton.

Die Rudelsburg und Saaleck. In einer Zeit, wo das Bad Kösen unweit Naumburg von Jahr zu Jahr mehr Gäste in sich sieht und durch Vermittelung der Eisenbahnen das Reisen so sehr erleichtert wird, da konnte es denn nicht fehlen, daß man den reizenden Parthieen des Saalthales immer mehr Aufmerksamkeit widmet. Vorzüglich gilt dieser Besuch der Rudelsburg, welcher sich zur Zeit des Pfingstfestes zu einer ordentlichen Wallfahrt gestaltet. So Mancher hat wochenlang in Kösen geweilt, hat die alte Ruine besucht, aber dennoch kein rechtes Verständniß über den Ursprung jener Burg. Es wird daher nicht ohne Interesse sein, wenn wir in aller Kürze hier eine flüchtige Skizze liefern.

Von Kösen aus bringt uns eine Wanderung im blumigen Saalthale nach einer halben Stunde an den steilen Berg, worauf sich die Ruinen erheben. Hat man selbigen erstiegen, so breiten sich auch schon die Trümmer zu beiden Seiten desselben aus, denn es mag wenig Burgen in alter Zeit gegeben haben, welche so großen Umfang hatten wie diese. Man wandert zuerst über einen großen Burghof, welcher die Wirthschaftsgebäude, die Wohnungen für die Reisigen, die Ställe für ihre Pferde enthielt, jetzt aber eine Windmühle und Ackerfeld zeigt, bis man über einen tiefen Graben, über welchen eine Brücke führt, in die alten hohen Mauern selbst gelangt, welche von dicken Thürmen geschützt sind. Der eine Thurm ragt an 160 Fuß empor und hat keinen Eingang. Nur eine Oeffnung, von ungefähr 30 Fuß, läßt vermuthen, daß man entweder auf einer Leiter daselbst ins Innere gelangte und diese dann nach sich zog, oder ein jetzt verschwundenes Gebäude daran lehnte und von da aus der Weg hineinging. So groß jedoch die Burg ist, so alt ist sie auch. — Ein Ritter Rudolph — daher der Name Rudelsburg, das heißt: Rudolphsburg — legte sie bereits im zehnten Jahrhundert an, seine Heerden und Felder gegen die Slaven zu vertheidigen, und sie blieb lange in seiner Familie. Allmälig aber wurde sie der Sitz von räuberischen Rittern, welche alle Reisende überfielen, in Kösen hohen Brückenzoll erhoben und es so arg machten, daß der Kaiser Rudolph von Habsburg die Burg erstürmen und zerstören ließ. Es geschah solches im Jahre 1290. Die Veste wurde jedoch wieder aufgebaut, doch weiß man hier weder Erbauer noch Jahrzahl zu nennen, bis sie in einer Fehde ihres Besitzers mit den Naumburgern 1348 das erstere Geschick wiederum verdient hatte. Dann kam sie in den Besitz der Herren von Saaleck, deren Veste gegenüber lag, und wurde im Bruderkriege zwischen dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Landgrafen Wilhelm III. von Thüringen 1438 zum dritten Male zerstört. Die Familie von Bünau erwarb später zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts dieselbe, und noch öfters wechselte sie ihre Herren, bis sie endlich das Schicksal so vieler alten Schlösser hatte, ein Raub der Zeit zu werden.

Getrennt durch eine tiefe Schlucht liegen gegenüber auf einem ziemlich kegelförmigen Berge zwei hohe Thürme, die einzigen Ueberreste der schon genannten Burg Saaleck. Längst ausgestorben ist das Geschlecht ihrer ursprünglichen Besitzer und diese einsamen Zeugen einer längst vergangenen Zeit lassen nicht ahnen, welche Freuden und Leiden hier oben auf dieser Höhe empfunden worden sind. Der eine Thurm ist im Innern seit 1802

gangbar gemacht worden, daß man bis oben hinauf gelangen kann. Der andere dient in seiner Höhe nur den Krähen und Dohlen zum luftigen sichern Aufenthalt und wird von ganzen Schaaren derselben umkreis't. Mitten zwischen den Thürmen ist ein tiefer Brunnen, aber gänzlich verschüttet. Die ganze Bergfläche ist so beschränkt und abschüssig, daß man jetzt nicht mehr abnehmen kann, wie eine Burg darauf gestanden haben mag, in welcher dereinst der als großer Wüstling bekannte Bischof Johann von Naumburg in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts haus'te und darin mit Buhldirnen und Gauklern ein Leben führte, welches in allen deutschen Gauen verrufen war.

Der Deutschen Theater-Zeitung von A. Heinrich in Berlin (Redakteur Dr. E. Schlivian) wird aus Wien geschrieben: „Als künftigen definitiven Direktor des kais. Opertheaters nennt ein Gerücht wiederholt und mit großer Bestimmtheit Hrn. Hoffmann, Direktor des Josephstädtischen Theaters." Dies ist derselbe thatkräftige, unternehmende Herr Johann Hoffmann, der das famose Thalia-Theater im letzten Sommer herrichten ließ. In 7 Wochen war der ganze Bau mit Maschinen und allem Zubehör vollendet. Zimmermeister Fellner hatte ihn nach dem Plan des Architekten gleiches Namens ausgeführt. Der Zuschauerraum faßt 3500 Personen. Das musikalische Repertoir der Bühne entwickelte großen Aufwand. Ein competenter Augenzeuge versichert uns, daß eine Vorstellung des „Tannhäuser" daselbst im Großen und Ganzen seine gespanntesten Erwartungen übertroffen habe. Dem Bericht der Deutschen Theater-Zeitung zufolge sollen dem „Tannhäuser", sobald der noch immer fortdauernde Andrang des Publikums nachläßt, der „Troubadour", „die Weiber von Weinsberg", Mendelsohn's Fragment „Loreley", Massé's „Königin Topaze", Ferrari's „Pipele" und Wagners „Lohengrin" folgen.

Da wir einmal bei Wien sind, wollen wir auch ad hanc vocem noch hinzufügen, wie humoristisch Wenzel Scholz, der große Komiker, seinem Ende entgegengegangen. Zu seinem Arzt gewendet, sagte er: „Herr Doctor, wenn ich nur noch einmal spielen könnt'! Es ist doch gar zu dumm, so ohne allen Abschied vom Publikum wegzugehen." Wenn der Mann kein gutes Gewissen hatte, dann „will ich kein Glas Sekt mehr trinken", wird Falstaff in Walhalla ausrufen.

Triumph des Genies. Wirft man jetzt einen Blick in die Zeitungen, so findet man überall Rendezvous gekrönter Häupter, Berichte über hohe Reisende, ausführliche Erzählungen von dem, was die Allerdurchlauchtigsten gespeis't, getrunken, gethan, gedacht und gedacht haben könnten. Ja, die Helden, die Männer des Schwertes, sie sind jetzt an der Tagesordnung und ihnen schenkt die Presse alle Aufmerksamkeit. Nun aber reis't auch ein Mann durch Oberitalien, der keine Truppen kommandirt, kein Schwert gezogen, sondern nur im Laufe seines Lebens eine Feder geführt. Dieser Mann ist M. G. Saphir, der Redacteur des „Humorist", der stets Schlagfertige mit der Waffe des Witzes und beißender Satyre. Ueberall, wo er jetzt auf seiner Reise erschien, meldeten die Zeitungen seine Ankunft, man gab Schilderungen seiner Persönlichkeit, Abrisse seines Lebens und seiner litterarischen Wirksamkeit. Fast sämmtliche in Mailand erscheinende Zeitungen beschäftigten sich auf das Ehrenvollste mit seiner Person, man veranstaltete von Seiten hochgestellter Männer Akademieen und Festtafeln, Hunderte, die bisher nur seinen Namen gekannt, suchten auf Kaffeehäusern oder andern öffentlichen Orten seiner ansichtig zu werden. Hat Einer in seinem vielbewegten Leben mit Neid, Mißgunst und Cabalen zu kämpfen gehabt, so ist es Saphir. Verunglimpft in Journalen auf die gemeinste, niedrigste Art von Menschen, die nicht würdig sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, ging er vermöge seiner Alles vernichtenden Feder stets siegreich aus dem Kampfe hervor. In Wien ist er nach dem Kaiser unbestritten die bekannteste Persönlichkeit. Nicht blos in den höchsten und höhern Kreisen wird sein Name genannt, ihn kennt jeder Fiaker, jeder Kappelbube, und mancher Fremde würde mit sich zürnen, wenn er bei seinem Aufenthalt in der Kaiserstadt außer Schönbrunn, dem Prater, der Ambraser Sammlung und übrigen Kunstschätzen nicht auch den Saphir gesehen hätte. Würde man je eine Gedenktafel errichten, worauf die Wohlthäter Wien's prangten, neben Bäuerle müßte Saphirs Name mit obenanstehen. Rechnet man die Summen zusammen, die Er seit länger denn zwanzig Jahren durch den Ertrag seiner humoristischen Vorlesungen zum Besten Abgebrannter, Ueberschwemmter, zur Unterstützung von Armen- und Krankenhäusern, Invaliden- und Kleinkinderbewahr-Anstalten ꝛc. als Spende dargebracht, so fallen Hunderttausende von Gulden in's Gewicht. Und dies Alles durch sein Talent, durch die Kraft seines Geistes. Erwägt man ferner, daß im Laufe seines Strebens durch geistreiche Aphorismen, Kunst- und Theaterkritiken eine Generation von Tonkünstlern, Schauspielern und Sängern vielfache Belehrung und Zurechtweisungen erhalten, zieht man in Betracht, daß Tausende durch seine Gedichte und prosaischen Schriften Erheiterung und Anregung im Lesen selbst oder durch deklamatorische Vorträge gefunden, so hat dieser Schriftsteller mehr Verdienst, als vielleicht ein Dutzend Generalmajors, die noch kein Pulver gerochen haben. Lebten wir noch in der Zeit, wo die Ertheilung eines Ordens nur wahres Verdienst belohnte, so hätte Saphir sicherlich mehr Recht darauf

als so mancher Kammerherr, der weiter Nichts gethan, als einem fremden Fürsten beim Eintritt in die Theaterloge submissest Reverenz zu schneiden. Saphir verdiente eher einen Orden, als gewisse Militairs, die auf ein Paar Stunden einem fremden Prinzen beim Besuch der Residenz als Galopins gedient und als hochwohlgeborene Lohnbedienten die Auszeichnung als eine Art Trinkgeld empfangen.

An der Quelle saß der Knabe und giebt nie die Quelle an. Von den poetischen Worten: „Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt", scheint die „Wiener Theater-Zeitung" recht hübsch Gebrauch zu machen, wenn sie in unserm Feuilleton-Gärtlein sich ein wenig zu ergehen geruht. Da kommt es denn nun vor, daß ihr so mancher Artikel entgegen lacht, sie ist dafür eingenommen, je suis weg, wie der Franzose sagt, und kann dann in solchen Momenten nicht unterlassen zu singen: In meinem Schlößchen ist's auch fein, komm, Ritter, kehre bei mir ein! — Wir gehören nicht zu Denjenigen, die gleich Zetermordio schreien, wenn ihnen einmal Etwas nachgedruckt wird, im Gegentheil, wir können uns nur darüber freuen. Wenn aber die Stibitzerei gar so freimüthiger Natur wird, wenn die Wiener Theater-Zeitung in den Nummern 218—220 uns in aller Naivetät 32, schreibe zweiunddreißig Originalartikel gleich hintereinander nachdruckt und dabei nicht ein einzigmal die Quelle angiebt, dies ist nicht redlich gedacht, dies liegt außer den Grenzen der Ordnung. Wir finden diese „hübschen Sächelchen", wie man sie oftmals zu nennen beliebt, auch nicht hinter der Hausthür. Wir suchen Erlebtes oder Gehörtes auf artige Manier wiederzugeben oder schnobern mühsam in den neuesten ausländischen Zeitungen herum, damit wir Geeignetes für unsere Leser finden. Wir rathen daher den litterarischen Bahnwärtern und Weichenstellern im Dienste des Herrn Redakteur Bäuerle, künftig gefälligst mitunter einmal die Quelle anzugeben, wenn sie von unserm Feuilleton-Train Etwas auf ihre Zweigbahn hinüber befördern, darunter zu setzen: „Zeitung f. d. eleg. Welt", und nicht, wie es andere Journale manchmal thun, nur „E. Z." was „Elegante Zeitung" bedeuten soll, aber eben so gut „Elberfelder Zwieback" oder „Eingemachte Zwetschen" heißen könnte. — So ganz und gar spurlos können wir aber doch unmöglich obenerwähnte 32 Artikel in die Pilze gehen lassen. Nein! dies wäre wider die heilige Vehme und den Gerechtigkeitssinn des Herrn Bäuerle, der bekanntlich alle seine Mitarbeiter glänzend honorirt. Aber Geld? nicht rühr' an, bewahre, Geld braucht ein deutscher Schriftsteller gar nicht, wir beanspruchen blos eine Kleinigkeit für unsern Gaumen und machen für all das Nachgedruckte seit Jahr und Tag folgende Rechnung für Herrn Bäuerle:

12 Flaschen Vöslauer Wein,
12 Wiener Kipfel,
12 Wiener Würstel,
62 Stück Austern, welche jetzt täglich frisch von Triest nach Wien kommen.

Also ohne alle Muschelei die Austern zur Stelle! Auf jeden Artikel nur drei Austern, dies ist gewiß nicht hart, zumal die Wiener Theater-Zeitung noch die Bärte derselben behalten kann, denn Bärte haben wir selbst genug. Wir quittiren hiermit im Voraus über diese Gabe, welche mit der Zeit von Herrn Bäuerle und ohne allen Zweifel auch von uns verschluckt werden wird.

Alles ist vergänglich hier auf Erden, so auch das Dintenfaß. Es könnte parodirend mit Körners Zriny rufen: So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens, jenseits von England droht mir Nacht und Tod. — Ja, ein Engländer, Namens Osmont, will das alte Dintenfaß auf immer verbannen durch Erfindung einer Schreibfeder, mit welcher man hundert Briefe hinter einander schreiben kann, ohne einzutütschen. — Hundert Briefe! wahrscheinlich aber von der Art, wie sie einmal ein Student an seinen Vater in die Heimath schrieb, die nur die Worte enthielten: „Geld! Geld! Geld!" — Wenn es aber dennoch wäre, wenn dem Dintenfaß nicht beschieden, auszurufen: Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich, ein ehrlich Dintenfaß, verachte dich! wie da? Dann könnten wir singen:

So leb' denn wohl, du Dintenfaß,
Vor Wehmuth wird mein Auge naß,
Es stimmt selbst in der Rührung Pein
Sogar der Dintenrührer ein.

Ein bedauernswerther Hingang. Wohl überall ist schon die Kunde von dem Ableben des Komikers Scholz zu Wien hingedrungen. Eines Getreuen und Verdienstvollen in der Kunst kann aber nicht genug gedacht werden, denn ein solches Gedächtniß ist Pflicht der Presse. Scholz war 71 Jahre alt, als er abtrat von der Erdenbühne. Volle 31 Jahre hatte er am Carltheater in der Leopoldstadt gewirkt, und mit ihm wurde gleichsam ein Stück Komik zu Grabe getragen, auf dessen Ersatz die Zeit nicht sobald bedacht sein wird. Groß war die Zahl Derjenigen, die dem Geschiedenen das letzte Geleit nach dem weit entfernten Kirchhof gaben. Am Grabe sprach Niemand, denn die Rührung, die allgemeine Trauer hemmte das Wort. Desto reichlicher aber flossen die Thränen über den Hintritt eines wahrhaft edeln Menschen, eines Mannes, der in seinem schönen Beruf Tausende seiner Mitbrüder erheitert und zur Fröhlichkeit erweckt. Scholz in seiner unverwüstlichen Laune war gleichsam der Generalpächter des Humors. Er hatte von der Natur gleichsam ein Pa-

tent auf die Komik erhalten, er war der unumschränkte Beherrscher aller Lachmuskeln. Einunddreißig Jahre der Vertreter der Posse, an die nun einmal der lebenslustige Wiener ein Stück seines Lebens knüpft. Wäre es möglich, all den Jubel und das homerische Gelächter, das er während dieser Zeit hervorgerufen, in einen Raum zu bannen, die Natur hätte ein fünftes Element, das Element der Freude. All die tausend und hunderttausend durch seinen Humor erquickten Zuschauer auf ein wüstes Eiland versetzt und die Erinnerung an den Liebling nachgerufen, man hätte eine „glückliche Insel.“

Alles, nur nicht meinen Bart! An einem bedeutenden deutschen Theater ist ein Bassist engagirt, der außer einer schönen Stimme noch einen Bart besitzt, der auch gerade nicht zu verachten ist, zumal ihn der Sänger mit großer Vorliebe pflegt. Dieser Bart war nun dem Director längst ein Dorn im Auge, und unlängst kam es zwischen dem Bühnenlenker und etlichen Freunden bei einem Glase Wein gar zu einer Wette, daß nächster Tage des Sängers Bart ohne Gnade und Barmherzigkeit fallen müsse. Jetzt hieß es nun von Seiten des Directors: „Sinne nach, Moor, wie ich werde zu Werke gehen müssen!“ Endlich rief er aus: ich hab's! ich hab's! Auf Sängers Repertoir bereits gespielter Rollen steht auch der Schulmeister in Schenks Oper: „der Dorfbarbier“. Diese Rolle kann unmöglich mit so einem großen Urwald unter der Kinnlade gegeben werden. Die Oper wird auf Freitag, den sechsten, angesetzt und dem Bärtigen die Rolle des Schulmeisters zugetheilt. Es naht der Tag, mit ihm aber zugleich die Nachricht: daß der Bassist total heiser sei. — Aha! denkt der Director, kommst du mir so? Na! du entgehst mir nicht, wer den alten Fritzen fangen will, muß früh aufstehen. Den Sonntag ist der Sänger wieder froh auf, er trällert, er ist kostbar bei Stimme. Da wird der Dorfbarbier Mittwoch den eilften angesetzt. — O du vermaledeiter Dorfbarbier! ruft der Sänger, willst du mich verfolgen wie ein böser Geist, der nach meinem Barte lechzt? Aber nur Geduld, da sind wir auch noch da. Den Dienstag liegt der Sänger im Bett, er hat sich furchtbar erkältet, der Theaterarzt, so angestiegen kömmt, sieht vom Bassisten des Theaters nur die Nasenspitze, denn er steckt in wollenen Decken und schwitzt ganz entsetzlich. Der Director geräth bei dieser Nachricht in Schwulität, denn nächsten Sonntag ist bereits eine große, berühmte Sängerin als Gast annoncirt. Bleibt der Bassist krank, so kann die Oper nicht stattfinden und eine schöne Einnahme geht zum Geier. Leere Befürchtung! Zwei Tage vorher ist „Bart mit der eisernen Stirn“ wieder im Kaffeehaus und auf der Promenade zu sehen. Der Director muß von Seiten der Wettenden vielfache Sticheleien aushalten. — Nach vierzehn Tagen beginnt er aber wiederum sein Manöver, es wird der Dorfbarbier angesetzt. Da denkt der Sänger: wart, Verehrtester, jetzt will ich es mit der Grobheit versuchen. Höflichkeit insinuirt, Grobheit imponirt! Gesagt, gethan, er rückt dem Director vor's Quartier und erklärt ihm gerade heraus, daß eine Chikane im Werke sei. Kurz und gut, donnert er den Principal an, ehe ich wegen dieser Episode meinen Bart abschneide, eher gehe ich bei Nacht und Nebel durch und Sie können sehen, wo Sie bei diesem Mangel an Sängern einen Bassisten bekommen. Der Director wollte sich zwar auf's hohe Pferd setzen, sah aber ein, daß er einen Dickschädel vor sich habe, mit dem nicht zu spaßen sei. — Im Weinhaus hat der Director seine Wette für verloren gegeben; dies aber wäre das Wenigste, wenn nicht der Sänger, sobald er des Directors ansichtig wird, allemal seinen Bart striche, als wolle er sagen: sieh' her, Gevatter, hier sitzt er noch!

Der größte Bananenbaum. In Dekhan ist ein Bananenbaum, der größte in Indien. Man denke sich einen Baum, der drei bis vier Morgen Landes bedeckt. Es thun sich unter ihm zahllose Vistas auf, welche vollkommene Alleen bilden, und der Schatten ist so vollständig, daß man selbst um die Mittagszeit unbedeckten Hauptes unter ihm sitzen kann. Ein Dutzend Picknick-Partien können sich in seine waldigen Abgeschiedenheiten gleichzeitig zurückziehen, ohne daß die eine von der Anwesenheit der andern Etwas erfährt. Der Baum bildet in der That einen kleinen Wald für sich selbst. Die Eingeborenen betrachten ihn als eine Gottheit und man kann ihn leicht für einen Tempel halten, denn die tausend Schosse, die von allen Seiten emporwachsen, sehen aus wie Säulenreihen, welche die gebogenen Aeste stützen. Hier und da zeigen sich offene Plätze, welche Capellen gleichen, während das büschelartige Blätterwerk ein düsteres religiöses Licht über das Ganze verbreitet. (United Service Magazine).

Kopenhagen. Am 18. September wurde hier das vom Kammerrath Lange mit großer Eleganz eingerichtete Volkstheater eröffnet. Die Hauptstadt besitzt jetzt fünf größere und eine gleiche Anzahl kleinerer Theater, von denen drei ihren Zuschauerplatz unter freiem Himmel haben.

Alles mit Maschinen, denn jetzt hat man sogar Maschinen zum Fertigen der Cigarren erfunden. Bereits sind in Berlin und Magdeburg solche im Gange, die täglich 5000 Stück Cigarren liefern und zwar mit einer Niedlichkeit und Genauigkeit, die in Erstaunen setzt. Der Fabrikant erspart durch die Maschine 25 Procent

an Arbeitslohn. — **Was wird aber nun die Folge sein?** Ueber kurz oder lang irren Hunderte von Cigarrenarbeitern brodlos umher, während die Fabrikherrn des Geldes immer mehr gewinnen.

Also Vorsicht. In einer Familie, welche Liebhaber von Singvögeln war, starben kurz nach einander drei Kanarienvögel und man konnte sich die Ursache nicht enträthseln, bis das vierte der Thierchen nahe daran war, einen gleichen Tod zu finden. Zum Behälter diente nämlich ein Käfig von Messing und da sich die Vögel täglich im Wasser ihres Näpfleins badeten, spritzte das Wasser an die Messingstäbe und erzeugte Grünspan, an welchem die Vögel dann herumknabberten und sich somit vergifteten.

Also auch schon dagewesen. Das Textbuch der bekannten Oper die Tochter des Regiments ist dem Opernbuch „la Dama soldata" entlehnt, zu welchem im Jahre 1788 der sächsische Kapellmeister Naumann die Musik schrieb. Die Oper wurde zuerst in Dresden mit großem Erfolg aufgeführt, wo die Hauptrolle von einer Madame Allegrandini gespielt wurde.

Theater.

Berlin. Die erste Novität der Wintersaison im Königlichen Schauspiel war am 8. Oktober „Verstrickt und gelöst", Schauspiel in 3 Acten, von Felix Dahn. In Scene gesetzt vom Regisseur Düringer. — Das Stück wird ein seinem Werth entsprechendes Schicksal haben, d. h. einige Mal die Bretter beschreiten und dann ad acta verschwinden. Man erwartet nach den Andeutungen der Exposition große politische Intriguen, Staatsverwirrungen und Lösungen heftiger Conflicte in der englisch-amerikanischen Frage von 1782. Der Verlauf der 3 Acte rechtfertigt diese Hoffnungen nicht. Die politischen Händel werden so fern hinter der Scene ausgefochten, daß sie uns, wenn auf der Bühne der bloße Erfolg berichtet wird, gar nicht interessiren, weil sie mit der eigentlichen Handlung nichts zu thun haben. Die im Titel angekündigte Verstrickung beruht auf einem Familiengeheimniß und die Lösung besteht darin, daß wir erfahren, der Herzog von Rockingham habe sich ganz grundlos vor der Zerstörung seines häuslichen Glücks geängstigt. Wenn er, der an der Spitze einer großen politischen Partei steht, also ein bedeutender Staatsmann sein muß, die englischen Ehegesetze nicht kennt, so ist das sehr zu verwundern, ja nicht zu glauben. Wäre er ein einzig Mal so vernünftig gewesen, wie der Advokat Conway, die Papiere nachzusehen, welche die frühere Verbindung seiner Frau mit einem abenteuernden westindischen Knecht documentiren, ja hätte er seine Gattin nur einmal nach ihrem Taufschein gefragt, so war seine Furcht vor dem todtgeglaubten, aber lebend wiedergekehrten westindischen Knecht durchaus überflüssig und er brauchte dem schlechten Kerl nicht alle Augenblicke mit den ungeheuersten Summen Schweigen über sein Gattenrecht an die Frau Herzogin abzukaufen. Aber in diesem Fall wäre auch das ganze Stück nicht da; denn die verzweifelte Consternation des Herzogs spinnt all das Unglück an, das der Advokat Conway aufheitert, wofür er zum Lohn des Herzogs Schwiegersohn wird, nachdem sein Freund Viscount Victor Falconet ihn von den Bräutigamsverpflichtungen gegen eine kokette Tänzerin Miß Harriet gelöst hat. Die Darsteller thaten das Ihrige vollkommen und wenn sie auch keine lebhafte Stimmung im Publikum zu wecken vermochten, so verhüteten sie doch den schrecklichsten der theatralischen Schrecken, die Langeweile. Den Herzog Rockingham spielte Hr. Kaiser, Miß Lucy, seine Tochter, Frl. Döllinger. Die Rolle der Sängerin Harriet (die stark nach Lady Milfort schmeckt) hatte statt der erkrankten Frl. Heusser eine erst kürzlich engagirte junge Dame, Frl. Puls, rasch übernommen und fand sich nach überwundener Befangenheit ganz taktvoll damit ab. Den Edward Conway spielte Hr. Berndal, der nach dem zweiten Act gerufen wurde. Den Viscount Falconet, eine Rolle, die die meisten Situationen des Stücks fast kritisch parodirt, gab Hr. Liedtke mit allem Humor, der darin zu entwickeln war. Den westindischen Knecht resp. Capitain Bertrand stellte Hr. Döring dar, aber, wie uns däucht, in der Maske zu alt; denn er machte den Eindruck eines mittlern Fünfzigers, während er, wenn man die einzelnen im Stück genannten Daten vergleicht und zusammenrechnet, nicht älter, als vierzig Jahre zu sein braucht.

Moden-Bericht aus Paris.

Alle Moden für den Winter sind in Bereitschaft und man sieht und bewundert die schönen Stoffe, Mäntel, Hüte, Blumen, Kleider, die in dieser Saison en vogue sein werden. Um auch unsere Leserinnen in die interessanten Details dieser Neuheiten einzuweihen, wollen wir sie ein wenig die Revue passiren lassen und zuerst in die herrlichen Räume der Trois Quartiers eintreten, wo wir die schönsten Stoffe finden, Stoffe, die in Bezug auf guten Geschmack, neue Phantasieen und größte Auswahl aller Welt imponiren müssen.

Besonders die Seidenzeuge bieten uns einen Luxus sowohl in glatten wie abgepaßten Stoffen, der unbeschreiblich ist; man spricht von Kleidern, die den Preis von 1200 Franks erreichen; alle Ehemänner haben das Fieber, zittern für ihre Kassen, und schreiben gegen diesen Luxus, gegen den Herr Belmontet soeben eine donnernde Satyre veröffentlicht hat.

Die glatten, einfarbigen Stoffe sind besonders von einer seltenen Schwere; es sind Reps-, Moiree antique- und Damastkleider, die so ganz geeignet zu den immer noch sehr abstehenden Toiletten sind. Der schöne Atlas steigt auch immer mehr in Gunst, sowohl zu Kleidern wie zu Mantillen, und die Trois Quartiers zeigen uns Neuheiten in diesem Stoff, die an Farben und Reichthum der Muster Alles übersteigen, was die lebendigste Phantasie sich träumen läßt.

Die Kleider mit abgepaßten Quilles und doppelten Röcke können wir ebenfalls zu dem Schönsten rechnen, was das erwähnte Haus bietet; es ist unmöglich, mehr Kunst und Geschmack vereinigt zu finden, als es hier der Fall ist.

Auch die wollenen Stoffe sind von ganz besonderer Auszeichnung; doch kann man sie nicht mehr einfach Wolle nennen; es ist ein Gemisch von Wolle und Seide, wovon die hübschesten Kleider zusammengestellt sind. Wollener Reps und Sammet mit dicken Rippen sind hauptsächlich zu Winterkleidern geeignet und ersetzen vortheilhaft die Tuchkleider; überhaupt sind diese beiden Stoffe ebenso schön als fein und dauerhaft, drei Eigenschaften, die sie für Promenaden- und Fatiguen-Kleider sehr empfehlenswerth machen.

Die Kleider bleiben immer noch weit, lang und hoch, die Röcke sehr abstehend. Die geschlossenen Aermel erklären den offenen den Krieg, indeß ohne scheinbar den Sieg zu gewinnen. Die ersteren werden zu Negligée-Kleidern benutzt werden, während die letzteren immer eine Zierde der eleganten Toiletten bleiben.

Die kleinen kurzen Schöße wollen die langen verdrängen, doch zweifeln wir, ob es ihnen gelingen wird; wir wenigstens sind der Ueberzeugung, man wird beides tragen, kurze und lange Schöße. Die neuesten kleinen Schöße heißen: Basques creneaux; auch werden sie spitz als Wolfszähne gemacht, die die Taille umschließen wie ein wirklicher Schooß.

Für die Garnirung der Kleider werden wir die Volants nicht meiden, aber die Quilles und doppelten Röcke werden ihnen überlegen sein.

In dem Hause Chopiteau, diesen von der Mode geheiligten Räumen, finden wir die schönsten Confections für Herbst und Winter. Wir sprechen zuerst von den eleganten schwarzen Sammet-Bournoussen mit weicher Posamenterie-Garnirung, sehr weit und lang und in der That würdig, zu einer auserwählten Toilette zu gehören. Andere Bournousse, zu einfachen Toiletten bestimmt, sind von kastanienbraunem oder grauem Tuch; schmale Borten fassen sie ein, und weiche Troddeln zieren sie. Ausgezeichnet aber sind sie durch jenen leichten, graziösen Schnitt, den man allen diesen Kleidungsstücken jetzt zu geben weiß.

Zu Ball- oder Theater-Ueberwürfen hat das Haus Chopiteau den Bournouß Dalila zusammengestellt; er ist von Plüsch, blau und weiß gestreift; reizende Troddeln von weißer Seide schmücken coquett das Capüchon und die Zipfel vorn.

Auch sahen wir mehrere Mäntel mit geschlitzten Aermeln und mit Spitzen besetzten Pelerinen, von ganz besonderer Auszeichnung. Sie sind sehr weit, wie alle neuen Modelle, die es in Uebereinstimmung mit dem großen Umfang sind, den noch alle unsere Kleider haben. Wir lassen hier die Beschreibung einiger der neuesten Mäntel-Modelle folgen.

Ein Bournouß von Eiderdaunen-Sammet, mit Aermeln und einem glatten, in Form eines Tuches geschnittenen Capüchon.

Ein sehr langer kastanienbrauner, atlasartiger Tuchmantel mit glattem Capüchon; ein Revers auf demselben.

Ein Bournouß von Cachemire-Tuch mit einem Capüchon, das vorn einen glatten Kragen bildet.

Ein Mantel für den großen Frost von Fischottertuch, derselbe ist sehr weit, hat lange und breite in Falten gelegte Aermel und ein sehr graziöses Capüchon.

Ein schwarzer Sammetmantel mit großen Aermeln, dieselben verziert mit Brandenbourgs von Spitzen; eine

Spitzen-Pelerine vervollständigt diesen neuen und sehr aristokratischen Mantel.

Die Marabouts sind außerordentlich begünstigt und nehmen denselben Rang ein, den sie unter dem ersten Kaiserreich inne hatten. Zacharias, unser berühmter Künstler, wollte es so, und alle hübschen und eleganten Frauen danken es ihm.

Mariton verwendet diese Marabouts auf seinen Staatshüten und Coiffüren mit seltener Grazie; ein Hut von violettem Crepp, russischem Sammet und violetten Marabouts, mit Fransen garnirt, ist über alle Beschreibung hübsch, jugendlich und einfach.

Die Hüte Maritons für die Winter-Saison zeichnen sich außerdem durch eine besondere Eleganz und Einfachheit aus, nichts ist in ihnen übertrieben, weder die Form noch die Verzierung. Wir überlassen unsern Leserinnen die Beurtheilung derselben, indem wir die Beschreibung einiger seiner Modelle geben.

Ein weißer gerippter Sammethut mit Blondenrüschen und einem Blonden-Halbschleier verziert; an den Seiten halten Schleifen von Blonde und Sammet zwei arabische weiße Marabout-Büschel zurück; das Innere zieren Zweige von rothen Sammet-Lorbeerblättern; die meisten Bindebänder sind mit Blonde eingefaßt.

Ein Hut von weißem Crepp und russisch grünen Sammetschrägstreifen, ist mit schwarzen Spitzen und einem schwarz und grünen Paradiesapfel mit Augen von Rubinen verziert. Den Rand des Schirmes faßt eine schwarze Spitze, auf die Stirn à la Maintenon herabfallend, ein; an einer Seite Zweige von Theerosen; schwarze und grüne Bindebänder.

Ein Hut von rosa Crepp und Blonde mit einer Guirlande von rosa Marabouts um das Käppchen; den Rand des Schirmes fassen Fransen von rosa Marabouts ein; im Innern ein Bandeau von rosa Haide-Rosen; Bindebänder von rosa geripptem Sammet.

In den schönen Galerieen des Hauses Saint-Augustin finden wir auch jetzt gewohntermaßen die Modelle der reizendsten Kinder-Toiletten. Für die kleinen Mädchen sind ebenfalls Bournousse bestimmt, die zugleich warm, weit und bequem sind. Auch werden sie die langen Kasacken von schwarzem Sammet, Tuch und Phantasieplüsch beibehalten.

Ihre Kleidertaillen werden alle hoch sein, sehr oft mit Schößen; es bleibt dies immer eine hübsche Mode, sowohl für Kinder, wie für Erwachsene. Auf den Röcken werden es entweder Volants oder kleine Sammet-Quilles sein, die ihnen zur Garnirung dienen; man ahmt für diese kleinen Damen Alles nach, was für uns Mode ist.

Für die kleinen Knaben sahen wir allerliebste Sammet- oder schottische Popeline-Blousen, alle sehr weich mit Posamenterieen oder Sammet garnirt; auf die letzteren sind vorn in die Mitte eines Streifens desselben Stoffes zwei Reihen Stahlknöpfe gesetzt, so wie überhaupt Knöpfe eine Hauptzierde der Knaben-Garderobe sind.

Erklärung des Modekupfers.

1. Taffetkleid, dessen glatter Rock mit Sammet-Brandenbourgs schürzenartig und an jedem Ende derselben mit Sammet-Knöpfen garnirt ist. Das Leibchen mit langen Schößen ist ebenfalls mit Brandenbourgs, die bis zum Schooß heruntergehen, verziert. Tonnen-Aermel mit Brandenbourgs besetzt. Reisstrohhut mit Sammet gestreift; mit einer weißen Feder-Guirlande rund um den Schirm. Im Innern ein Halbkranz von Goldknöpfchen. Weiße Bindebänder, gelb gestreift. Spitzen-Kragen Louis XIII., Aermel in derselben Form, aus einer großen Puffe und einem Spitzen-Volant arrangirt. Großer schwarzer Taffet-Bournouß mit Capüchon.

2. Kleid von Seiden-Grenadine mit sieben Volants und diese mit einem Sammetstreifen eingefaßt. Ausgeschnittenes Leibchen mit einem Uebertuch Marie-Antoinette von Tarlatane mit Guipüre garnirt. Aermel mit vier Puffen und einer Tarlatane-Manchette, entsprechend dem Uebertuch. Armbänder von schwarzem Sammet. Schwarze Sammetschleife vorn in der Mitte der Taille; schwarzer Sammetgürtel. Coiffüre von schwarzem Sammet.

3. Kleines Mädchen. Popelinekleid mit glattem Rock. Basquine von schwarzem Taffet mit kleinen Eicheln vielfach garnirt. Taffethütchen mit gebrannten Taffetstreifen, im Innern mit einem Halbkranz von Kornblumen und Blondenrüschen garnirt.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

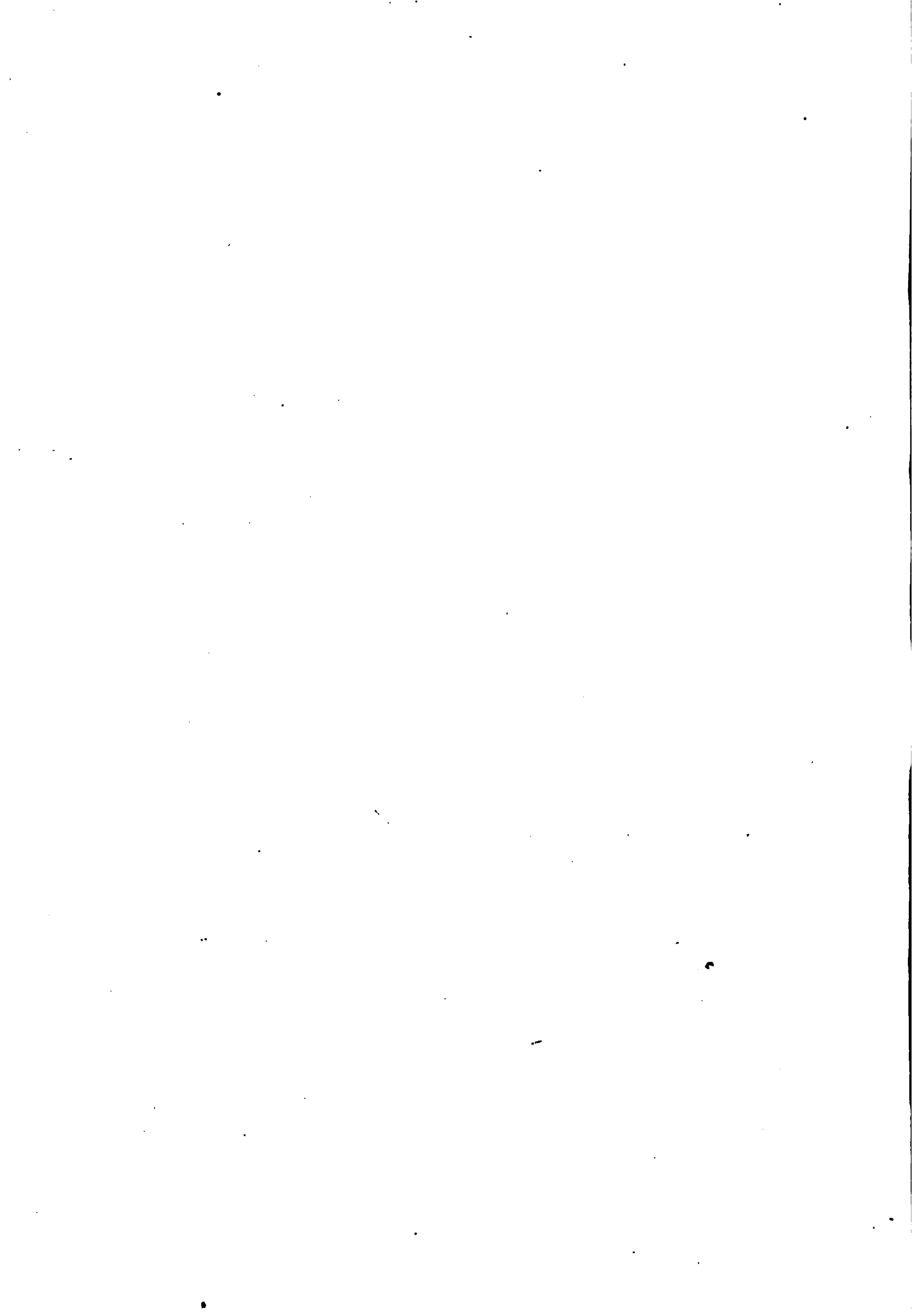
Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichiuomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder rc. Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln. Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.





№ 44. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

(Fortsetzung.)

Für Jedermann, nur nicht für den jungen Hartleben, wäre es eine Labung und Freude gewesen, die beiden frohen Seelen zu beobachten. Denn sie waren, obwohl grundverschieden, doch beide gleich einnehmend, und die Wahl der Schöneren möchte selbst für den Kenner nicht leicht gewesen sein. Die Eine, reicher und feiner gekleidet, als ihre Freundin, trug dunkles Haar in reichen, kunstvollen Flechten, ihr Gesicht von ruhigem, fast griechischem Typus, die hohe freie Stirn, die dunkeln Augen, und die durchsichtige Bläße der Wangen standen im Einklange mit der hohen schlanken Gestalt. Das braune gewellte Haar der Anderen umschloß dagegen ein frisches, gutmüthiges, deutsches Gesicht, aus dem die treuen braunen Augen jetzt mit schelmischem Feuer blitzten. Ihre Figur war dabei zwar kleiner, aber auch feiner und geschmeidiger, als die der Gefährtin.

Die beiden Freundinnen saßen auf der rohen Lattenbank in der Laube eng umschlungen und lachten in mädchenhaftem Muthwillen noch immer.

Endlich fand die Aeltere und Vornehmere von Beiden wieder Worte.

Wer ist nur der närrische Mensch, Marie?

Unser neuer Miethsmann.

Euer Miethsmann? seit wann?

Seit heute. Denk Dir nur, es ist ein wahrer Weiberfeind. Mein Vater hat ihm gesagt, daß ich ihm seinen Kaffee besorgen solle, und er hat's förmlich erschrocken abgelehnt. Er will von der Mutter bedient sein.

Aber sag' mir auch, was fällt Deinem Vater ein? Das wäre ja eine Aufwartung. Das paßt durchaus nicht für Dich.

Warum nicht? Ich bin nun einmal nicht zur Gräfin geboren. Ich muß mich nach der Decke strecken, und je früher ich es thue, um so besser für mich.

Du denkst doch nicht etwa — —

Siehst Du, liebe Sidonie, die Sache ist so. Unser bischen Vermögen ist längst, wer weiß wohin, verflogen. Wir wohnen im eignen Hause theuer zur Miethe. Was bleibt mir übrig, als arbeiten und Geld verdienen? Du weißt selbst, eine Nähmamsell ist nicht viel besser, als eine Aufwärterin. Ich habe es mir freilich anders gedacht.

Und es wird auch anders und besser werden, als Du jetzt denkst. Du hast eine gute Erziehung.

Ja doch! Ich wünschte manchmal, ich hätte sie nicht erhalten. Ich fühlte dann Manches nicht so schmerzlich.

Ei was, wer wird verzagen, Marie! Hast doch sonst Courage. Wenn nur erst der Rechte käme.

Du hast gut sprechen. Du brauchst nur einen Finger hinauszustrecken, so hängen 10 Freier dran. Aber bei mir — —

Am Golde hängt, nach Golde drängt
Doch Alles. Ach, wir Armen!

So stand's ja wohl in Göthe?

Sidonie hatte erst lustig erwiedern wollen. Als sie aber im klaren Auge ihrer kleinen Marie eine stille Thräne aufsteigen sah, da kam ihr selbst der gutmüthige Scherz, der ihr auf der Zunge schwebte, herzlos vor. Sie lenkte ein. Wie heißt Euer Miethsmann?

Es ist ein Herr Hartleben aus Lindenberg.

Sidonie fuhr erschrocken zusammen; sie wurde leichenblaß.

Hartleben, sagst Du?

Ja — Mein Gott, was hast Du? Bist Du unwohl?

Es ist Heinrich. Ich hätte ihn kennen sollen.

Was, Du kennst ihn?

Ob ich ihn kenne? Es ist mein Vetter. Und denk' Dir nur, die Mutter will, daß ich den furchtsamen Peter heirathen soll!

Warum nicht? Er kann bei alledem ein ganz guter Mensch sein. Er hat kein böses Gesicht.

Ja doch, er ist auch ein seelensguter Mensch. Aber ich mag ihn nun einmal nicht.

Soll ich Dir sagen, warum?

Nun, warum?

Wegen des A— von B—.

Sidoniens bleiches Gesicht hatte sich lebhaft geröthet. Gleichwohl suchte sie gleichgültig zu scheinen.

Was willst Du, närrisches Mädchen? Ich verstehe Dich nicht.

Nun so will ich's Dir deutlicher sagen. Du willst ihn nicht, weil Du den Assessor von Berg lieber hast.

Sidonie schlug ihrer kleinen Marie schmollend auf die vollen, runden Wangen.

Du abscheuliches Mädchen, rief sie. Warte, das werde ich Dir gedenken. Laß Du mich nur einmal hinter Deine Karten sehn! Und fort war sie.

Marie folgte ihr mit ruhigem Schritte in das Haus, auf dessen bemoostem Dache schon die bunten Lichter der einbrechenden Dämmerung spielten.

II.

Heinrich Hartleben hatte die erste Nacht im neuen Logis sehr unruhig verbracht. Theils die nachwirkende Ermüdung, welche ihm die zwar kurze, aber beschwerliche Reise verursacht hatte, theils und noch mehr die fieberhafte Spannung, in welche er durch den Zweck seiner Hierherkunft versetzt war, warfen ihn bis nach Mitternacht wach im Bette herum und überlieferten ihn schließlich einem nicht weniger martervollen Schlafe mit quälenden Träumen und öfterem erschrecktem Auffahren in ein halbes Wachen. Der Arme begrüßte daher den ersten Sonnenstrahl des neuen Tages mit inniger Freude, warf sich eilig in die Morgenkleider und stieg dann mit leisen, vorsichtigen Tritten die Treppe hinunter, um den fieberheißen Kopf in der Morgenluft abzukühlen. Um diese Zeit hatte er sicher ein wiederholtes Begegnen mit den beiden Damen von gestern nicht zu befürchten.

Die niedrige Lattenthür des Gartens war nur durch einen eingehängten Haken verschlossen. Heinrich vermochte also jetzt, alle Herrlichkeiten des kleinen Raums leicht zu übersehn.

Die hübsch geformten größeren Beete hatten sich neben dem Gemüse, das sie ihrem größten Theile nach usurpirte, ein kleines Räumchen für Blumenzucht abringen lassen; und die beiden schmalen Rabatten zu beiden Seiten des Hauptwegs waren sogar einzig diesem höheren Zweige der Gartenkunst gewidmet. Heinrich, der jetzt gemächlich auf diesem Kiespfade entlang schritt, ließ seine Blicke mit einigem Wohlgefallen auf den in voller Blüthe stehenden, mit lichten Thautropfen übersäeten Rosensträuchen ruhn, welche seine Kleider bei jedem Schritte streiften und benetzten. Die Zwergobstbäume, die zu beiden Seiten am Nachbarspaliere in die Höhe gezogen waren, bildeten einen prächtigen, tief grünen Hintergrund für die an ihnen emporklimmenden, vielfarbigen Winden und das Immergrün zu ihren Füßen. An der mit dichten Weinranken bedeckten Giebelseite des Hintergebäudes, welches den Garten nach dem Wohnhause zu begrenzte, hatte Meister Kellermann eine dreifache Reihe von Bienenstöcken aufgestellt, aus welchem die fleißigen Bewohner in die mit Wohlgerüchen gefüllte, elastische Morgenluft froh hinaus summten.

Der junge Hartleben hatte trotz seiner Weiberfeindschaft, oder vielleicht gerade, weil er seine Feinde genau kannte, einen richtigen Blick für das stille Wirken der Frauen. Er erkannte auch hier sofort, welche weise Hand dies kleine Paradies ordnete und liebend pflegte. Aber so tief war seine Scheu vor einer Berührung mit dieser kleinen Fee, daß sie ihn anfänglich abhielt, die Laube zu betreten, aus deren Nähe ihn gestern der Anblick der beiden Damen vertrieben hatte. Endlich gab ihm eine glückliche Erinnerung an seine philosophischen Systeme über Frauenwerth den Muth, die gefährliche Schwelle zu überschreiten.

Die von grünen Latten aufgerichtete, von einer alten, knorrigen Linde überschattete Laubhütte stand auf den Resten eines Thurmes, der einst die bis zur Brusthöhe abgetragene Stadtmauer flankirt hatte. Der Anblick, welcher sich dem scheuen Usurpator aus der vorderen Fensteröffnung auf den darunter liegenden, mit Trauereschen und Hängeweiden, mit alten hochragenden Linden,

deutschen Pappeln und dazwischen mit Obstbäumen dicht bepflanzten Gottesacker, auf die weiter drüben sanft emporsteigende mit Berggärten übersäete und von dem geschmackvollen Ressourcegebäude gekrönte Bergwelle und die in weiterer Ferne sich schroff erhebende Gebirgskette eröffnete, ließ ihn alle kleinen Sorgen des Tages rein vergessen. Träumend in sich versunken und doch sich der vollen Macht der auf ihn einwirkenden Naturschönheit klar bewußt, schaute er hinaus auf die vom Morgenwinde sanft bewegten, von der jungen Sonne überglänzten Baumgipfel. Immer inniger, immer tiefer senkten sich seine berauschten Blicke in diese ganze vor ihm ausgebreitete Herrlichkeit, immer weicher, und doch immer gestählter erhob sich sein Herz zu kräftigen Schlägen.

Je mehr er aber sich mit der Natur eins fühlen lernte, mit um so dumpferem Drucke ruhte zugleich das Gefühl der eignen, obwohl kaum bewußten Unnatur auf dem jungen Weiberfeinde. Die Natur, die in tausend und aber tausend Sprachen zu reden weiß, hatte auch hier die geheimnißvollen Laute getroffen, denen der Weg zu diesem weichen Herzen offen stand. Zuletzt kam über Heinrich das zugleich schmerzliche und freudige Gefühl des Alleingenießens diesen endlosen Reichthümern gegenüber. Jetzt zuerst stieg der Gedanke in ihm auf, wie herrlich es sein müsse, das Alles gemeinsam mit einem geliebten Menschen zu durchfühlen. Nur die Wahl dieses Einen machte ihm Sorgen. Seinen Vater, so lieb er ihm war, hätte er nicht hier haben mögen. Auch unter seinen Freunden wußte er Niemand, dessen Anwesenheit ihn hier nicht eher gestört hätte. Und doch schwebte eine Gestalt, die er nie erblickt zu haben glaubte, so heiß er sie liebte, dicht vor den träumend wachenden Augen, so nahe, so nahe, daß er die Hände sehnsuchtsvoll ausstreckte, um die stets wieder Entweichende zurückzuhalten.

Heinrich sank auf die neben ihm stehende Bank zurück und ließ die empfangenen Eindrücke auf sich nachwirken. Seine zerstreut spielenden Hände pflückten undankbar die hereinhängenden frischen Lindenblätter, die sich gern noch ein Weilchen in der goldnen Luft geschaukelt hätten. Halb bewußtlos flocht er aus denselben einen Kranz, indem er die Stiele durch schmale Ritzen der Blätter zog, wie es die Kinder pflegen. Da erfaßten seine fortpflückenden Finger einen fremden Gegenstand. Es war ein Taschentuch, das hinter ihm an einem hervorragenden Aestchen hing. Er nahm dasselbe in die Hand und betrachtete das feine Gewebe des Tuchs mit fast mechanischer Aufmerksamkeit.

Während er aber so die geschmackvolle Kante durch die Finger gleiten ließ, blieben seine Augen plötzlich auf dem gestickten Namenszuge haften.

S. F? Wer konnte im Hause Kellermanns S. F. zeichnen? Wer führte dort ein so feines Taschentuch? Das Tuch mußte einer fremden, vornehmen Dame gehören. Eine Fremde also hätte ihn gestern die Flucht ergreifen sehn und war gewiß nun schon eifrig bemüht, das fatale Gerücht in Cours zu bringen. Wenn nun seine zukünftige Braut, wenn die schöne Sidonie Finke davon hörte. Sidonie Finke? Heiliger Gott, das war ja S. F. Wenn sie es selbst gewesen wäre, was sollte sie von ihm denken, mit welchem Lächeln würde sie ihn empfangen?

Wir haben uns schon gesehn, Herr Vetter, wird sie sagen. Sie wissen doch — — Und dann wird sie noch feiner lächeln.

Heinrich stand auf. Der eine Gedanke hatte den empfangenen tiefen Eindruck fast verwischt. Die Sonne, die ihn noch kaum mit wonniger Wärme durchstrahlt hatte, dünkte ihn jetzt drückend heiß. Er ging, ohne den Blumenbeeten, die süßer als je dufteten, einen Blick zu schenken, in das Haus zurück.

Die Bewohner desselben waren jetzt munter. Heinrich hörte Stimmen im Wohnzimmer. Eben wollte er sich, um Niemand zu begegnen, die Treppe hinauf schleichen, als ihn ein unterdrücktes Schluchzen wieder stehn bleiben hieß. Das Gespräch im Zimmer wurde lauter.

Nimm Vernunft an, Gevatter Schwenz, mahnte Kellermanns Stimme. Morgen ist auch ein Tag.

Ja, morgen, morgen, nur nicht heute. So hast Du gestern auch schon gesagt. Es geht nicht, Gevatter. Ich muß meine Pflicht thun. Ein Prieschen gefällig, Frau Gevattern? Mein Gott, so weinen Sie doch nicht so!

Dem Unbekannten, welcher zuletzt gesprochen hatte, antwortete eine durch Schluchzen unterbrochene Frauenstimme.

Soll man nicht weinen, wenn Einem so ein Stück nach dem andern aus dem Hause gebracht wird. Meine selige Mutter hat immer so große Stücke auf die Commode gehalten. Es ist ein altes Familienstück.

Dummes Zeug, nehmen Sie's nicht übel, Frau Gevatterin. Ein Stück Holz ist ein Stück Holz.

Lieber Herr Executor, ich bitte Sie, wenn Sie einmal nicht anders können, so nehmen Sie wenigstens ein anderes Möbel. Bitte, thun Sie's. Die Mutter übersteht's nicht, wenn die Commode fort kommt.

Das war eine vierte Stimme, eine Stimme, deren milder Wohllaut sich unwiderstehlich in Heinrichs Herz stahl. Aber auch auf Schwenzens Herz schien dieser einnehmende Klang zu wirken.

Recht gern, mein armes Pathchen, sagte er, wenn nur was Gescheidtes da wäre. Aber, nimm es nicht übel, ich seh', weiß Gott, nichts. Weißt Du was, rief er dann plötzlich aus, ich habe einen Rath. Wie wär's, Gevatter, wenn Du Deinen neuen Miethsmann anpumptest? Der soll ja Geld haben wie Schlamm.

Hol' mich Dieser und Jener, Du hast Recht. Ist der Herr schon munter, Mariechen? Ich will gleich hinauf — —

Nein, das thust Du nicht, Vater, ließ sich dieselbe einschmeichelnde Stimme diesmal mit festem Tone wieder vernehmen. Ich leide es nicht. Was soll der Herr von uns denken.

Ei was, dummes Zeug — —

Kellermann's Frau, noch immer schluchzend, mischte sich in das Gespräch.

Marie hat ganz Recht. Es paßt sich nicht, daß man die Leute anborgt, wie sie nur in das Haus kommen. Lieber geh noch einmal zu Cohns und bitte um Frist.

Zu dem Sellery? Sollte mir einfallen, der junge Herr muß daran. Noth bricht Eisen.

Nun dann mag der Herr Pathe meine Ohrringe nehmen. Es giebt doch wenigstens ein Paar Thaler.

Ja, ja, aber ein paar Thaler reichen nicht. Pathchen, guck einmal:

15 Thlr.	16 Sgr.	2 Pf.	Hauptschuld
1 „	5 „	6 „	Zinsen
2 „	12 „	6 „	Advokaturgebühren
1 „	17 „	6 „	Gerichtskosten

macht 20 Thlr. 21 Sgr. 8 Pf. Was sollen da die silbernen Ohrglöckchen? Und sieh, eh' ich leide, daß Du sie verkaufst — ich habe da noch ein Paar Thaler zu Hause. Will einmal sehen, was sich thun läßt.

Hartleben hörte den Sprecher nach der Thür schreiten und eilte deshalb von seinem Lauscherposten die Treppe hinauf. Die Leute konnten ja nicht ahnen, daß nur ein herzliches Interesse an ihrem Schicksal ihn in die an sich schimpfliche Horcherrolle hinein gezwängt hatte.

Indem aber Hartleben sich einzureden suchte, daß das allgemeine menschliche Gefühl des Mitleidens das Motiv seiner Handlungsweise gewesen sei, spielte er offenbar mit sich selbst Versteckens. Mindestens vermochte er sich nicht zu verhehlen, daß Kellermann's Vermuthung ihn keineswegs erfreut haben würde, wäre dieselbe nicht von jener selbst bei größter ehrenhafter Entschiedenheit so einschmeichelnden Stimme unterstützt worden. Heinrich mußte unwillkürlich und fast über den eigenen Gedanken erschrocken, diese Stimme mit dem geliebten Bilde in Verbindung bringen, welches ihn in der Laube umschwebt hatte. Seine Empfindung war also mehr speciell als generell menschlich, und er konnte schließlich nicht umhin, sich selbst diese Lüge zu bekennen.

Mochte sich aber die Sache verhalten, wie sie wollte, das Eine blieb feststehn, daß hier schleunige Hülfe noththat. Ohne also das blankgescheuerte Präsentirbrett, welches eine freundliche Hand nebst sauberer Kaffee- und Milchkanne, Tassen und Gebäck auf den mit einer schneeigen Serviette gedeckten runden Tisch gesetzt hatte, mehr als eines Blickes zu würdigen, warf sich unser Heinrich sofort in die Kleider und eilte aus dem Hause hinaus zu Cohn, um mit diesem die Angelegenheit zu arrangiren.

Cohn junior stand trotz der frühen Morgenstunde schon in der Ladenthür.

Der liebenswürdige israelitische Jüngling war eifrig in Erfüllung der ihm obliegenden eisernen Pflicht begriffen: er repräsentirte in unaussprechlich engen Unaussprechlichen, bunt seidener Weste mit schwer aussehender goldner Kette und in langtaillig-weitärmligem Morgenrocke die gesammte cultivirte Menschheit. Eben fuhr der Apollo aller Frankenheimer Judenmamsells mit den dicken, rothgefrornen Fingern durch sein „gepicht und gekräuselt Haar“, als ob er einem stillen Seufzer, den außerdem die luftdichte Pommade nicht hätte aufkommen lassen, Bahn brechen wolle. Das dichte Meer von schwarzen Locken wallte und brandete wie siedendes Pech um die durchfurchenden „Rosenfinger.“ Dieses Haar, wegen dessen unsinniger Verschwendung an den Commis der Natur ein Curator hätte bestellt werden sollen, dieses Haar, welches wie überkochende Milch nächstens über das gelbe, scharf geschnittene Gesicht herabzurinnen drohte, bis jetzt aber nur wie eine seltsame Gelée auf schmaler Basis schaukelnd balancirte, dies Haar war neben der dreifachen Panzerreihe goldner Ringe, welche die ohnehin ziemlich ungelenken Finger noch unbeugsamer machte, der größte Stolz Sallys. Er schlug also, wie man zu sagen pflegt, zwei Fliegen mit einem Schlage, indem er mit studirt nachlässiger Bewegung die bewußten Finger durch den bewußten Haarwald spazieren führte. Denn dadurch erhielt die glückliche Nähmamsell drüben bei Kammerdirectors, welche gegenwärtig die gesammte Damenwelt repräsentiren mußte, Gelegenheit, beide Schätze mit einem Male anzustaunen.

Sally war in sein wichtiges Geschäft so sehr vertieft, daß er Hartlebens Ankunft im ersten Momente gar nicht bemerkte. Erst, als ihn der junge Mann anredete, fuhr er erschrocken herum. Kaum hatte er indessen unsren Freund erkannt, als auch sein Anfangs etwas zorniges Gesicht sofort den honigsüßen Ausdruck annahm, den er gegen geehrte Kunden im Allgemeinen und die gesammte Damenwelt ins Besondre im wohlassortirten Lager seines Mienenspiels zu sofortigem Gebrauche bereit hielt.

Ah, entschuldigen Sie, mein lieber Herr Hartleben, sagte er mit syrupsüßem Lächeln, während dessen besagte Haartour auf dem Walzwerke von einigen 20 freundlichen Stirnrunzeln auf eine das europäische Gleichgegewicht gefährdende Weise auf- und abglitt, ah, entschuldigen Sie, mein lieber Freund. Wenn man so an dem Geschäft denkt, kann man auf der Welt ganz und gar vergessen. Schlechte Zeiten, lieber Herr Hartleben, sehr schlechte Zeiten, für den Geschäft. Entschuldigen Sie meinen Geschwätz. Was beliebt? Wir haben in unser Geschäft Alles, was es von feine Buckskins, Tuche, Schlipse, Schwals, von Westenstücke in Seide, Wolle und Tuch, von wollene, baumwollene, halbleinene, lei-

neue, von extrafeine holländische leinene Stoffe giebt. Das Beste von die Leipziger Messe, Alles zu die niedrigste Preise, fabelhaft wohlfeil, wahrer Ausverkauf. Es wird Ihnen nicht gereuen. Was befehlen Sie, Herr Hartleben?

Nichts von dem Allen, Herr Cohn!

Das Freundlichkeitsbarometer Sallys fiel um einige Grad; es stand erst zwischen schön und veränderlich fest. Denn noch klammerte sich die bekümmerte Seele des liebenswürdigen Commis und Associés an süße Hoffnungen.

Sollten Sie Pretiosen — —?

Pretiosen? Nein.

Oder Cigarren? Echte importirte Havannah, Cuba, Portorico —?

Auch das nicht. Ich bin versorgt.

Sallys Barometer fiel unter Veränderlich.

Nun, was beliebt denn, Herr Hartleben?

Mein Hauswirth ist Ihnen schuldig, Herr Cohn?

Ah, dachte Cohn junior, hat er sich schon fassen lassen? Ein schlauer, verdammt schlauer Kerl, der Kellermann. Aber bon, mich kann's recht sein, partout „ejahl".

Wie viel beträgt's?

Die liebenswürdige Bewegung, die Hartleben bei diesen Worten nach der Gegend machte, wo die civilisirte Menschheit den Geldbeutel zu tragen pflegt, trieb das Quecksilber schnell wieder bis auf eine schwindelnde Höhe, noch über „Ausgezeichnet" hinaus. Hier war offenbar Gelegenheit, mit dem reichen, bescheidenen, jungen Manne ein weniger „reelles" als „profitables Geschäftche" zu machen.

Ich werde sogleich nachsehn, entschuldigen Sie einen Moment, mein lieber Freund.

Den gutmüthigen Hartleben vermochte nicht leicht etwas zu verletzen. Selbst die unverschämte Zudringlichkeit des Judenjünglings entlockte ihm nur ein leichtes Lächeln. Ja, es amüsirte ihn sogar, zu bemerken, wie Sally, dem Bescheidenheit und Dummheit nur zwei Namen für dieselbe Eigenschaft waren, ihn von oben herab protectormäßig zu behandeln begann. Nebenbei ergötzte es unsren und Cohn junior's „Freund" noch, mit angeborner stiller, aber feiner Beobachtungsgabe die kommenden Dinge vorauszuberechnen. Sein neu erworbener Freund, das war ihm bereits sonnenklar, spielte nur deshalb jetzt den Redlichen und Sorgsamen, er addirte nur deshalb so übermäßig emsig und laut in dem großen Handelsbuche, um ihn um so unverschämter zu betrügen.

Seine Erwartung bestätigte sich.

Zwei macht fünf, macht elf, macht dreizehn, funfzehn, siebzehn, dreiundzwanzig, fünfundzwanzig, addirte Cohn junior weiter. Ganz richtig. Macht in Summe fünfund[illegible] Thaler vierzehn Silbergroschen drei Pfennige. Ein hübsch Sümmchen, Herr Hartleben.

Ja, ja, eine hübsche Summe, aber auch um vier Thaler und einige Silbergroschen zu viel.

Zu viel, Herr Hartleben? Soll mir Gott — —

Die Summe beträgt nur 20 Thlr. 21 Sgr. 8 Pf., mein bester Herr Cohn. Rechnen Sie noch einmal nach!

Was? Sollte ich mich haben verrechnet. Richtig. Da steckt der Fehler. Es sind nur dreiundzwanzig Thaler vierzehn. Ganz richtig dreiundzwanzig Thaler vierzehn Silbergroschen. Aber da beißt die Maus keinen Faden ab. Bedenken Sie, Hauptschuld, Zinsen, Gerichtskosten und Gebühren von den Anwalt, lauter baare Auslagen, Herr Hartleben!

Hartleben war, wie schon sein Vater erkannt hatte, zum Kaufmanne verdorben. Das weitere Schachern und Markten um einige Thaler ekelte ihn an. Stillschweigend zahlte er die verlangte Summe auf den Tisch, ließ sich quittiren und schritt der Thüre zu.

Es war nicht zu begreifen, welche Macht den so schwer belasteten Kopf Sally's aus den tiefen Bücklingen wieder in die Höhe schnellen ließ, mit denen er den geehrten Kunden geleitete.

Im Gehen fielen dem Letzteren die silbernen Ohrringe wieder ein, von denen die Inhaberin der einnehmenden Stimme in Kellermanns Hause sich vor Kurzem hatte trennen wollen. Wahrhaftig, das Goldkind verdiente ein goldnes Ohrgehänge, dachte er, und kehrte, der augenblicklichen freigebigen Stimmung rasch nachgebend, noch einmal um.

Auch dies Geschäft war bald gemacht, da Heinrich Geld hatte und weder handeln konnte, noch wollte. Er befand sich also schnell im Besitze der gewünschten „Pretiosen" und schritt nun bis zur letzten Treppenstufe, von immer tieferen Bücklingen des überglücklichen Sally geleitet, eilig seiner Wohnung wieder zu. Es war, als wolle er sich keine Zeit zu der Ueberlegung gönnen, wie schwierig es einem so abgesagten Weiberfeinde werden müsse, den erkauften Schatz an den Mann oder besser an das Mädchen zu bringen.

Durch diese Eile entging ihm auch das herrliche Familienschauspiel, das hinter seinem Rücken Sally Cohn und dessen Vater auszuführen für gut befanden. Das welke Stück Fleisch, welches beim alten Cohn die Funktionen eines Herzens zu verrichten gewohnt war, hatte sich durch das Medium des Comptoirfensters mit allzu inniger Freude von den geschäftlichen Talenten seines Stammhalters überzeugt, als daß es dieser Freude nicht hätte Ausdruck geben sollen. Der noch immer postnumerando in tiefen Bücklingen begriffene Sally fühlte deshalb unerwartet und Anfangs mit einigem Schrecken über dem Heiligthume seines Haarwuchses dieselbe knöcherne Hand schweben, die schon oft zum Frevler an diesem Forste geworden war. Diesmal aber fuhr die Hand nicht

mit feindlichem Griffe hernieder. Sie blieb vielmehr feierlich in der Luft herumkreisend über den Gipfeln des Hochwaldes schweben, wie ein revierender Geier, und senkte sich schließlich nur segnend auf das schwarze Polsterkissen herab, das die Hauptzierde seines vielgeliebten und vielgeprügelten Sohnes und Asociés bildete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Matratze.*)

Als Anno Siebzehnhundert Sechs
Und Achtzig Ludwig, Baierns Rex,
Zu Straßburg kam als kleiner Sohn,
Wo Vater lag in Garnison,
Da hob entzückt Maxmilian
Sein Kind zum Münster hoch hinan,
Als solle es dereinst auf Erden
Für deutsche Kunst empfänglich werden.

Er küßt das Prinzlein ab und sprach:
„Gebor'n am heil'gen Ludwigstag!
Auf diesen Namen, treu und echt,
Hast Du ein wohlerworb'nes Recht!
Ja, Ludwig soll Dein Name sein!"
Ach, es läßt in der Augen Schein
Maxmilian, Prinz von Zweibrücken,
Manch' helle Freudenzähre blicken.

Die Taufe naht, und als mit Pracht
So manche Festlichkeit verbracht,
Da hält am andern Morgen früh
Prinz Max Parade und Revue.
Doch, was ist das? — Potz Element:
In dem Elsasser Regiment
Hat Mann für Mann, gleichwie verschworen,
Schnurrbart und Backenbart verloren.

Putzweg der Bart, glatt abrasirt,
„Wer hat die Ordre publicirt?"
Da tritt ein Grenadier hervor,
Hält 'ne Matratze hoch empor,
Ein Ruhekissen, weich wie Sammt,
Und spricht, indeß sein Auge flammt:
„Die Bärte, so Hoheit vermissen,
Sind hier als Polster in dem Kissen.

Wir schnitten, daß es Funken sprüht,
Die Bärte ab in Reih und Glied,
Damit der kleine Täufling schier
Auch ein Geschenk vom Grenadier. —
So schwoll das Kissen auf mit Lust,
Gleichwie das Herz in unsrer Brust,
Getauft mit Freudenthränen-Wasser
Vom Regimente der Elsasser."

Da lüftete sein Hütlein stracks
Der brave Kindtaufsvater Max
Und rief mit wahrer Freude dann:
„Ich dank' euch Allen, Mann für Mann!" —
Er winkte mit dem Stulphandschuh
Vergnügt den Grenadieren zu,
Verlieh dem Sohne die Matratze,
Der sie bewahrt gleich einem Schatze.

Bewahrt nun an die siebzig Jahr;
Wohl Keiner lebt mehr von der Schaar
Der damals mit geliefert hat
Sein Theil zur Schnurrbart-Lagerstatt.
Nur Er, Er lebt noch, dem die Kunst
War nie im Leben leerer Dunst,
Der sie beschirmt und ihre Geister,
Der König — Ludwig der Baumeister.

Theodor Drobisch.

*) Aus dem „Johannes-Album", dessen Ertrag zu einem Kapellenbaufond für das Johanneum bestimmt ist. — Chemnitz 1857.

Feuilleton.

Segen der Physik.
„Je mehr die Körper steigen, je schwerer werden sie."
So lehrte ein Professor und ein Studiosus schrie:
Parterre pump' ich Dukaten, da läßt Profit sich drechseln,
Wenn ich auf einem Thurme sie später thu' verwechseln.

Possierlicher Name. Es giebt Familiennamen, die unwillkürlich zum Lächeln reizen, wenn sie in Fremdenlisten oder Adreßkalendern uns vor Augen kommen. Da zeigt die Frick'sche Buchhandlung in Halle Nicolaus Hermann's geistliche Lieder an, herausgegeben von Friedrich Lederhose. — Geistliche Lieder und Lederhose; hier muß jedenfalls selbst ein Pastor lachen, der sonst gewiß den strengen Moralisten spielt, denn diese Zusammensetzung ist wirklich komisch. Aber warum einen solchen lächerlichen Namen mit durch's ganze Leben hindurch

schleppen? Es ist ja erlaubt, den Namen zu ändern, wenn man darum ansucht und Gründe angiebt. Sollte hier ein Humorist entscheiden, so würde selbiger zu dem Träger dieses Namens sagen: Reiß die Hose ab und begnüge dich mit dem Leder, oder streif dein Leder ab und behalte nur die Hose, du wirst auch mit durch die Welt kommen! aber Lederhose, das ist zu viel, „das macht die Nachbarn stutzig." Ist solch ein Name schon im Leben ein Klettchen, das vorn und hinten anhängt, so blickt selbiger sogar noch auf dem Kirchhof hervor, wo doch eigentlich der Humor aufhört. Müßten icht Jeder noch so zur Wehmuth gestimmte Wandrer auf dem Friedhof lächeln, wenn eine Grabschrift diesen Namen nennt? Der Gedanke, daß hier unter diesen Cypressen eine Lederhose begraben liegt, die der Auferstehung harrt, wiegt dieser Gedanke nicht einen Trauerflor von wenigstens fünf Ellen auf? — Mir dürfte so Etwas nicht passiren, ich lachte und wenn der Superintendent käme.

Ueber den Charakter des Franz Moor. Noch immer sehen wir auf deutschen Bühnen, wie Darsteller dieses Bösewichtes in Schillers „Räuber" so wenig Beweglichkeit bei dem Monolog entwickeln, wo es heißt: „Ich habe große Rechte, mit der Natur zu grollen!" Da heißt es immer: Der große Ludwig Devrient gab die Rolle auch nicht anders, er war an den Stuhl gebannt, er hob das Verbissene, Schleichende und Grübelnde hervor. Aber gerade hier läßt sich vielfache Beweglichkeitt rechtfertigen, wenn man z. B. nur der Worte gedenkt: „Ich will es ertrotzen mit herrischer Gewalt u. s. w." Hier kann der Franz Moor rasch einherschreiten und die geballte Faust am ausgespannten Arme vor sich hinstrecken, als befehlige er die bösen Geister, die sich ihm dienstbar zu zeigen bereit sind. Bei den Worten: „was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin", kann immerhin die Körperbewegung sich einen größern Kreis ausersehen, angenommen natürlich, daß diese Bewegung nie und [illegible]end gegen das Mimisch-Edle verstößt. Eine geduckte, grübelnde Stellung ist hier gar nicht am Platze. „Der Feuergeist, der in dem Buben (Carl) lodert" und gegen den er von vornherein ergrimmt ist, den er beneidet, gegen den er wüthet, lodert auch in ihm, und gewiß um so unbändiger, da dieser ihm aus der Hölle herauf eingeblasen oder doch angeblasen wird. Warum soll Franz er nicht selbst sein, wenn er sich von Menschen unbeachtet weiß? Bedarf es aber der Mäßigung im höchsten Grade, so ist es in der Scene, wo der alte Moor klagend und verzagend von dem Scheusal Franz den gefallenen Carl zurückfordert. Hier darf kein Zurückwerfen des Alten in den Stuhl stattfinden, wie wir dies noch unlängst an einer großen Bühne zu sehen Gelegenheit hatten. Hier gilt nur eine Bewegung, ja, nur eine andeutende Bewegung, als wolle Franz den Alten zurückwerfen. Franz Moor darf den Leib seines Vaters nicht berühren. Eine kurze Pause, dann aber mit Aufregung aller Fieberkraft, mit durchbohrendem Blick auf den Greis, der ihm viel zu lange lebt, mit erhöhtem Ton die Worte: „Reizt meinen Grimm nicht!" — Der alte Moor, wenn er sonst auf den Namen Künstler Anspruch machen will, muß hier natürlich der Aufgabe sich bewußt sein, was es heißt: einen Künstler zu unterstützen. Stöhnend muß er nach obigen Worten mit brechenden Augen in den Sessel zurücksinken und hinter seinem Stuhle erschallt nun in urtiefem, wie aus dem Grabe heraufgeheultem Tone, Franzens in verbissenem Grimme und heimlichem Jubel ausgesprochenes Schauerwort: „ich verlass' Euch im Tode!"

Unmittelbar nach diesen Worten gehen viele Darsteller triumphirend und mit schnellen Schritten ab, wie dies selbst ein Künstler thut, der jetzt zu den Ersten seines Faches gerechnet wird. Freilich ist dem Franz das Satanswerk gelungen, hier aber abzugehn wie ein Triumphator ist grundfalsch. Gespenstisch, gleich einem Wesen, das nicht werth ist, den Boden der heiligen Mutter Erde zu betreten, muß Franz hinter der Gardine verschwinden.

Wir könnten noch so manchen Wink, so manche Andeutung über den Charakter des Franz Moor geben, könnten so manchen Fehler berichtigen, dessen sich selbst namhafte Darsteller schuldig gemacht. Unser Journal ist aber kein Theaterblatt und zweitens ist doch alle Lehre, jeglicher Wink vergeblich. Die Schauspieler unserer Tage sind Alle schon fertige Leute und in ihrer Aufgeblasenheit längst über alle Scrupel hinweg.

Auch noch heute anwendbar. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde vor dem Canzleigerichtshofe in London ein sonderbarer Proceß verhandelt. Die Actionäre des Coventgarden-Theaters waren nämlich über die Wahl der Stücke und über die Verwendung der täglichen Einnahme in Streit gerathen. Die Einen verlangten, daß man nur sogenannte Kassenstücke geben sollte, indem sie behaupteten, daß die große Volksmasse nur durch dergleichen in's Theater gezogen würde und daß Shakespeare gegen den Hanswurst immer den Kürzern zöge. Die Andern aber fanden dergleichen Stücke unter der Würde des Theaters. Ueber die eigentliche Entscheidung dieses sonderbaren Rechtsstreites ist weiter nichts bekannt geworden, und wäre er auch oder würde er juristisch entschieden — die Entscheidung würde entweder sehr scharfsinnig, oder sehr lächerlich lauten. Das dürfte wohl auch der Lord Kanzler in London eingesehen haben und da er eine scharfsinnige Entscheidung für zu schwierig gehalten haben mag, sich aber auf der andern Seite wohl nicht

hat lächerlich machen wollen, so — hat er den Proceß im Wege Rechtens gar nicht entscheiden, sondern eine gütliche Beendigung desselben beabsichtigen wollen. —

In Deutschland könnte wohl auch bei vielen Theatern ein ähnlicher Streit des guten Geschmacks mit den Kassenvortheilen anhängig gemacht werden, — und die Entscheidung? Es würde jedenfalls von Seiten der Directoren heißen: Der Vortheil ist gewichtiger und seine Wageschale schnellt den guten Geschmack in die Höhe.

Curiosa. Rubel und Kopeken. Der Name der russischen Rubel schreibt sich von Rubli, Kerben hier, indem man dort das Silber in kleine Stäbe goß, welche mit Kerben versehen waren, so daß man einzelne Stücke abbrechen konnte. Die Kopeken, welche früher von Silber und unregelmäßig geformt waren, hatten den Lindwurmritter mit der Lanze, Kopje, im Gepräge, daher der Name.

. In einer Autographensammlung befindet sich ein Brief von dem bekannten Grafen Brühl, der hinsichtlich seiner Kürze wohl seines Gleichen sucht. Der Brief ist an den Postactuar Henrici in Leipzig gerichtet undlautet:

Monsieur!

Psalm XXVII. V. 14.

Monsieur,

votre très-humble et

Warschau d. 30. Aug. 1730. très-obéissant Serviteur

de Brühl.

(Die angezogene Psalmenstelle heißt: „Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn.“)

. **Kleine Lügenchronik.** Auf einem Landgute bei Chemnitz hat die Dienstherrschaft ihren Leuten den Brodkorb so hoch gehangen, daß man solchen nur mit dem Fernrohr erblicken kann.

— In Leipzig versetzte nach dem Fasching ein kleiner Sutier auf dem Leihhause die blauen Ringe, die er — unter den Augen hatte.

— In Okrilla bei Meißen sucht ein Kettenhund zur Verbesserung seiner Lage 200 Thaler als erste Hypothek auf seine Hundehütte.

. **Eine Beschwörung.** Die Schweizer beschwören den Schlucken mit folgendem Gesange:

„Itz, itz geh' hintern Hag,
Itz, itz geh' ab!“

Zuweilen könnte man diesen Gesang im Parterre des Theaters anstimmen, wenn oben auf den weltbedeutenden Brettern so ein bockledener Menschendarsteller durch sein frostiges Spiel die Menge langweilt.

Wie sich das Urtheil ändert. Nicht nur auf dem Nationaltheater zu Athen hat Schillers „Cabale und Liebe“ in griechischer Sprache ungemeinen Anklang gefunden, sondern auch in Paris, wo dasselbe Stück sogar volle Kasse gemacht und von der Kritik sogar ein Meisterwerk genannt wird. — Wie anders klingt das Urtheil aus früherer Zeit, wozu wir in einem Buche den Beweis finden. Das Buch führt den Titel: „Genius des neunzehnten Jahrhunderts“ (1801, Erster Band, erschienen bei Hammerich in Altona). Da findet sich unter der Rubrik „Schauspiele“ folgende Stelle: „Eine Uebersetzung von Schillers Trauerspiel: „Cabale und Liebe“ (Amour et intrigues) ist nicht glücklich gewesen, sondern wie die Recensenten sagen: crescendo ausgepfiffen worden. Der Pariser begreift nicht, wie man es hat wagen können, der Nachsicht des Publikums ein Stück darzubieten, welches den französischen Sitten so entgegen und so ungeschickt entworfen ist.“ Abermals ein Beweis, daß erst oft die Nachwelt den Weizen von der Spreu säubern muß, daß erst in spätern Jahren Das zur gehörigen Geltung gelangt, was die Gegenwart mit einem Verdammungs-Urtheil brandmarkte.

Aphorismen. Eine edle Seele verbirgt den Schmerz und der Betrübte wendet sich hinweg mit dem weinenden Antlitz, wenn er bemerkt wird. Aber fordere deshalb nicht, daß der Leidende nicht klage, sonst leidet er doppelt.

. Gott ist das Unendliche, Unbegrenzte; folglich muß das All, seine Erscheinung, auch unendlich in seiner Ausdehnung und alles Vergehen nur ein Fortgang in dieser Ausdehnung, ein neues Werden aus dem vergangenen Gewesensein, ein weiteres Schreiten in das unendliche Leben, eine Abstreifung der vorigen Form zur Annahme einer andern sein.

. Eine wahrhafte Begeisterung kann nur dann stattfinden, wenn alle Seelenkräfte harmonisch in einander greifen. Der Künstler, dessen Schöpfungen aus einem solchen Seelenzustande hervorgingen, hat unfehlbar die Schönheit offenbart, wenn ihm anders eine Vollkommenheit in der Form zu statten kommt.

Theater.

Berlin. Das Königliche Schauspiel hat Calderon's „Maler seiner Schmach“, vom Regisseur Ph. Düringer bearbeitet, zur Aufführung gebracht und damit, wie sich ewarten läßt, dem Repertoir einen ebenso dauernden Gewinn verschafft, wie die beiden andern Stücke ihm liefern, welche von Calderon überhaupt hier noch gegeben werden, nämlich „das Leben ein Traum“ und „der Arzt seiner Ehre.“ Den „Maler“ Don Juan Roca spielte Hr. Hendrichs. Wirksamer und in der Leiden-

schaft naturwahrer würde er zweifellos in Ludwig Dessoir sich repräsentirt haben. Frl. Fuhr gab die Serafina und Hr. Porth den Alvaro. Das Stück sprach durch den Zauber seiner poetischen Gedanken, durch den romantischen Duft, der die Situationen überhaucht, im Ganzen sehr an. Nur der Schluß ließ zu wünschen übrig. Für unser modernes Gefühl ist es in der Tragödie unerträglich, wenn der Mann, der sein Weib erschossen, am Leben bleibt. Die Ehrenrettung, die er sich selbst durch den Mord giebt, mag dem Spanier genügen, wir tragen keine Erhebung davon, zumal Serafina's tragische Schuld noch viel unmotivirter ist, als Desdemona's. Der Tod dieser beiden weiblichen Engel Desdemona und Serafina würde einem neuern Poeten nimmermehr verziehn werden und auch Shakespeare und Calderon würden ihn vor der hochwohlweisen Kritik bitter büßen müssen, wenn ihre Genien nicht die Kritik erbleichen machten und jede Theorie in Trümmer schlügen. Uebrigens ließe sich der Schluß vom „Maler seiner Schmach" sehr leicht in ähnlicher Weise abändern, wie C. A. West (Schreyvogel) das Ende vom „Arzt seiner Ehre" für deutsche Empfindung befriedigend gelöst hat.

Auf der Königlichen Opernbühne in Berlin trat am 19. Oktober in der Oper Lucia di Lammermoor Fräulein Albine Maray in der Titelrolle als Gast auf. Die Künstlerin, seither als italienische Opern-Sängerin rühmlichst bekannt, ließ sich zum ersten Male in deutscher Sprache hören. Obgleich in Deutschland geboren, erhielt dieselbe ihre Erziehung von Kindheit an in Italien und ihre musikalische Ausbildung insbesondere unter Rossini's Leitung in Florenz. Sie begann ihre Gesangslaufbahn auf dem St. Carlo-Theater in Neapel, trat daselbst in 15 der bedeutendsten Opern mit großem Erfolge auf, wurde sodann für die italienischen Hofopernbühnen von St. Petersburg und Wien gewonnen, auch für diese Theater zu wiederholten Malen engagirt und erledigte erst vor Kurzem ihr jüngstes Engagement vom Covent-garden in London.

In dem hiesigen Gastspiel als Lucia blieb die Künstlerin ihrer heimathlichen Kunst getreu; sie gewährte eine anmuthige bezaubernde Erscheinung und sang mit großer Virtuosität. Ihr Spiel ist vielgestaltig und gewandt und im Gesange lieferte sie die schätzbarsten Beweise eines gründlichen Studiums und der sich reichlichst angeeigneten Technik der italienischen Schule. Insbesondere bewährte sich Fräulein Maray als Coloratur-Sängerin. Sie ist auch vollkommen frei von den großen Verirrungen unserer Zeit in der Ueberanstrengung der Stimme, und sie beachtete die Correctheit des Gesanges nicht nur bei schweren Fermaten und Cadenzen, sondern auch, wie selten eine Künstlerin, bei schwierigen und doch nicht eben glänzenden Stellen.

Zugleich entwickelte die Künstlerin in der Darstellung eine hinreißende Glut der Leidenschaft und den lebendigsten mimischen Ausdruck, der noch durch Anmuth der Gestalt und durch ihr dunkelstrahlendes Auge gehoben wurde. Was ihr eine nicht geringe Schwierigkeit sein mußte, die Anwendung des deutschen Textes, gelang ihr ganz vorzüglich, ihre Aussprache war scharf und leicht verständlich.

Mit den Cavaletten, welche Fräulein Maray mit wundervoller Meisterschaft sang, warf sie einen Blitzstrahl in die Hörer, der augenblicklich zündete, und in der Wahnsinns-Scene, wo sie im lichtweißen Gewande erschien, übte sie den rührendsten Zauber aus.

Fräulein Maray löste ihre Aufgaben anmuthig, fein und seelenvoll, und so wurde ihr denn neben dem Träger der Rolle des Sir Edgard — Herrn Formes — der lauteste Beifall zu Theil.

Die Königsstadt hat das bekannte Drama „Nacht und Morgen" von Ch. Birch-Pfeiffer ihrem Repertoir einverleibt. Die Erzählung des gleichnamigen Bulwer'schen Romans liegt dem Stück zu Grunde und es werden uns in 6 Acten eigentlich nur Bilder vorgeführt. Die Hauptrolle des Philipp Morton zeigt den Helden zuerst als Kind, dann als Jüngling, dann als Mann. Festgehaltener Charaktere giebt es nur zwei: Lord Robert Beaufort und Lilburne, welcher Letztere von Hrn. Keller durchweg trefflich gespielt wurde. Herr Mitell (Philip Morton) war im letzten Act als Oberst am besten. Unter den Episoden zeichneten sich die des Buchhändlers (Hr. Helmerding), des Falschmünzers Gawtry (Hr. Walter) und der Eugenie (Frl. Hintz) aus.

Moden-Bericht aus Paris.

Obgleich die schönen, sonnigen Tage, uns noch immer verhindern möchten, schon jetzt ernsthaft an die Wintertoilette zu denken — die Zeit ist nun einmal da und mit ihr auch die entschiedenen Moden für die Wintersaison.

Die Hüte für die Damen, welche wohl sonst oft mit einmal ihre Form wechselten, behalten noch immer ihre kleine, graziöse Gestalt, und nur einige kleine Veränderungen werden mit ihnen vorgenommen. So z. B. er-

leidet der Umfang der Krempe eine Abänderung, aber mehr aus Vorsicht als aus Koketterie, denn sie wird etwas mehr als sonst den Kopf bedecken, um vor Kälte zu schützen, dagegen aber um die Wangen herum ebenso ausgeschweift bleiben als sonst. Die modernsten Farben für Putzhüte sind weiß, hellgrau, chinesisch blau und malvenfarben, sei es in Atlas oder Sammet. Der Atlas wird garnirt mit Blonden und Fantasie-Federn, Marabouts und Straußfedern; auch Sammet vereinigt man mit Federn, doch hauptsächlich nur mit Straußfedern und Federbüscheln, wie sie sogar an den Bournoußen getragen werden.

Wir sahen einen reizenden Hut von weißem Atlas, dessen Krempe durch Purpursammetstreifen, die mit schwarzen Blonden eingefaßt waren, zurückgeschlagen war, ebenso war die Gardine des Hutes mit Purpursammet und schwarzen Blonden garnirt.

Der Sammet ist nicht nur der großen Toilette vorbehalten, auch zum négligé wird er getragen, — aber dann nur schwarz, braun oder violett; jedoch ebenso fein ist ein Hut von grauem Filz, mit schwarzem oder rothem Sammet garnirt, oder auch mit Weinlaub und Weintrauben.

Ein Hut von grünem Sammet in dunkel und hellerem Grün, mit schwarzen Spitzen und grünem Moos garnirt, inwendig mit weißer Blonde und Moos, war ganz ausgezeichnet geschmackvoll und fein, doch hoffen wir später noch ausführlicher und mehr darüber berichten zu können, und müssen heute noch Einiges über die Hauptsache der Toiletten sagen, das sind die Roben und Kleider für die Saison.

Das Haus Fauvet wird wieder viele Roben à la bayadère liefern, doch ist es eine ganz andere Art als die, welche wir vor einigen Jahren sahen, — indem die Stoffe dazu nur schwer und reich sein müssen, — Atlasstoffe von oben bis unten mit Reihen breiter Sammetstreifen, mit broschirten Guirlanden von Blumen in allen Farben, — ferner schottische Sammete u. s. w.

Die Auswahl der Stoffe ist sehr groß, und man wird in Verlegenheit sein bei der Wahl, — die man dem ersten Eindruck überlassen muß.

Eine seidene Robe mit großem Muster in unbestimmter Farbe war mit zwei Röcken gemacht. Auf dem unteren der Röcke sah man zwei Volants, die mit Taffet in passender Schattirung eingefaßt waren. Der obere Rock garnirt an den Seiten mit breiten schwarzen Sammetstreifen, die in einer sehr langen Puschel oder Eichel endeten. Glatte Schooßtaille mit ähnlicher Verzierung wie die Ausschmückung des Rockes; persische Aermel mit schwarzem Sammet carrirt besetzt. Um den Unterarm, gegen die Kälte künftig zu schützen, hat man eine Art glatt anliegender Unterärmel von demselben Stoff des Kleides, die jedoch nicht verhindern, daß man die reich gestickten und mit Spitzen besetzten Aermel nicht ganz wie sonst trüge — man trägt den glatten, eng anschließenden Unterärmel noch als Zugabe, und muß er bis an's Handgelenk reichen.

Viele Schooßjacken in Sammet, hauptsächlich in schwarzem, haben wir bemerkt; sie waren mit schwarzen Spitzen garnirt, die vorn flach gesetzt waren, um die Schultern herum und über den Rücken einen Kragen bildeten. Es werden die Schooßtaillen noch viel zur gewöhnlichen Toilette getragen werden, doch für die größere Toilette macht man Spitzen oder Zacken an der Taille, die graziös auf den Falten des Rockes liegen und eingekerbt sein müssen, um sich mit der Taille zu biegen.

Die Aermel noch immer ungeheuer weit und herabfallend, oft mit weißem Seidenzeug gefüttert, und bis zur Verschwendung reich inwendig mit Spitzengrund, Spitzen oder Stickereien garnirt, so daß der Arm auf eine reizende Art aus den Wellen oder Wolken von Spitzen hervorkömmt und mit Armbändern oder Rüschen von Band, die man außerordentlich geschmackvoll in dem Hause Exterbeck bekommt, sehr graziös aussieht.

Die venetianischen und griechischen Aermel werden in diesem Winter entschieden en vogue bleiben, natürlich nur zu hohen Taillen.

Erklärung des Modekupfers.

Herbst-Toiletten. 1. Taffetkleid mit drei Volants, die mit carrirt aufgesetzten Sammetbändern und Fransen Tom-Pouce garnirt sind. Hohes Leibchen mit Achselbändern, die hinten eine Pelerine bilden. Halblange geschlitzte Aermel, garnirt wie die Volants des Rockes. Unterärmel von Mousseline mit einem Valencienner Einsatz. Als Coiffüre, ein Netz von Seide mit Chenille und Schmelzen gestickt.

2. Ripskleid mit geschlossenem hohen Leibchen. Aermel Medicis aus vier Puffen zusammengesetzt. Der Rock ist von einem sehr tief herabfallenden doppelten Rock bedeckt, und dieser an beiden Seiten mit einer sich schlängelnden Posamenterie und seidenen Quasten garnirt. Rother Sammethut, mit rothen Blumen und schwarzen Spitzen verziert.

Litterarische Anzeigen.

In allen Buchhandlungen ist vorräthig:

Gelegenheitsgedichte, bei Polterabenden, silbernen und goldenen Hochzeiten, Weihnachten und Geburtstagen, so wie Gesänge bei der Hochzeitstafel und beim Jahreswechsel. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. — Preis 10 Sgr.

Notizbuch auf alle Tage des Jahres. 2te Auflage. — Preis 12½ Sgr.

Lieder für frohe und heitere Kreise. 3te Auflage. — Preis 5 Sgr.

Strafgesetzbuch für die preußischen Staaten nebst Gesetz über die Einführung desselben vom 14. April 1851.

Dazu ferner:

1. Gesetz, betreffend einige Ergänzungen des Einführungs-Gesetzes zum Strafgesetzbuche vom 22. Mai 1852.
2. Gesetz, die Abänderung der §§ 56. 219. 240 u. 250 des Strafgesetzbuches vom 9. März 1853.
3. Anhang: Gesetz, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen des Strafgesetzbuches vom 14. April 1855.
4. Die Abänderung der §§ 113. 120. 195. 196. 217. 218. 232. 233. 237. 238. 243. 251. 254. 255. 256. 272. 347. 349. Nebst vollständigem Sachregister. 3te Auflage. Preis 5 Sgr.

Der preußische Rechtsfreund. Ein Handbuch für Belehrung, wie man sich in den, im gewöhnlichen Leben vorkommenden Prozeß- und sonstigen Rechtsangelegenheiten zu verhalten hat, und wie man in gewissen Fällen dergleichen Angelegenheiten, auch ohne Zuziehung eines Rechtsgelehrten, selbst zu betreiben im Stande sein kann, nebst einer kurzen Zusammenstellung der wichtigsten Punkte aus dem Wechselrecht von G. Mauerhoff. 2te vermehrte Auflage. Preis 10 Sgr.

Verlag von **Ernst Lambeck** in Thorn.

Im unterzeichneten Verlag erscheint und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

F. W. Hackländer's Werke

in Classiker-Format.

Erste Gesammt-Ausgabe.

20 Bände in 60 Lieferungen.

Preis der Lieferung à 4 Sgr.

Mit dem Portrait des Verfassers in Stahlstich.

Wenn von irgend einem Schriftsteller der Gegenwart gesagt werden kann, er sei der erklärte Liebling der deutschen Lesewelt, so ist es F. W. Hackländer. Oder wo ist unter den jetzt Lebenden ein Erzähler, dessen Schriften sich eines ähnlichen Beifalls rühmen dürfen? Seine kleinen Bilder und Geschichten aus dem bürgerlichen und Soldatenleben, wie seine größern Romane, seine Reiseskizzen, wie seine Theaterstücke, sie sind in allen Kreisen der gebildeten Welt eine wohlbekannte, willkommene und gern gesehene Erscheinung, in den Prunkzimmern der Vornehmen nicht minder als am häuslichen Heerde der mittleren Stände und auf den Brettern, welche die Welt bedeuten.

Indem wir von F. W. Hackländer's Werken eine Gesammtausgabe erscheinen lassen, kommen wir nur einem vielfach an uns ergangenen Wunsche entgegen. Die ungemeine Wohlfeilheit des Preises wird auch dem Unbemittelten die Anschaffung möglich machen, und wir sind überzeugt, daß das Unternehmen in den weitesten Kreisen freudigen Anklang finden werde.

Der Inhalt ist folgender: Bd. I—III Namenlose Geschichten. — Bd. IV Soldatenleben. — Wachtstubenabenteuer. 1. Theil. Bd. V Wachtstubenabenteuer. 2. 3. Theil. — Bd. VI Kleinere Erzählungen und Skizzen. — Bd. VII Handel und Wandel. 1. 2. Theil. — Bd. VIII u. IX Reise in den Orient. 2 Bde. — Bd. X—XII Eugen Stillfried. 3 Bde. — Bd. XIII Märchen. — Bd. XIV Pilgerzug nach Mekka. — Bd. XV Theater: Geheimer Agent, Magnetische Kuren, Schuldig. — Bd. XVI—XX Europäisches Sclavenleben. 5 Bde. —

Diese Ausgabe schließt sich im Format der neuen

Volksbibliothek deutscher Classiker

an und erscheint in 60 Lieferungen à 4 Sgr., wovon monatlich 3 Lieferungen ausgegeben werden. Das gelungene Portrait des Verfassers wird der 12ten Lieferung gratis beigegeben. Einzelne Romane und Lieferungen werden nicht abgegeben.

Die 1ste bis 44ste Lieferung oder Band I—XIII, sowie ausführliche Prospekte mit Inhaltsverzeichniß der Werke sind in jeder Buchhandlung zur Ansicht zu haben.

Stuttgart, im Februar 1856.

Verlagshandlung von **Adolph Krabbe.**

In **Großmann's Buchhandlung** in Weißensee erscheint und kann durch alle Buchhandlungen und Post-Anstalten bezogen werden:

Numismatische Zeitung

für 1857.

Redigirt von **Leitzmann.**

Preis des Jahrganges von 26 Nummern mit Abbild.: 2⅓ Thlr.

Neue Blumen-Zeitung

für 1857.

Redigirt von **Th. Irmisch.**

Preis des Jahrganges von 52 Nummern: 2⅓ Thlr.

Weißensee's allgemeines Unterhaltungsblatt

für 1857.

Redigirt von **Th. Erhard.**

Preis des Jahrganges von 52 Nummern: 2 Thlr.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist soeben erschienen:

Goethe's Faust.

Erläutert von **Ernst Julius Saupe.**

Preis 1 Thlr.

Von demselben Verf. erschienen vor Kurzem in demselben Verlage:

Goethe und **Schillers** Balladen und Romanzen, erläutert 1 Thlr. 40 Ngr.

Schillers Leben und Werke in chronologischen Tafeln. 8 Ngr.

Die Papageienmährchen

erzählt von **Moritz Wickerhauser.**

Mit 8 Skizzen, von F. Gauermann illustrirt.

In Prachtband mit Goldschn. geb. 3 Thlr.

Der Herausgeber, durch seine Kenntnisse und seine Stellung dazu vollkommen befähigt, liefert hier eine Reihe der anmuthigsten Mährchen des Orients, wie solche durch die öffentlichen Erzähler in den orientalischen Versammlungsorten als ein wesentlicher Theil angenehmer Unterhaltung überliefert werden. Haben sich die Mährchen von 1001 Nacht fast in allen Ländern Europas als ein Lieblingsbuch eingebürgert, so werden es diese Mährchen gewiß nicht minder thun. Eine große Zierde des Buches sind die Skizzen des berühmten Thiermalers Gauermann, auf's Sauberste in Holz geschnitten.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

12 Monatshefte à 5 Sgr.

Blätter aus Natur und Leben, Wissenschaft und Kunst.

Die illustrirte Welt.

Jahrgang 1857.

Zur **Unterhaltung** u. Belehrung für die Familie, für Alle u. Jeden.

☞ Mit der Gratiszugabe:

„Pilger auf dem St. Petersplatze in Rom."

Was immer die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des wißbegierigen, für das Schöne und Gute empfänglichen Menschen fesseln kann, was dem Geiste Stoff zu ernstem Nachdenken, oder zu unterhaltender Plauderei im öffentlichen Leben wie am häuslichen Heerde bietet, was unser Herz bilden, unser Wissen erweitern kann, wird die „Illustrirte Welt" durch gediegene und ansprechende Bilder lebendig und anschaulich darstellen, durch erschöpfenden, unterhaltenden Text klar und verständlich schildern.

Der große prächtige Gratis-Stahlstich, nach einem Gemälde von De la Roche, zur Zierde selbst des feinsten Salons geeignet, die zahlreichen Illustrationen von wirklichem Kunstwerth, die Gediegenheit des Textes wie der beispiellos billige Subscriptionspreis haben der „Illustrirten Welt" überall eine ganz außerordentliche Verbreitung gesichert, und wird daher hierdurch zu ferneren Abonnements höflichst eingeladen.

Probehefte der „Illustrirten Welt" und der Prämie liegen in jeder Buchhandlung zur gefälligen Einsicht bereit.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder 2c.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.



№ 45. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

(Fortsetzung.)

III.

Bei Kellermann ging nichts, Alles „schlenderte", seine Geschäfte und seine Person aber am Meisten. Selbst seine Gedanken schlurften — meist nur, als ob sie, wie die von ihnen sonst regierten Füße in Pantoffeln gingen.

So kostete es denn auch heute seiner Frau und Tochter nicht geringe Mühe, ehe sie ihn bewogen, den schließlich im heutigen Kriegsrath beschlossenen Feldzug anzutreten, d. h. noch einen Versuch zu machen, ob sich die unerbittlichen Cohns nicht zur Gewährung einer längeren Frist bewegen ließen.

Endlich, nachdem noch mit der nöthigen Ruhe die Pfeife frisch gestopft, Feuer angepickt, der Schwamm auf den Taback gelegt und Letzterer durch einige wohlbedächtige Züge in volles Feuer gesetzt war, endlich setzte sich der Meister gemächlich, wie eine Reichsarmee zur guten alten Zeit, in Bewegung. Der unvermeidliche „Bergmann" bildete den Train.

Vor Cohns Thür machte Kellermann noch einmal Halt, um seine Gedanken der wichtigen Angelegenheit, die ihn hierher führte, angemessen zu ordnen. Es war wirklich ein verzweifeltes Geschäft. Denn schon zehn Mal wenigstens hatte er um Stundung gebeten und doch niemals die erlangte Zahlungsfrist gehalten.

„Der verdammte Sellery wird ein kurioses Gesicht machen, wenn ich schon wieder komme", dachte Kellermann und fuhr mit der Hand in die Jackentaschen, die eben so bodenlos, als sein Credit, die langen Finger in ihrem Laufe durchaus nicht aufhielten, sondern unten durch das weite Portal aufgeplatzter Nähte wieder entließen. „Aber was hier, was da, es muß sein."

Damit schritt er mit verzweifelter Entschlossenheit die Paar Treppenstufen hinauf in den Laden hinein.

Sally stand in die süßen Geheimnisse des Contobuchs vertieft hinter dem Ladentische. Er bemerkte den Eintretenden nicht.

Herr Cohn!

Was giebt's? Ach, mein lieber Kellermann, was bringen Sie Schönes? Lange nicht dagewesen.

Diese unerwartete Höflichkeit und der warme Händedruck, der sie begleitete, brachten den Meister zunächst etwas aus dem Concepte. Er musterte lange die scharfgeschnittenen Züge des Commis, um ein höhnisches Lächeln zu entdecken, aber vergebens.

Wünschen Sie was, mein lieber Kellermann? Womit kann ich Sie dienen, mein lieber, guter Freund?

Noch immer traute Kellermann dem Landfrieden nicht.

Ach, Herr Cohn, sagte er, thun Sie nur nicht so, Sie wissen's längst, was ich will.

Soll mir Gott, wenn ich's weiß. Brauchen Sie etwa wieder Geld?

Eine erneuerte Prüfung des Cohnschen Mienenspiels ergab noch immer keine besonders beunruhigenden Resultate. Indessen hier galt es Vorsicht.

Sie sind ein Spaßvogel, Sellychen. Aber Spaß bei Seite. — Ja Bergmann, Du Sakermenter, willst Du von dem Teppiche weg! Nehmen Sie's ja nicht übel, Herr Cohn!

Lassen Sie den armen Thier. Es ist ja nur das Instinkt von das Thier.

Das war zu viel für Kellermann. Diese ausnehmende Güte begriff er ebensowenig, als Cohn junior ihn verstand. Jedenfalls wollte Kellermann diese günstige Stimmung des sonst zähen Sally benutzen.

Sie wollen mir also die Frist geben, liebes Sellerychen, Sally wollt' ich sagen? Nehmen Sie's nicht übel!

Na, wie heißt? Sellery ist ein gutes Suppengemüse. Was soll ich übel nehmen? Aber was sprechen Sie nur immer von die Frist? Ihre Schuld hat ja Herr Hartleben abgetragen.

Herr Hartleben hat meine Schuld —?

Na freilich hat er sie bezahlt. Wissen Sie das nicht?

Juchheisa, rief Kellermann, schleuderte beide Pantoffeln mit einem gewaltigen Entrechat mitten in die Gosse, fiel dem für sein heiß geliebtes Toupé ernstlich besorgten „lieben Sellery" einmal, zweimal um den Hals und sprang dann in Strümpfen, wie er war, über die Straße nach Hause zurück.

Sally schüttelte das bekannte Haarpolster sehr bedenklich. In solcher Eile hatte er den bedächtigen Meister noch nie gesehn. Sogar seine Pantoffeln, die wie zwei liebliche grüne Inseln aus dem schmutzigen Strome der Gasse herüberleuchteten, hatte er völlig vergessen.

In Kellermann's Hause erregte die gute Nachricht nicht weniger Erstaunen. Die Eheleute erschöpften sich wechselseitig in den tiefsinnigsten Hypothesen, wie der großmüthige Miethsmann Kenntniß von der Sachlage erhalten haben könne, ohne dennoch zu einem bestimmten Resultate zu gelangen.

Marie sprach zwar nicht mit, aber sie empfand die erwiesene Wohlthat desto wärmer.

Hab' ich's nicht gleich gesagt, dachte sie, daß der bescheidene, junge Mann ein gutes Herz hat? Er hat ein so freundliches, herzgewinnendes Gesicht. Gewiß, Sidonie könnte recht glücklich mit ihm werden, wenn der Assessor nicht wäre.

Das gute Kind bereute jetzt bitter, die gestrige Flucht unsres Helden belacht zu haben. Sie begann ahnend zu fühlen, daß die blöden Schäfer im Grunde die Frauen höher zu schätzen wissen, als die kecken jungen Herrn, trotz aller dargebrachten Schmeicheleien der Letzteren. Sie gelobte sich aber dafür, dem guten Menschen Abbitte zu thun und dabei im Namen ihrer Eltern zu danken. Mochte der Miethsmann ein noch so arger Weiberfeind sein, das konnte er *ihr* gewiß nicht übel nehmen.

Darf man es dem schönen Mädchen verargen, wenn ihre kleine Eitelkeit bei diesem Gedankengange das Wort „Ihr" leicht betonte, ja wenn sogar einige gegen den Weiberfeind gerichtete Bekehrungsgelüste in ihr auftauchten?

Das Abräumen des Kaffeegeschirrs bot die beste Gelegenheit zur Ausführung des gemachten Plans. Sie schritt also rasch zur Ausführung desselben, bevor etwa das volle Vertrauen, das ihr die Dankbarkeit erweckt hatte, wieder nachlassen konnte, und stieg die Treppe hinauf.

Aber jedes Bewußtwerden des Muthes ist schon eine Krisis desselben; dicht dahinter führt die steile Treppe hinab zur Feigheit.

So war es auch hier. Noch regte sich etwas heißer Muth, doch schon begann derselbe fühlbar sich abzukühlen. Sie mußte dreimal klopfen, ehe der in das schwierige Problem, wie sein beabsichtigtes Geschenk anzubringen sei, versunkene Hartleben den leisen Ton vernahm. Auf das „Herein" trat sie endlich verzagend in die Stube.

Der Schrecken, welcher den jungen Mann erfaßte, als er die hübsche Marie in das Zimmer treten sah, als er in einem entsetzlichen Augenblicke bemerkte, welchen Tabacksdampf er um sich herum verbreitet hatte, wie sein Schlafrock und seine Hausschuhe so liederlich junggesellenhaft herumlagen, wie das ganze Ensemble so wenig zum Empfange einer Dame eingerichtet sei, dieser Schrecken ist schwerlich zu beschreiben. Genug, das Blut stieg dem armen Heinrich glühend in das Gesicht; selbst seine Schläfen färbten sich vor Schmerz blutroth.

Diese über Erwarten große Befangenheit steckte auch Marien an. Vergessen waren alle guten Vorsätze; nur das Eine, Nächste schwebte ihr noch dunkel vor den Sinnen, daß sie das Kaffeegeschirr hatte abholen wollen.

Verzeihn Sie, Herr Hartleben, wenn ich störe. Ich wollte nur das Kaffeegeschirr — —

Das Kaffeegeschirr? Ich hatte doch Ihrem Vater — Heinrich stockte betroffen.

Marie aber mußte über die Befangenheit des jungen Manns, die ihn geradenwegs zu einer Thorheit und Unhöflichkeit führen wollte, lächeln und dies Lächeln gab ihr einen Theil des verlorenen Muthes wieder.

Verzeihn Sie, der Vater hat es wohl gesagt, aber die Mutter kann nicht: sie ist krank.

Heinrich fand so viel Besinnung, um zu sagen, daß er dieses Unwohlsein in Folge der unangenehmen Scene von heute früh sehr erklärlich finde, bemerkte aber zu seinem erneuten Schrecken zu spät, daß er damit sein Lauscheramt verrathen habe. Diese Wahrnehmung ließ ihn von Neuem verstummen.

Desto muthiger und herzlicher sprach jetzt Marie. Als sie des heutigen Leidens ihrer Mutter und der stillen Großmuth gedachte, mit welcher der gute Herr, welcher trotz seines großmüthigen Herzens, auf das er stolz hätte sein können, jetzt so befangen vor ihr stand, die Ursache des Schreckens beseitigt hatte, da ging ihr das Herz auf, und aus ihm quoll der beste Muth, der Muth der reichen, reinen Seele. Sie sprach frisch und warm den Dank aus, der sie durchglühte, sie fand sogar zu ihrem eignen Erstaunen so viel Entschlossenheit, Hartlebens Hand zu fassen und leise, aber mit innigem Danke zu drücken.

Ja, das war dieselbe weiche, einschmeichelnde Stimme, die schon einmal zu Heinrichs Seele gesprochen hatte, das war wieder die Stimme der Natur selbst. Sie fand auch jetzt den Weg zu seinem warmen Herzen, trotz der sieben Dardanellenschlösser, welche im Dienste der Weiberfeindschaft den Eingang bestrichen.

Er schlug die bisher verlegen an den Boden gehefteten Augen auf und blickte in das liebe Gesicht, das jetzt mit seinem treuherzigsten Ausdrucke, Thränen der heißen Dankbarkeit in den frommen Augen, dicht vor ihm stand.

Leider, mein Fräulein, sagte er endlich ablehnend, übertreibt Ihre Güte mein geringes Verdienst. Wollte Gott, ich hätte diesen Dank verdienen können! Doch so — —

Heinrich stockte von Neuem, noch erstaunt über die eben entwickelte, ungewöhnliche Beredtsamkeit.

Nein, nein, ich lasse mich nicht abweisen, Herr Hartleben. Ich habe gewiß Recht und Sie thun nicht wohl, wenn Sie meinen Dank von der Hand weisen. Sie sollten nicht so stolz sein! Es giebt auch einen Hochmuth der Güte, der verletzen könnte.

Diese Sprache hatte Hartleben von der Tochter eines Handwerkers nicht erwartet. Mit welchem psychologischen Scharfblicke hatte das Mädchen die tieferen Beweggründe durchschaut, aus denen wir allzuhäufig die Erkenntlichkeit der von uns Beglückten zurückzuweisen pflegen, indem wir uns Selbstzufriedenheit und Bequemlichkeit zur Bescheidenheit ummodeln.

Sonderbarer Weise aber wirkte der Geist, welchen das Mädchen zu entwickeln begann, nicht von Neuem niederdrückend auf den Blöden, sondern spornte ihn vielmehr an, seine auf das „Vernunftsystem“ begründete Ebenbürtigkeit zu beweisen.

Sie mißverstehn mich, Fräulein, sagte er zum ersten Male mit klarer, freier Stimme. Es ist wahrlich nicht Hochmuth, der mich verleitet, meine angeblichen Verdienste herabzusetzen. Aber wie überhaupt keine menschliche Eigenschaft an sich existirt, sondern wie dieselbe immer an neben ihr bestehende Verhältnisse geknüpft ist, durch dieselben gefärbt und so zu sagen mit dem Werthstempel gezeichnet wird, so ist es auch mit meiner von Ihnen gepriesenen Freigebigkeit. Mein Vater giebt mir mehr, als ich brauche; ich selbst lebe eingezogen und weiß oft nicht wohin mit allem Gelde. Gestehn Sie also offen, ob es ein Verdienst ist, wenn ich für eine mir näher stehende Familie, die sich in einer augenblicklichen Bedrängniß befindet, etwas von meinem Ueber flusse dahingebe?

Gewiß ist es ein Verdienst, Herr Hartleben. Denn wie viele Tausende würden bei gleichen Mitteln nicht so freigebig sein!

Und deshalb wäre es ein Verdienst? Weil Andere ihre Pflicht nicht thun, würde die Erfüllung meiner Pflicht zur Tugend?

Marie ließ sich durch Heinrichs Dialectik nicht verlegen machen. Sie hatte Vertrauen zu ihrem Herzen, das sie Dankbarkeit nur gegen wahres Verdienst lehren konnte, und antwortete daher bescheiden, aber fest:

Ich kann Ihnen und den Ausflüchten, die Sie vorbringen, nicht folgen. Aber das fühle ich, daß es keine guten Menschen gäbe, wenn Sie Recht hätten. Und es giebt doch gute Menschen, und Sie sind doch selbst ein guter Mensch — —

Marie schwieg erschrocken. Sie fühlte, daß sie sich von ihrer Wärme zu einer Aeußerung hatte hinreißen lassen, die leicht übelgedeutet werden konnte. Sie stammelte einige Entschuldigungen und wollte gehn.

Zum ersten Male in seinem Leben empfand Heinrich einen unbestimmten Drang, das schöne Kind, das so rasch ein selbst in der Rückwirkung noch erwärmendes Vertrauen zu ihm erfaßt hatte, festzuhalten. Es war ihm plötzlich, als wolle mit ihr sein guter Genius verschwinden. Und doch vermochte er nicht sie zu halten.

Er fühlte zu tief die Verlegenheit mit, welche das arme Mädchen quälen mochte, um sofort eine verbindende Gedankenbrücke bauen zu können, und sie konnte, obwohl sie den „guten Menschen“ zuletzt einer solchen Mißdeutung für unfähig erklären mußte, den früheren Muth dennoch nicht wieder gewinnen.

Sie nahm das Kaffeegeschirr und ging. Heinrich aber warf sich, nachdem er sie bis zur Treppe geleitet hatte, auf das harte Sopha. Vor seiner Seele stand das Bild des schönen Mädchens wie festgebannt. Tausend Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, und jeder bezog sich auf Marien. Ja, jemehr er nachdachte, um so klarer wurde

es ihm, daß Stimme, Gestalt und Gesicht dem lieben Nebelbilde angehörten, das ihn heute in der Laube umschwebt hatte, mit dem er Licht und Luft und alles Glück der Welt hätte theilen mögen. Und immer klarer ward es ihm, je mehr er sann. Diese Augen waren die Brunnen, nach denen er in heißen Tagen gedürstet hatte, dieses Lächeln allein vermochte sein Unbehagen, seine prickelnde Reue mütterlich zur Ruhe zu singen. Ihm war, als kenne er Marien, so lange er selbstständig denke und träume, und als wären ihm ihre Züge schon in seiner Kindheit liebe Gespielen gewesen.

Heinrich gehörte zu den Leuten, die Niemand anders ein Leid anthun können, sich selbst aber zu jeder Stunde quälen. Auch das Wogen und Drängen in seiner Brust, das ihn kaum noch mit einer dunklen Ahnung künftigen Glücks beseligt hatte, wurde ihm schnell schmerzlich und begann ihn zu foltern. Zu oft hatte er grübelnd in seinem Innern gewühlt und bei seinen Selbstquälereien das Unterste zu oberst gekehrt, als daß er jetzt die ersten Funken einer erwachenden Liebe verkannt hätte. Aber er war auch durch seine in sich gekehrte und trotz aller Gutmüthigkeit doch egoistische Richtung der Natur zu sehr entfremdet worden, als daß er sich jetzt, wo sie sich ihm fast aufdrängte, ihr frisch in die Arme werfen und Das hätte wollen können, was er mußte.

Besonders aber incommodirte seinen Stolz die Plötzlichkeit, mit welcher jene ihm bisher unbekannte Empfindung erwacht war. Was, dachte er und betrachtete sich mit den mißtrauischen Blicken eines Polizeibeamten, der einer Paßfälschung auf der Spur ist, in dem staarblinden Spiegel, was, seh' ich dem Herrn Mikrokosmus ähnlich, der „des Italieners feurig Blut“ mit „des Nordens Dau'rbarkeit“ verbindet? Bin ich etwa, ohne es zu wissen, einer von jenen Romanhelden geworden, wie sie bequeme Dichter erfinden, um sich die Mühe der psychologischen Entwicklung zu ersparen? Wahrlich es bedürfte, um die Aehnlichkeit vollkommen zu machen, nichts mehr, als daß ich Marien nur einmal hinter den Gardinen eines Spiegelfensters gesehn und mich doch sogleich sterblich in sie verliebt hätte. Armseliger Faust, ich kenne Dich nicht mehr. Oder hätten etwa die Pythagoräer Recht gehabt, da sie als Hauptbeweisstück für die Seelenwandrung die traumhafte Empfindung anführen, nach der wir die Gegenwart schon einmal durchlebt zu haben meinen? Hätte ich Marien schon in einem anderen früheren Leben gekannt? Bei Gott, je mehr ich zurücksinne, um so klarer und doch um so dunkler wird es mir. Diese jungen, lustigen und doch schon so mütterlichen Augen haben schon einmal mit ihrem liebesbedürftigen Ausdrucke auf mir geruht, schon einmal habe ich ihre Hand in der meinen gehalten. Ist mir's doch, als hätte ich zu ihren Füßen gesessen. Ihre Finger glitten liebkosend über mein Haar und

In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spielt das rothe Sonnengold.

Wenn ich nur wüßte, wie sich die Geschichte damals weiter entwickelt hätte, damit ich meine Maaßregeln danach treffen könnte. Fast glaube ich, daß ich sie verloren und bittere Thränen um sie geweint habe.

Weichherzige Menschen gestehn sich ungern diese sogenannte Schwäche; sie mögen lieber für hartherzig gelten und stimuliren sich bisweilen zu einer Schroffheit, die nicht in ihrem Wesen liegt. So ging es jetzt unsrem Heinrich. Er merkte kaum, daß er sich auf dem ebenen Wege zur „erbärmlichen Sentimentalität einer Nähmamsell“ befinde, als er auch sofort mittelst eines künstlichen Manoeuvres sich zu einem harten Trabe anzuspornen begann, um dadurch die Bequemlichkeit des Weges zu neutralisiren, auf den ihn ein glücklicher Zufall und sein unbesiegter Instinkt geleitet hatte. Ein einziger Gedanke an die dem Leser schon bekannten philosophischen Systeme, denen er schon bei dem Citate aus Pythagoras nahe gestanden hatte, gab ihm die besten Hoffnungen für ein Gelingen seiner böswilligen Pläne. Ja, er wunderte sich fast selbst über die grimmige Chaumigremnatur, die sich in Folge desselben zu entwickeln begann. Der einzige Gedanke genügte, um wie ein Tropfen Essig die Milch der frommen Denkart zu scheiden und somit in jenen Zustand zu versetzen, den Immermanns Münchhausen für den natürlichen Zustand der Milch erklärt.

Heinrich war jetzt durchaus nicht abgeneigt, dem humoristischen Lügner Recht zu geben. Auch ihm erschien ja die erwachende Natur wie ein zu bekämpfender Feind und die aus der Schüchternheit fabricirte Blasirtheit als die wahre Natur. So zwang er sich denn zu dem extremsten Gedankengange. Das Bild Mariens, das Bild jedes Weibes, daß sich zwischen ihn und sein System zu drängen drohn konnte, mußte um jeden Preis aus seinem Herzen, diesem bisher unentweihten Heiligthume, hinausgestoßen werden: denn Mulier taceat in ecclesia. — So suchte er sich auch zu dem Glauben zu überreden, daß der Mann selbst der Natur gegenüber frei sein müsse, und schalt, ohne zu bedenken, daß eben nur der Natur gehorchen frei und stark sein heißt, seine gegenwärtigen Empfindungen Knechtschaft, Schwäche und Inconsequenz. Kurz, die Stunde, die ihm noch kaum als eine glückliche und erlösende erschienen war, warf ihn zuletzt durch seltsame Uebergänge den Armen einer zu früh beginnenden Hypochondrie entgegen.

In dieser unseligen Stimmung störte ihn glücklicher Weise ein Pochen an der Thür. Fast mechanisch und den unberufenen Störenfried verwünschend, rief Heinrich sein „Herein“, und eintrat — der Assessor von Berg.

Was seh' ich? All' ihr guten Götter, mein Roderich!

Mit diesen Worten sprang Hartleben vom Sopha auf, dem Eintretenden entgegen und in dessen Arme.

Du hier, altes Haus? Nun, das ist doch endlich einmal ein vernünftiger Einfall der Schicksalsgöttin, die sonst blind ist wie ein — Hesse.

Hast Du über Unglück zu klagen, Du Glückspilz? Du, der von je nichts that, als die Augen niederschlagen und dem doch die Weiberherzen zuflogen, wie die gebratenen Tauben im Schlaraffenlande, während wir im Schweiße unseres Angesichts uns auf den Professorenbällen vergeblich abstrapazirten?

Ja doch, Du sollst Recht haben, damit Du mir nicht gleich Anfangs auf das verbotene Thema kommst. Aber komm, setze Dich zu mir, nimm eine Cigarre und dann erzähle, wie ist Dir's gegangen?

Nun, wie's einem hoffnungsvollen Juristen gehn kann. Seit ich von klein Paris abgegangen bin, habe ich wie Tamino meine Wasser und Feuerprobe als Accessist und Auscultator durchgemacht und jetzt siehst Du mich als wohlbestallten Assessor beim hiesigen Kreisgericht.

Und hast, ergänzte Heinrich, inzwischen so und soviel Damenherzen gebrochen, Du crêvecoeur.

Der Assessor lachte, daß die behäbige Fettschicht, die seinen gutgenährten Körper umgab, erzitterte.

Klappern gehört zum Handwerk, mein Bester, sagte er endlich. Es stünde übel um Unsereinen, wenn man nicht manchmal ein wenig renommiren dürfte. Apropos, hast Du Deine Wirthstochter, die schöne Marie, schon gesehn? Wie er roth wird, der blöde Heinrich! Hat sie Dich etwa auch schon gefangen, wie sie mich einst in Ketten hielt, bis — nun, bis mir ein neuer Stern aufging?

Du hast Marien auch gekannt?

Zum Teufel, ja. Soll ich sie nicht kennen, wenn die ganze Stadt von der schönen Marie spricht! Aber — was fällt Dir ein? Wie siehst Du mich an? Du — bist doch nicht etwa schon eifersüchtig?

Was denkst Du? Aber sage mir, wie und wo hast Du sie kennen gelernt?

Sehr einfach, weil ich vor Dir diese Stube hier bewohnte, die du schwerlich bekommen hättest, hätte mich der alte Kellermann nicht mit seinen ewigen Pumpgelüsten endlich zum Hause hinausgepumpt.

Und war — Marie — sehr — entgegenkommend gegen Dich?

Offen gestanden — könnte es eben nicht sagen. Ich habe schier sieben Monate um Rebekka geworben et oleum et operam perdidi, wie unser Rector meine Exercitien zu kritisiren pflegte. Da bekam ich es endlich satt und — aber, bei den schrecklichen Büchern des corpus juris, Du inquirirst ja so scharf, als ob Du schon bis über die Ohren verliebt wärest.

Ich bitte Dich, Karl, laß Deine Scherze!

Aha, ich merke, die Sache ist Dir zu ernst. Eh bien. Ich bin auch nicht des Spaßens willen gekommen. Au contraire, die ganze Geschichte kann möglicher Weise mit einem Kugelwechsel enden.

Berg hatte bei den letzten Worten seinen ewig heiteren Mienen mit mächtiger Anstrengung einen ernsten Ausdruck abgerungen.

Heinrich sah ihn verwundert an.

Ein Pistolenduell? Bist Du toll?

Nun, lieber, blöder Heinrich, so weit ist es wohl noch nicht. Was mein Schnappen nach Luft betrifft, so ist das mehr eine Folge des überflüssigen Juristenfettes, das sich mit der Leidenschaft und Beredtsamkeit nicht wohl verträgt, als der Beginn der Tollheit. Aber möglich ist Alles; und ich möchte wie jener Jude zuletzt selbst das Nasenabbeißen durchaus nicht verschwören. Doch Scherz bei Seite und zur Sache. Ich höre von — nun, warum soll ich es nicht sagen? — ich höre von Fräulein Finke, was Dich hierher führen mag, und deshalb komme ich zu Dir. Außerdem würde es mir ein besonderes Vergnügen gemacht haben, Dich im Frack, steifen Vatermördern, Manchetten und Glacéhandschuhen zum Staunen aller Frankenheimer Kindermädchen über den Markt in mein Logis rudern zu lassen.

Hartleben war zu sehr von seinen neuangeregten unbequemen Gedanken erfüllt, als daß er zu einer Beobachtung des Zuckens und Ringens im Gesicht des jovialen Assessors hätte Zeit gewinnen können. Ihn verstimmte die Sorge, wie er das verdrüßliche Geschäft, das ihn nach Frankenheim geführt hatte, ohne ernstlichen Anstoß von der Hand weisen könne. Sonst würde es ihn gewiß höchlichst ergötzt haben, das vergebliche Kämpfen der heraufbeschworenen Regen- und Donnerwolken gegen das immer wieder lustig durchblitzende Sonnenlicht des guten Humors zu betrachten. Jetzt fragte er nur gespannt:

Nun, was weiter?

Ja, was weiter? Das ist eben die kitzliche Frage. Du sollst und darfst sie, Sidonien nämlich, **nicht** heirathen!

Das war der lang reservirte Blitz, der aus der endlich im Zenith stehenden Gewitterwolke auf den armen Heinrich niederschmettern sollte.

Zu des Assessors äußerster Verwunderung schien aber die majestätische Kraftentfaltung auf Hartleben durchaus nicht zu wirken. Ja, Heinrich lächelte sogar still vor sich hin.

Dein Wille wäre mir damit ganz klar. Aber darf ich auch fragen, warum Du mir Deine Einwilligung versagst?

Nun, zum Kuckuk, weil ich selbst Deine Cousine heirathen und Dein Vetter werden, oder Dir eine Blei-

bohne zu schlucken geben will. Aber ich sehe schon, wir werden nicht auf einander losknallen müssen, und das ist mir im Grunde recht lieb. — Du nimmst die Sache ziemlich leicht. Sag' mir, kennst Du Sidonien?

Früher habe ich sie häufig gesehn und als Kind oft mit ihr gespielt. Aber seit 5 bis 6 Jahren habe ich sie nicht mehr zu sehn bekommen.

Du kennst sie nicht näher?

Nein.

Du liebst sie also auch nicht?

Nein.

Und wolltest sie doch heirathen?

Von Wollen ist nicht die Rede. Mein Vater hatte es versprochen, und Du kennst ja meinen Alten und — mich.

Nun, Gott sei Dank!

Der Assessor seufzte tief auf und wälzte frischen Muthes mit Riesenkräften die Berge von Sorgen ab, die sein leichtes Herz seit gestern zu zerquetschen gedroht hatten. (Fortsetzung folgt.)

Ode an ein Mädchen.

Von

Henrik Tollens.

Aus dem Holländischen

von

A. v. Winterfeld.

Mädchen mit dem trüben Blick,
Halt' die Thränen nicht zurück!
Laß sie deine Wangen bleichen,
Laß der Jugend Reiz entweichen;
Alle Freude sank in's Grab,
Blümlein brach im Blühen ab.

Einst der Mädchen Stolz und Ehr',
Nun der Mädchen Stolz nicht mehr. —
Einst begehrt von jedem Mann,
Nun sieht Keiner dich mehr an;
Nun beschimpft dich jeder Blick...
Halt' die Thränen nicht zurück.

Gott im Himmel! Weshalb schafft
Uns'rer Sinne Zauberkraft,
Die ein junges Herz thut jagen,
Solch' Gefolge bitt'rer Plagen?
Trägt die angebor'ne Gluth,
Die zu Feuer macht das Blut,
Die Verstand nicht kennt, noch Ehre,
Die nicht hört der Tugend Lehre,
Die die Zukunft nie bedacht,
Trägt sie solche Jammertracht? —

Mädchen mit dem trüben Blick,
Halt' die Thränen nicht zurück!
Laß der Wangen Roth sie tödten,
Weshalb willst du noch erröthen?
Fort mit deiner Schönheit Licht! —
Ohne Unschuld leuchtet's nicht. —

Weine, Mädchen, wein' dich aus,
Wenn du bang durchirrst das Haus,
Schamroth vor dem Aug' der Bauern
Scheu dich hinschleichst längs der Mauern,
Wenn du deine Freundin siehst
Und die Freundin dich nicht grüßt,
Wenn sie stumm vorübereilet,
Flüchtig nur auf dir verweilet
Mit Bekümmerniß ihr Blick...
Halt' die Thränen nicht zurück! —

Weine, Mädchen, klag' und wein',
Wenn, mit deiner Schand' allein,
Junge Bursche du siehst stehen,
Die verächtlich auf dich sehen,
Andere, so still, betrübt,
Die dich herzlich einst geliebt;
Wenn sie lächeln hier und schweigen,
Dort mit Fingern auf dich zeigen,
Wenn dich kränket jeder Blick...
Halt' die Thränen nicht zurück! —

Weine, Mädchen, wenn du siehst,
Daß den frohen Kranz man schließt,
Wo dir einst die Ehrenkrone
Von den Schwestern ward zum Lohne,
Wo man spielt und tanzt und singt,
Einer Andern Kränze bringt,
Wenn du siehst, wie sie sich neigen,
Vor der Anderen verbeugen
Und dich meidet jeder Blick...
Halt' die Thränen nicht zurück!

Doch, denkst du, in all' dem Schmerz,
An den Schurken, der dein Herz,
Deine Unschuld feig betrogen,
Der dir Liebe vorgelogen
Und, gesättigt, dich verließ...
Denk der Rache... sie ist süß. —

Der den Frieden dir geraubt,
Schande brandmark' ihm das Haupt
Und verkünde sein Betragen,
Unglück folge seinen Tagen
Und Gewissen folt're ihn

Und verzweifelnd schleich' er hin. —
Doch wohin er auch mag gehen,
Tag und Nacht soll vor ihm stehen,
Von dem Büßerkleid umwallt,
Deine bleiche Gramgestalt.

Elend läuft sein Leben ab;
Dich zieht bald der Schmerz in's Grab. —
Laß dein müdes Haupt nur sinken,
Freude kann dir nicht mehr winken;
All' dein Reichthum war die Ehr'...
Was denn hat ein Mädchen mehr? —

Doch, wenn an die volle Brust
Sich das Knäblein legt mit Lust,
Wenn es dankbar, um zu kosen,
Bietet dir der Wänglein Rosen,
Wenn's dich lieb hat, ach so lieb,
Und dich anlacht, wenn du trüb,
Wenn's dich mit den Händchen streichelt,
Um ein Wort der Liebe schmeichelt,
's Mündchen dir entgegenstreckt
Und die kleinen Aermchen reckt.

Und, wenn du es so erblickst,
Fester an den Busen drückst,
Eine Freude dich durchziehet,
Die kein Mädchenherz durchglühet,
Wenn du liebend, mehr und mehr,
Sanft es schaukelst hin und her,
Wenn du, von den Rosenlippen,
Küßchen nicht genug kannst nippen...
Nicht für Ehr' noch Goldes-Schein
Tauschtest du dein Bübchen ein.

Wisch' die Augen, sei nicht bang,
Trock'ne auch des Kindes Wang',
Die noch feucht von deinen Thränen;
And're Richtung gieb dem Sehnen. —
War auch noch so groß das Leid:
Mutterliebe siegt im Streit; —
Wolltest du schon unterliegen:
Muttertreue weiß zu siegen,
Und zerriß man dir das Herz —,
Mutterliebe heilt den Schmerz.

Wisch' die Augen, bau' auf Gott!
Ihm vertraue in der Noth. —
Will kein Mensch sich dein erbarmen,
Magst getrost dein Kind umarmen,
Ruf' ihm zu mit frohem Muth:
„Kindchen! 's wird noch Alles gut! —
„Will dein Vater dich nicht kennen,
„Kannst du Gott doch Vater nennen;
„Folgt uns Schande auch in's Grab,
„Kind, der Himmel rechnet's ab!“ —

Sei der Kummer noch so groß,
Nein, beklage nicht dein Loos!
Wem ein Kind von Gott gegeben,
Lebe in des Kindes Leben. —
D'rum auf Knieen danke Gott
Für die Freude in der Noth,
Die dir Viele werden neiden;
Dank' ihm, daß in deinem Leiden
Noch ein selig Thränchen fließt,
Das die Trübsal dir versüßt! —

Feuilleton.

Die Pelzmütze zu Eibenstock. In dem jetzt erschienenen trefflichem Buche: „Aus vier Jahrhunderten, Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden von Dr. Carl von Weber, Ministerialrath (Leipzig, Bernhard Tauchnitz)“, das wir nächstens ausführlicher besprechen werden, kommen am Schluß viele Curiositäten vor. Ergötzlich unter diesen ist jedenfalls ein kleiner Streit über das Tragen einer Pelzmütze, welcher im Jahre 1786 ausgefochten wurde und uns einen recht klaren Beweis von dem Leben „deutscher Kleinstädter“ giebt. Man höre an:

„Die Tochter des Stadtpfeifers Meischner zu Eibenstock, ein hübsches, frisches Mädchen, hatte sich eine mit Pelz besetzte Wintermütze machen lassen, die zu ihren blühenden Wangen vortrefflich stand. Der Stadtrichter Stölzel bemerkte, als sie damit in der Kirche erschien, das sehr wohl, seine Blicke aber entgingen der Aufmerksamkeit der Frau Stadtrichterin nicht, deren Eifersucht nicht nur die Mütze, die in der Façon Aehnlichkeit mit einer Kopfbedeckung hatte, welche die Frau Stadtrichterin selbst trug, sondern auch deren Trägerin auf das Lebhafteste erregte. Der arme Stadtrichter mochte einen üblen Sonntag gehabt haben; des andern Tages aber erließ er, zur Genugthuung für seine Gattin, ohne Wei-

teres einen Befehl an den Stadtpfeifer, seiner Tochter „die fernere Tragung der Mütze, bei sonst zu gewarten habender öffentlicher Wegnahme, nicht weiter zu verstatten". — Meischner, stolz auf seine hübsche Tochter und ihre schöne Mütze, wollte sich dabei nicht beruhigen und wendete sich an das Kreisamt Schwarzenberg, „mit der Bitte um Belehrung und Erlaubniß, daß seine Tochter die Mütze ferner tragen dürfe." Er übersendete zugleich die streitige Kopfbedeckung zur Einsicht. Der Amtmann besah sich die Mütze, befand sie „von keiner Beträchtlichkeit und weder mit Zobel, schwarzen Füchsen, noch sonstigen kostbaren Sorten von Rauchwerk", deren die Kleiderordnung gedenkt, besetzt. Er trug daher kein Bedenken, der Meischnerin die erbetene Erlaubniß, sich ferner damit zu schmücken, zu ertheilen, und ließ dies dem Stadtrichter Stölzel mündlich durch einen Actuar eröffnen, der in Geschäften nach Eibenstock ging. Hatte das Verbot des Stadtrichters, welches natürlich die Frau Stadtrichterin in's Publikum zu bringen nicht versäumte Aufsehen erregt und lebhaften Widerspruch gefunden, so ward nun die Widerstandsparthei durch die amtliche Resolution gekräftigt. Alle Eibenstöcker zerfielen in zwei Partheien: wie dereinst in Schweden die Partheien der Mützen und Hüte, so bekämpften sich in Eibenstock die Partheien für und wider die Pelzmütze. Auf der Seite des Stadtrichters standen alle alten und häßlichen Frauen, alle Ehemänner, welche dergleichen besaßen und ihnen zu gehorchen hatten; sie bildeten im Stadtrathe die große Majorität. Für die Pelzmütze günstig war im Stadtrath blos „der einzige Vice-Stadtrichter Michel", ein Biedermann (dessen Name hiermit der Nachwelt aufbewahrt werde), der wahrscheinlich nicht verheirathet war. Der Stadtrath in seiner Majorität, den Stadtrichter an der Spitze, beschloß nun den Kampf mit dem Amte aufzunehmen; er respectirte die mündliche Anordnung nicht, sondern ließ Meischnern bedeuten, es bleibe bei dem Verbote. Abermals wendete sich Meischner an das Kreisamt und von diesem erging nun an den Rath zu Eibenstock eine schriftliche Verordnung, durch welche demselben bei 5 Thaler Strafe „alles weitere ungebührliche Verfahren wider die Meischnerin" untersagt und die Bezahlung der entstandenen Kosten aufgegeben ward. Deffenungeachtet blieb der Rath bei seinem gefaßten Entschlusse, die Mütze müsse der Meischnerischen Tochter abgenommen werden, gab solches dem Kreisamt in einem Schreiben zu erkennen, ja, „der Stadtrichter Stölzel und übrige Rathsassessoren, den einzigen Vice-Stadtrichter Michel ausgenommen, waren, wie der Bericht des Amts vom 24. April 1786 sagt, „zu sehr von ihren Leidenschaften verblendet, als daß sie an Pflicht und Gehorsam hätten denken sollen, sie opferten solche ihrer Animosität auf und ließen der Meischnerischen Tochter, Sonntags den 19. Februar nach der Kirche, vor der ganzen Kirchfahrt auf öffentlicher Straße die Mütze durch den Rathsdiener öffentlich ab- und vom Haupte nehmen."

Der Stadtrath versichert jedoch ausdrücklich, der Rathsdiener, welcher der Meischnerin aufzupassen angewiesen worden war, habe die Mütze „behutsam" abgenommen. Wollen wir auch glauben, daß er diese Rücksicht mindestens der Pelzmütze, die er vielleicht als confiscirtes Gut sich vindiciren zu können hoffte, habe angedeihen lassen, so minderte dies wenigstens die Erbitterung der Eigenthümerin der schönen Mütze und der gesammten Pelzmützen-Parthei nicht. Es kam dieser vor allen Dingen darauf an, der Stadtrichterin, denn man wußte recht wohl, daß sie die Anstifterin der Fehde sei, ein Paroli zu bieten.

Während die gefangene Pelzmütze auf das Rathhaus in gerichtliche Verwahrung gebracht ward, waren schon der Bergmeister Glüßer und der Zehntner Böhmer, die Chefs der Mützenparthei, auf Ersatz des Verlustes bedacht. Sie eilten zu einem Kaufmann, der auch einen Vorrath von Putzwaaren hatte, kauften hier die schönste Mütze, die er hatte, viel schöner als die schönste der Frau Stadtrichterin, und überreichten der erstaunten Stadtpfeiferstochter das kostbare Geschenk. Schnell trockneten ihre Thränen und stolz ging sie, geziert mit diesem Prachtstück, des Nachmittags wieder in die Kirche, und kam auch, da kein Mitglied des Stadtrathes sich in derselben befand, ungefährdet wieder damit heim. Der Stadtrath versicherte aber, als er dieses Attentat erfuhr, „er würde, wenn er zeitig genug Wissenschaft davon erhalten hätte, auch diese geschenkte Mütze haben wegnehmen lassen". Diese Differenz gelangte mit der Pelzmütze selbst endlich bis an die Landesregierung, welche dem Amte Recht gab, die Mütze mit der Anordnung, sie der Meischnerin wieder einzuhändigen, zurücksendete, den Rath zwar mit der angedrohten Geldstrafe verschonte, aber ihm die Abstattung der Kosten aufgab. Hierbei verblieb es auch, obschon der Stadtpfeifer sich nicht beruhigen wollte und die Bestrafung der Rathsglieder und des Rathsdieners verlangte. Wie stolz mag die Meischnerin das nächste Mal mit ihrer Mütze in die Kirche gegangen sein!

Durch einen fallenden Baum getödtet. Während ich den Wald durchzog, erzählt Sir Francis Bondhead, kam ich oft an verlassenen Blockhäusern vorüber, die mitten auf solchen Stellen standen, wo man den Wald abgeräumt hatte, d. h. wo die gewaltigen Fichten des umgebenden Waldes umgehauen waren bis zu Stumpfen von etlichen Fuß Höhe, ringsum welche wieder ein üppiges Buschholz empor gewuchert war, dessen Höhe anzeigte, daß verschiedene Jahre verflossen sein mußten, seit sich die Bewohner entfernt hatten. Bondhead

schreibt: Es lag für mich stets etwas Tiefergreifendes in diesen kleinen Denkmälern vom Fehlschlagen menschlicher Erwartungen — von der Vernichtung menschlicher Hoffnung.

Der Muth, den man bewiesen, indem man sich mitten in der Einöde ansiedelte, und die viele Mühe, welche man aufgewendet, um so große Bäume zu fällen, Alles dies hätte mit Enttäuschung und bisweilen mit Schmerzen der härtesten Art geendet. Der Arm, welcher die Axt schwang, war vielleicht allmälig durch das kalte Fieber entnervt worden, welches der abgeräumte Boden stets entsendet, bis endlich der Tod das Dasein des armen Auswanderers geschlossen hatte, der eine Gattin mit gebrochenem Herzen und eine hülflose Familie zurückließ, die sich nirgends nach Unterstützung umblicken konnte, außer nach dem blauen Himmelszelte über ihr.

An vielen solchen Stellen, wo ich vorüberkam, überzeugte ich mich, daß solche Schickungen der Vorsehung ebenso plötzlich als furchtbar eingetreten waren. Der Auswanderer war in kräftiger Gesundheitsfülle aufgestanden, hatte, umgeben von seiner zahlreichen und glücklichen Familie, das Frühstück eingenommen, und war dann festen Schrittes aus seiner Hütte gegangen, um seinen Angriff gegen die Wildniß zu beginnen, in welcher jeder Schlag seiner Axt, gleich dem Picken einer Uhr, den steten Fortschritt der Hand anzeigte, welche das Werkzeug führte. Aber zur Stunde des Mittagsmahls kehrte er nicht heim. Die Gattin wartete, — sie hieß ihre rosigen Kinder sich gedulden — sie wartete — wurde besorgt — beunruhigt, trat hinaus über die Schwelle ihrer Hütte — lauschte; die Axt ließ sich nicht mehr vernehmen. Außer dem Brausen, welches die Luft hervorbringt, während sie durch die Stämme und Aeste des Waldes streicht, ist kein Laut zu hören. Sie ahnt Schlimmes; sie geht — eilt nach dem Orte, wo sie ihren Gatten bei der Arbeit wußte. Sie findet ihn da, ohne seinen Rock und sein Halstuch, mit ausgestreckten Armen auf dem Rücken liegen, starr und erdrückt durch den letzten Baum, den er fällte und der im Fallen von seinem Stumpfe stürzte, ihn niederschlug und nun mit seiner ganzen Last auf der nackten Brust des Armen liegt.

Umsonst klagt die Wittwe; sie bemüht sich, den Leichnam ihres Gatten zu befreien, aber es ist unmöglich. Sie verläßt ihn, um den Hunger ihrer Kinder zu stillen — um das Schreien ihrer Kinder zu beschwichtigen.

Dies ist nur die schwache Schilderung einer Scene, die in der Wildniß Amerikas so häufig vorgekommen ist und die man gewöhnlich kurz mit den Worten angiebt: er wurde durch einen fallenden Baum getödtet.

Eine Trauung durch den Telegraphen. Vor einigen Monaten ist mittelst des electrischen Telegraphs eine Trauung vollzogen worden, wobei Braut und Bräutigam ziemlich fünfzig deutsche Meilen weit auseinander standen. Ein junger hübscher Commis, welcher sich noch Ende vorigen Monats in Geschäftsangelegenheiten eines der reichsten Bostoner Kaufleute in London aufhielt, wurde, bevor er von New-York absegelte, auf die angenehmste Weise der Schwiegersohn seines Prinzipals. Die Sache war ganz einfach. Mit der Tochter seines Prinzipals hieß es: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag". Dem Vater war dies nicht entgangen und weil er schon in der Stille einen Auserwählten für seine Tochter im Hintergrunde hatte, suchte er sein Plänchen recht fein zu schmieden. Es galt eine kurze Trennung, und aus diesem Grunde bekam er Auftrag zu einer Geschäftsreise nach England. Unterdessen wollte der kluge und weise Papa seine Tochter mit einem andern Herrn vermählen. Der zur Reise verurtheilte Liebende befand sich gerade in New-York, als der Befehl anrückte, sich sogleich, ohne erst nach Boston zurückzukehren, nach England einzuschiffen. Die Tochter hatte des Vaters Plan erspäht und jetzt ging das Manöverchen los. Eben als der verliebte Romeo seinen Koffer packt, um morgen früh mit dem Dampfboot in's Land des Nebels und der Maschinen abzureisen, da kommt eine telegraphische Depesche von Boston, von seiner Geliebten. Der Inhalt natürlich kurz, und so kam man überein, daß er im Lokal des Telegraphen zu New-York seinen Stand mit einer Magistratsperson nehmen sollte, während sie mit einem vertrauten Freunde ihre Stelle am andern Ende des Drahtes in Boston einnähme. Also geschah es und — die Trauung wurde durch Blitz vollzogen. Ueberglücklich segelte der Bräutigam ab und das Geheimniß blieb noch zwei Wochen lang verwahrt, bis endlich der Nebenbuhler dahinter kam und dem Vater ein Licht aufsteckte. Das Gesicht, das der Vater machte, kann sich Jeder denken. Er brummte zwar seine Tochter etwas stark an, willigte aber endlich doch ein und das Pärchen lebt jetzt höchst glücklich.

Ein Hotelbesitzer muß Couplets singen. In mehrern Theaterblättern war unlängst zu lesen, daß der ehemalige deutsche Baritonist Schwägerle, der vor einigen Jahren nach Amerika ging, zu Californien sich ein Hotel gekauft und gute Geschäfte mache. Die Sache klingt aber nach der Aussage eines nach Hamburg zurückgekehrten Musikers etwas anders. Ja, ein Hotel, das heißt eine Bretterbude, wie sie bei uns auf Messen und Jahrmärkten zu sehen. Der Hotelbesitzer kehrt früh sein Lokal selbst mit dem Besen aus, spült die Flaschen und bäckt Brod. Um die Gäste anzulocken, ergreift er, wenn er den Brandy eingeschänkt, die Guitarre und singt Theater-Couplets. Da ertönt denn das „Traumlied" — „Da muß eine heimliche Eisenbahn sein!" — „Da zieht

man lieber 'nen Schleier druber" und so fort, alles deutsche Lieder, die er hier in Oestreich auf den Sommerbühnen sang. Die Sache aber gefällt, obgleich fast allen Gästen der Text unverständlich ist.

Ein australischer Begräbnißgebrauch. Ein neuerer Reisender, der Australien nach verschiedenen Richtungen durchstreift, berichtet über dortige Begräbnißfeierlichkeiten unter anderm Folgendes: „Wenn Einer von dem Stamme stirbt, so werden seine Waffen und Kriegswerkzeuge, so wie seine persönliche Habe bei Sonnenuntergang nebst dem Körper auf einen Scheiterhaufen gelegt. Dann wird um dies Grabmal ein Kreis beschrieben, in den Niemand außer dem Priester eindringen darf. Dieser nimmt eine angezündete Fackel in die Hand, sobald die sinkende Sonne den Einbruch des Abends verkündet, und setzt zugleich den Scheiterhaufen in Brand. Er wartet, bis die flackernde Leuchte erlischt; dann richtet er seinen Blick gen Himmel, und sowie er dort den ersten Stern erblickt, ruft er: Dort geht er mit seinem Feuerstabe!

Ein unbesiegbares Reich. Ein öffentlicher Sprecher in London erging sich neulich in einer langen Rede über die Verfälle in Indien und berührte zugleich die Zusammenkunft der beiden Kaiser in Stuttgart. In Anbetracht, daß es hier auf eine Drohung gegen England abgesehen sei, sprach er: „Es giebt doch ein Reich, welches sie mit aller Macht, die sie aufzubieten vermögen, nicht zu unterjochen hoffen können — das Reich der öffentlichen Meinung, dessen Thron die Freiheit der der Presse ist.

Ein schöner Verdienst. Wer in Deutschland die Woche über zehn bis zwölf Thaler verdienen kann, gehört schon zu den glücklichen Leuten und viele Beamte müssen sich oft mit der Hälfte begnügen. Bei den Kohlenbooten auf der Themse in London sind jetzt 2800 Mann beschäftigt, deren Lohn die Woche hindurch 1 Pfd. 15 Sch. bis zwei Pfund beträgt.

Polnischer Honig. Kein Land in Europa erzeugt vielleicht so viel Honig als Polen. Besonders in Podolien, in der Ukraine und in Volhynien hat die Bienenzucht seit langer Zeit einen wichtigen Gewerbszweig gebildet. Es giebt in Polen Hütten mit einem sehr kleinen Stück dazu gehörigen Landes, und auf diesem sieht man wohl 50 Bienenstöcke. Dagegen giebt es Pächter und Landeigenthümer, die wohl hundert bis 10,000 Stöcke besitzen. Manche Pächter sammeln alljährlich mehr als 200 Fässer schönen Honig, jedes Faß 400 bis 500 Pfd. schwer, wobei das Wachs nicht gerechnet ist. Ein Landwirth vermag damit häufig seine Steuern und Abgaben zu entrichten, seinen häuslichen Aufwand zu bestreiten und überdies hübsche Aussteuern für seine Töchter zu sammeln.

So verschafft man sich Taschengeld. Eine junge Engländerin wünschte mit heißer Sehnsucht Paris und dann das Lager von Chalons zu sehen. Da aber stellte sich ihr ein kleines Hinderniß entgegen, es fehlte ihr — Geld. Sie sann darüber nach, wie sich wohl solch ein Sümmchen auf feine Art zusammenbringen ließe, und siehe da, ihr Sinnen war nicht vergeblich. Sie machte in einer Londoner Zeitung bekannt, daß sie einen Gemahl suche, wobei die Bemerkung einfloß, sie sei soeben volljährig geworden, sei unumschränkte Erbin und wolle ihr Vermögen mit dem Manne theilen, den sie ihrer Neigung für würdig erachten würde. Briefe mit Einschluß eines Penny sollten an die Gemahlin eines gewissen Photographen in Ramsgate adressirt werden, welche sich der nöthigen Correspondenz zu unterziehen das Versprechen gegeben. Dieser Vorschlag war zu verlockend, um nicht hier mit den Bewerber zu spielen. In Zeit von drei Wochen langten nicht mehr als 2480 Zuschriften an und da jeder Brief einen Penny, ja so mancher noch mehr enthielt, so hielt die junge Dame eine so reichliche Ernte, daß sie mit dem Ertrage nicht nur Paris und das Lager von Chalons sehen konnte, sondern es blieb auch noch Etwas zu einem schönen Winterhut und — Crinoline übrig.

Wer nur in der Vergangenheit lebt. Friedrich von Raumer sagt in dem „Johannes-Album" sehr schön und treffend: „Wer nur in der Vergangenheit lebt, wird trübsinnig; wer nur in der Gegenwart, oberflächlich; wer nur in der Zukunft, unbrauchbar phantastisch: wer in allen Dreien, kommt zur rechten Dreieinigkeit."

Die Frauen in Persien sind meist von außerordentlicher Schönheit, besonders aber gelten diejenigen, deren Gesicht ganz runde Form hat und mit dem Vollmond verglichen werden kann.

Die St. Helena-Medaille ist den Franzosen nicht elegant genug und durch das Putzen will sie vermöge des Kupfers nicht zu hellem Glanz kommen. In Anbetracht ihrer Farbe wird sie deshalb von den Franzosen der Chocoladen-Pfennig genannt.

Die Pilze haben von jeher ein eigenthümliches Schicksal gehabt. Sie sind ebenso übertrieben bald gepriesen, bald geschmäht worden. Nero nannte sie das Fleisch der Götter. Ein Anderer des Alterthums nannte sie Mörder und insbesondere Fürstenmörder, weil sie allerdings den Tod des Tiberius, des Claudius, des Weibes

und der Kinder Euripides, des Papstes Clemens VII., des Königs Karl VI., der Wittwe des Czaaren Alexis und vieler Anderen veranlaßt haben. — Keinem solchen Tadel unterliegen natürlich die Glückspilze.

Litteratur.

Im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig erscheint ein Werk in 3 Theilen, wovon die erste Hälfte vor uns liegt: „Lehrbuch der Naturwissenschaften mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend, von Dr. A. B. Reichenbach." Der Verfasser sagt in der Vorrede mit Recht: bei den meisten Werken, die unter ähnlichem Titel bisher erschienen, sei eben nur im Titel Rücksicht auf die weibliche Jugend genommen worden, die Behandlung des Inhalts selbst aber sei zu systematisch, doctrinär und durchaus nicht der Gemüthsart und Empfindungsweise von Frauenherzen angemessen gewesen. Er hat nun, wie schon früher in seiner rühmlich bekannten „Botanik für Damen" auch in diesem Buch den Titel zu bewahrheiten gesucht und zwar mit großem Glück, wie wir gestehen müssen. Das prächtig gedruckte und mit zahlreichen, meist colorirten Abbildungen von Menschen, Thieren, Pflanzen rc. kostbar ausgestattete Werk ist sowohl für den Gebrauch in höhern Lehranstalten, als für den Selbstunterricht berechnet. Wir glauben, daß es dem letztern Zweck noch schöner entspricht, als dem erstern. Junge Damen von Gemüth und Geistesanlagen können sich unsrer Meinung nach stundenlang in die Lectüre Reichenbach's versenken und werden die Zeit angenehmer und ersprießlicher dahinrollen sehn, als bei Romanen, Novellen und lyrischen Gedichtsammlungen. Der Autor hat den Ton getroffen, der anzuschlagen nöthig war, um ein bildungsfähiges Weib für Gegenstände, die scheinbar nur der Notiz des Gelehrten obliegen, tief zu interessiren und ihren Geist mit Kenntnissen zu bereichern, wie Frauen sie haben dürfen, ohne in die Kategorie der sogenannten „Blaustrümpfe" zu fallen, welche übrigens in den mehrsten Fällen von Naturwissenschaften gar keine Ahnung haben.

Moden-Bericht aus Paris.

Bereits entfaltet die Mode nun vor unseren Blicken die neuesten Prachtstücke; und wir bewundern vor Allem die wundervollen Stoffe in eigenthümlicher Zusammenstellung, die das Haus Gagelin augenblicklich uns vorlegt.

Zuerst die reichen Mäntel in Sammet, die einen mit großen, weiten Aermeln, die andern ohne Aermel; alle hauptsächlich sehr weit, lang, reich besetzt mit Guipüre und Posamentierarbeit, gemischt mit Schmelz oder Stahl.

Wir bezeichnen vor Allem den Mantel „Dauphine"; er ist von dunkel blauem Sammet, mit Stahl gestickt, verziert mit zwei Frisuren von Guipüre, die große Spitzen rings herum bilden; es sind neun im Ganzen, und am Ende einer jeden hängt eine Puschel in Seide oder Stahl.

Zur einfachen Straßentoilette sahen wir Bournouße in Schneetuch, das ist ein gerippter Stoff; andere von gewöhnlichem Tuch, schwarz, kastanienbraun oder grau; ein Bournouß von schwarzem Tuch war mehrere Male mit Sammetstreifen besetzt und mit Fransen.

Zu Ball- und Theater-Umhängen trägt man Bournousse von glattem oder gestreiftem Felbel.

Unter den Roben bemerkten wir zur einfachen Toilette eine sehr geschmackvolle in kastanienbraunem Taffet mit Frisuren; zwischen jeder Frisur war ein silberweißer Streifen eingewirkt.

Eine andere Robe, im Stoffe à la Pompadour, ist bedeckt mit großen Rosen, und man kann sich keinen Begriff machen von ihrem reichen Effekt.

Die Vordertheile der Roben werden noch immer schürzenartig garnirt, und so, daß die Sammetstreifen ein Viereck bilden. Die eng anschließenden Aermel wird man nur zur Stadttoilette und zum Negligé anwenden.

Sammet-Spencer wird man viel zu seidenen Röcken tragen; und Verzierungen von allen Arten wird man mit Verschwendung an den Roben anbringen, da dies das einzige Mittel ist, sich von der Allgemeinheit auszuzeichnen, indem wohl nicht ein Jeder dergleichen zu tragen wagt.

In dem Magazin für Posamentier-Arbeit zur „ville de Lyon" den Hrn. Ranson und Yoes gehörig, findet man die schönste, reichste und prachtvollste Auswahl in dieser Art, ebenso in Bandbesätzen u. dergl. m.

Die Kleidertaillen bleiben hoch für Haus- und Stadttoilette, — ausgeschnitten für Abendtoilette; alle gewöhnlichen Roben werden mit langen Schooßtaillen verfertigt, die ausgeschnittenen Taillen ohne Schooß. Im Ganzen ist die Mode eine gute Person jetzt, sie erlaubt Jedem, seinem Geschmack zu folgen und seinen Launen, vorausgesetzt, daß sie nicht ohne Grazie sind, doch wird eine gewisse reiche, aber edle Einfachheit immer wie sonst den Vorzug behalten.

Man sieht auch eine große Anzahl von Fantasie-Shawls für den Winter. Einige von gestreiftem Kasimir, roth und schwarz, mit Gold durchwirkt, andere von Cheuille, Felbel, schottisch oder einfarbig.

Der lange Kaschmir-Shawl behauptet den ersten Platz, nichts wird ihn verdrängen. Unter den Modesachen in Weißzeug der Mad. Colas sahen wir reizende Häubchen von Mousseline oder Tüll, die mit Seide gefüttert waren, in rosa, blau oder gelb, — sie haben lange Barben, — die ungefütterten werden mit allerliebsten Bandkränzen garnirt.

Die kleinen Pariser Kragen, so wie die Kragen mit Barben, bleiben en vogue; der Pariser Kragen ist von feinem Mull und echtem Zwischensatz, mit ganz schmalen Valenciennes besetzt; ebenso dazu passend müssen die Unterärmel gearbeitet sein.

Wir sahen auch bei Mad. Colas sehr geschmackvolle Coiffüren, unter Anderem zur einfachen Abendtoilette oder für's Theater eine von schwarzer Spitze mit feinen Rosenbouquets.

Unter den reizenden Modesachen von Mad. Alexandrine bemerkten wir Hüte in vollem Sammet, in königl. Sammet, so wie auch in Krepp und Sammet. A la Marie Antoinette und à la Duchesse sind die ausgezeichnetsten. Der erstere ist von schwarzem Sammet und mit blauem Sammet eingefaßt; ein Tuff von blauen, schwarz gesprenkelten Federn ziert den Kopf, die Passe ist inwendig von blauem Sammet und verziert mit Blonden und kleinen Trauben von blauem Sammet, oder auch Sternen von blauem Sammet; die Bindebänder lang und breit von reichem Bande. Die Formen der Hüte sind reizend und ausgezeichnet, wie Alles, was Mad. Alexandrine verfertigt, diese graziöse Modenfee, deren Erfindung eben so geschmackvoll als sinnreich ist. Der Hut „Duchesse", von schwarzem Sammet wie der andere, ist mit schattirten, malvenfarbenen Federn geschmückt; am Rande Halbschleier von Chantilly-Spitzen, inwendig malvenfarbene Tulpen mit Laubwerk von Sammet, Bindebänder von schwarzem Sammet mit malvenfarbenem gerändert.

Die königl. Capote ist von weißem Taffet und russischem Grün; der russische Sammet ist ein ganz besonderer und neuer Stoff, ganz allein Mad. Alexandrine angehörig. — Die schönen Spitzen im Magazin von Persan muß ich hier noch anführen, die für die Königin von England bestimmt sind, — welche diesem Hause den besonderen Vorzug gegeben, ihre Spitzen daher zu nehmen, da sie dort am reichsten und kostbarsten zu haben sind.

Erklärung des Modekupfers.

1. Taffetkleid mit drei Volants, über die eine Bandrüsche gesetzt wird. Gefälteltes Leibchen mit einem Gürtel. Aermel mit zwei Volants, die, unter dem Arm etwas kürzer, in einer Spitze auf denselben herabfallen. Kragen von englischen Spitzen. Großer Puffunterärmel. Hut von Krepp und Sammet mit großen Stiefmütterchen verziert.

2. Amazonentoilette. Filzhütchen, an den Seiten aufgekrempt, mit einer Borte und einer an der Seite herabfallenden Feder garnirt. Basquine und Rock von Damentuch, mit seidener Borte und kleinen Knöpfen garnirt. Sehr lange Schöße mit Taschen, Aermel mit Aufschlägen, die an der Seite geschlitzt und unten mit zwei Knöpfen verziert sind. Kleiner, in die Höhe stehender, gefältelter Kragen, schwarz seidene Cravatte, Chemisette mit feinen Säumen, vorn zugeknöpft. Puffunterärmel, am Handgelenk zugeknöpft.

3. Kleines Mädchen von acht Jahren. In die Höhe gekämmte Haare, in denselben schmale schwarze Sammetbänder mit zwei Rosetten und herabfallenden Enden. Popelinekleid mit ausgeschnittener Taille und kurzen Aermeln. Ein schwarzes Sammetband faßt den Rand des Rockes ein, der kurz und abstehend ist. Ein Unterkleid, mit einer Stickerei eingefaßt, überragt ein wenig das Kleid. Hohes Ueberleibchen von gesticktem Mousseline, um die Taille und in der Schulter gefältelt. Schmale Spitzen um den Halsausschnitt. Kurze puffige Aermel, mit einem Sammetband und mit Schleifen und Enden besetzt. Doppelte Achselbänder von Sammet, unter einem Sammetgürtel zusammengefaßt und in vier Enden vorn und hinten herabfallend.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Einen Stahlstich.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.

№ 46. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

(Fortsetzung.)

Du bist also einverstanden, daß ich Sidonien heirathe? Das Geschäft wäre demnach zur Zufriedenheit erledigt.

Meine Einwilligung hast Du, erwiderte Heinrich und drückte die Hand des Freundes mit Wärme.

Aber wird auch Sidonie —?

Mach' Dir keine unnützen Sorgen!

Und die Commerzienräthin, meine Tante?

Ja, was den Punkt betrifft, seufzte von Berg und kraute sich hinter den Ohren, so wird es freilich noch einige Tänze setzen. Sie wacht wie ein Argus über Sidonien. Ich hätte sie kaum sprechen können, wenn nicht hin und wieder der gute Rath Winter sich zum Gelegenheitsmacher hergegeben und Sidonien zu seiner Tochter eingeladen hätte.

Aber ich fürchte mich doch nicht. Weißt Du, wie ich calculire? Vor Allem bist Du, wenn auch des reichen Hartleben Sohn, doch immer ein simpler Herr Hartleben. Ich aber, wie Du mich hier siehst, ich bin zuerst ein Herr Von — wenn auch neubacken, und das wirkt bei Deiner Tante am meisten. Zweitens bin ich wohlbestallter Assessor, vielleicht bald Rath; denn der alte Bronn hat seine juristischen Witze eingepackt; er ist gottselig geworden, verdreht schon die Augen und wird so der Herr will, bald in das Land des ewigen Friedens abfahren. Das wirkt das Seinige mit. Ferner habe ich jetzt schon 600 Thaler und, wenn ich Rath werde, 800 Thaler Gehalt. Endlich ist zwar mein Gütchen ziemlich verschuldet; aber 15—1600 Thaler wirft es doch ab. Assessor Carl von Berg, Rittergutsbesitzer, wie wird sich das herrlich auf den Verlobungskarten ausnehmen. Und nun sag', ist das Anerbieten nicht anständig genug?

Der Assessor wischte den Schweiß von der Stirn, den ihm die lange Rede ausgepreßt hatte, und sah seinen Freund fragend an.

Heinrich stimmte den Erwartungen des Assessors freudig bei. Auch er hoffte, den Freund bald als Vetter beglückwünschen zu können, und log wahrlich nicht, indem er diese Versicherung abgab. Denn obwohl die so schnell aufgekeimte Liebe zu Marien ihm selbst noch keine Zeit gelassen hatte, sich in einem leidenschaftslosen Momente seiner selbst klar zu werden, so kehrte dieselbe doch bereits ihren negativen Pol heraus. Er fühlte deutlich, daß er seine Cousine Sidonie nicht möge, und wäre sie noch tausendmal schöner, als sie nach dem Urtheile der

Welt sein sollte, und aus dieser Negation erwuchs ihm der feste Wille, sich überhaupt unter keinerlei Umständen eine Frau aufdrängen zu lassen.

Berg hatte unterdessen schnell seinen ganzen Frohsinn wieder erlangt. Seine lustigen Blicke spazierten mit größter Lebendigkeit in der Stube herum und entdeckten bald die Ohrgehänge, die zu verbergen Heinrich noch keine Zeit gehabt hatte. Mit schlauem Lächeln und einigen beobachtenden Seitenblicken wog er Cohns „Pretiosen" in der Hand.

Du hast eben noch in mich hinein inquirirt, sagte er endlich lächelnd, während seinem Freunde schon das Blut zu Gesicht stieg, erlaube denn, daß auch ich Dir einige Kreuz- und Querfragen vorlege. Natürlich nur um Dir meinen Beruf zum Untersuchungsrichter darzuthun. Nun also, für wen sind diese Ohrringe bestimmt?

Heinrich wurde noch verlegener und wollte die Antwort verweigern, aber sein lachender Inquirent ließ nicht nach, bis der Inquisit endlich, um nur den ärgsten Vermuthungen zu entgehen, den einfachen Hergang erzählte.

Man hätte den Assessor jubiliren hören sollen.

Also doch endlich gefangen, der blöde Heinrich gefangen? Nun, ich gratulire!

Heinrichs Verschämtheit durchlief während dem die kurze Metamorphosenreihe zum Aerger.

So hör' doch nur auf, rief er endlich. So weit ist es noch nicht.

So weit nicht? Also es ist doch etwas wahr.

Sei kein Narr! Du kennst mich doch.

Gerade, weil ich Dich kenne. Wenn solch' ein blöder Heinrich, solch' ein Lichtblonder einmal Feuer fängt, dann ist es nicht zum Aushalten. Eine wahre Berserker-Liebeswuth fährt in ihn. Die Berserker waren ja wohl auch lichtblond, oder gar Brandfüchse, nicht wahr?

Ich bitte Dich, Carl, mach' mich nicht böse!

Du wirst doch den Scherz nicht übel nehmen? Aber denk' Dir nur, was wird Sidonie, Deine Verschmähte, dazu sagen?

Du wirst doch nicht?

Natürlich werde ich. Sie muß es ja doch einmal erfahren. Denkst Du, daß Deine Marie gegen ihre Busenfreundin ewig schweigen wird? Dann kennst Du die Mädchen wahrlich schlecht. Je inniger sie befreundet sind, um so lieber necken sie sich, und wenn sie sich vollends einen Geliebten abspänstig machen können, so geschieht es stets mit besonderem Vergnügen.

Nein, nein. Ich möchte mich mit Sidonien nicht verfeinden.

Ei, sehe nur Einer den eitlen Menschen an! Meinst Du, sie wird Dir deshalb gram werden, weil Du sie nicht willst? Beruhige Dich! Unter uns, sie mag Dich auch nicht, was ich aber, offen gestanden, nicht begreife. Ja, sie hat offenbar keinen Geschmack, sonst müßte sie Dich mir vorziehen. Solch ein schöner, solider Mensch und solch ein moralisch verdorbener Taugenichts mit herrlichen Anlagen zur Fettsucht und zum Schlagflusse. Ich wiederhole es, sie hat eben so wenig Geschmack, als Du — Deine Passion für Marien ausgenommen — sonst müßtet Ihr Euch lieben. Nicht wahr, Heinrich?

Heinrich antwortete nicht. Er fing an, ernstlich böse zu werden. Auch der Assessor bemerkte, indem er seines Freundes abgekehrtes Gesicht nach sich herum wendete, daß es Zeit sei, einzulenken. Sein Humor war viel zu gutmüthiger Art, als daß er den Freund hätte verletzen mögen.

Das Gespräch kam daher allmälig auf andere Dinge und nachdem Heinrich noch seinem Freunde das Versprechen ertheilt hatte, seinen Besuch bei der Commerzienräthin um einige Zeit verschieben zu wollen, damit der Assessor inzwischen Zeit zu einer Werbung gewinnen könne, wandelten die Freunde endlich Arm in Arm nach dem „Sterne", um bei einer Flasche Assmannshäuser alte, schöne Zeiten heraufzubeschwören.

Marie, welche mit einiger Angst den vermeintlichen Nebenbuhler zu unserm Heinrich hatte hinauf steigen sehn, schaute Beiden aus der Küchenthür verwundert nach.

Närrisches Volk, diese Männer, dachte sie und belächelte die Thorheit des Geschlechts, das sich sonst den Alleinverkauf der Vernunft monopolisirt hat. Närrisches Volk, aus denen man nicht klug wird. Wenn man denkt, jetzt müssen sie sich die Köpfe abreißen, dann fassen sie sich unter den Arm und lachen seelenvergnügt, und wegen Dummheiten, die ein vernünftiger Mensch belacht, schießen sie sich eine Kugel durch das Herz. Ich gäbe was drum, wenn ich wüßte, was die Beiden zusammen disputirt haben. Entweder hat der Assessor, der lustige Schwadronneur, dem ehrlichen Herrn Hartleben etwas vorgelogen, oder — Hartleben hat Sidonien ebenso wenig lieb, als sie ihn. Am Ende passen die Beiden doch nicht zusammen.

Sie ging wieder in die Küche und machte sich mit den Kochtöpfen zu schaffen. Aber der Gedanke an Heinrich und Sidonie wollte nicht aus ihren Sinnen weichen.

Es wäre doch schade, wenn sie ein unglückliches Paar würden; sie sind Beide so gut.

So dachte sie und brachte es, bei aller warmen Sympathie für jeden Einzelnen, doch nicht zu dem aufrichtigen Wunsche für das vereinigte Glück der Beiden. Sie vermochte sich dies Räthsel trotz aller Grübeleien nicht zu lösen und erst das lustige Pfeifen und das Pantoffelschlürfen ihres aus der Werkstatt kommenden Vaters, der nie fröhlicher war, als wenn das „Eßglöckchen" läutete, vermochte sie aus ihren Träumereien zum Tischdecken abzurufen.



IV.

Der Assessor hatte seine bei Tisch gerühmte diplomatische Gewandtheit in Gewinnung alter Tanten offenbar überschätzt. Mindestens mußte er Hartleben, welcher die Verzögerung des unangenehmen Besuchs Anfangs gern gesehn hatte, zuletzt aber mit Recht bei der Tante anzustoßen fürchtete, von Tage zu Tage vertrösten. Hartlebens Einreden wußte er aber mit so lustigen Kreuz- und Quersprüngen und dann wieder mit so vernünftigen Gründen zu begegnen, daß dieser stets nachgeben mußte, ja sich sogar freiwillig einen strengen Hausarrest auferlegte, um nur nicht zufällig von der Commerzienräthin gesehn zu werden.

So waren bereits einige Wochen verstrichen, die Heinrich meist im Garten zubrachte. Der kleine, freundliche Raum war ihm bald so lieb geworden, daß er sich kaum zu denken vermochte, wie er jemals ohne denselben werde existiren können. Er kannte ja jeden Rosenstrauch, jede Blume, jede Knospe. Selbst die Bienen hatten aus ihm ein befreundetes Wesen ahnend heraus gefühlt. Sie ließen ihn ruhig bis dicht an ihr Gehäuse herankommen, damit er ihr reges Leben betrachten könne.

So im innigen Verkehre mit der lebensfrischen Natur, die ihn umwehte und durchdrang, gewann er schnell eine geistige Kraft, welche ihm alle künstlich aufgestellten und jetzt schon verlachten Systeme nicht hatten geben können. Bisher hatte er nur fast wider Willen ahnen müssen, wie unnatürlich der Weiberhaß sei, den sein Stolz aus einer begehrlichen Blödigkeit hatte überdestilliren lassen; jetzt lernte er diese Unnatur begreifen.

Der öftere Umgang mit dem Assessor that das Seinige, die geistige Wiedergeburt unsres blöden Hypochondristen zu beschleunigen. Die heiteren, lebensfrischen Ansichten, die derselbe während ihrer Zusammenkünfte entwickelte, lehrten auch Heinrich, mit klaren Augen in das volle Leben blicken; sie erweckten ihm eine frische Zuversicht in die eignen Kräfte. Ja, selbst die Neckereien von Bergs, der sich darin gefiel, den Namen Mariens nur mit dem Zusatze „Deine Marie" zu nennen, hatten ihr Gutes. Im Anfange freilich war Heinrich oft böse geworden, es war zu kleinen Zänkereien gekommen. Aber des Assessors gute Laune stand auf zu elastischen Springfedern, als daß er sich durch eine böse Miene Heinrichs hätte entmuthigen lassen, zumal da er mit psychologischem Scharfblicke die Wahrheit erfaßte: Heinrich zürnte ihm offenbar nur darum, weil er wirklich den liebeswunden Fleck in dessen Herzen entdeckt hatte. Er ließ es sich deshalb nicht nehmen: der „blöde Heinrich", wie er fort und fort den schon halb Curirten nannte, mußte par force und zwar durch die schöne Marie glücklich werden. Er ließ sich einmal nicht werfen und hatte, wie der Erfolg lehrte, Recht.

Heinrich, der die Fruchtlosigkeit seiner Gegenvorstellungen einsah, bemühte sich Anfangs, die Neckereien ruhig von sich abgleiten zu lassen, und ertrug sie schließlich mit so musterhafter, himmlischer Geduld, daß von Berg zu der Ansicht kommen mußte, die Neckereien seien „dem Blöden" wirklich lieb geworden.

Und so war es auch. Hartleben hatte Marien so oft als die Seinige bezeichnen hören, daß er sie endlich nur noch als solche betrachten mochte und von Herzen wünschte, der Assessor möge Recht haben. Denn so weit war bereits seine Genesung vorgeschritten, daß er sich selbst seine Liebe zu dem schönen, lieben Kinde offen und ohne Scheu eingestand.

Wie verständig und entschlossen, und doch wie ruhig heiter sprach, wie züchtig blickte und lebte sie. Wie schöne Stunden verlebte er in ihrer Gesellschaft.

Leider kam Marie jetzt nur noch gegen Abend auf kurze Zeit in den Garten. Die Pflege der Mutter, welche in Folge der neulichen Erregung krank geworden war, fesselte dieselbe während der übrigen Zeit an die Stube. Aber diese kurzen Momente des Beisammenseins, während deren Marie gätete und goß, waren Heinrichs größte Freude. Er leistete ihr bei dieser Arbeit Anfangs linkisch, bald jedoch mit einer Unbefangenheit, die ihn selbst hoch in Erstaunen setzte, die eifrigsten Dienste. Den Eimer in der Hand stieg er mit unermüdlicher Geduld auf der steilen, steinernen Treppe zum Gottesacker hinab, um aus dem klaren Bache, der den stillen Platz durchschnitt, Wasser zu schöpfen und immer von Neuem in die Gießkanne zu füllen, bis des Mädchens Lieblinge genügend getränkt waren; und Marie ließ sich diese Dienstleistungen, die ihr Heinrich kaum anzubieten gewagt hatte, dankbar und ohne Ziererei gefallen.

Nur das Eine bedauerte Hartleben, daß Marie seit einiger Zeit nicht mehr dazu zu bewegen war, sich, wie dies im Anfange bisweilen geschah, zu einem ruhigen Gespräche mit ihm in die Laube zu setzen. Selbst die alte Linde hatte ihre stille Freude an diesen Zusammenkünften der beiden guten Menschen gehabt und mit ihren dichten Blättern altverständig dazwischen gerauscht. Jetzt hatte Marie stets Geschäfte, welche sie behinderten, oder schützte dieselben wenigstens vor.

So unlieb aber diese Zurückhaltung dem egoistischen Streben Heinrichs war, so sehr mußte sie sein vom Herzen geleiteter Verstand ehrend anerkennen, eben weil er die Gründe derselben zu durchschauen vermochte.

Es war klar, daß für das feine, instinktartige Gefühl eines Mädchens, wie Marie, die erwachende Liebe eines Mannes, der sich so wenig zu verstellen verstand, als unser Heinrich, nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte. Diese Gewißheit und die Entdeckung, daß Hartleben ihr nicht gleichgültig sei, hatte zunächst die schmerzlichsten Kämpfe zwischen der jedem lebenden Wesen eingebornen,

zu seinem Bestehn nothwendigen Selbstsucht und dem höheren, edleren Theile ihrer Seele wach gerufen. In wie gedrückten Verhältnissen lebte sie jetzt und wie konnte sich das Alles ändern, wenn Hartleben sie so ehrlich liebte, als sein ganzer Charakter vermuthen ließ. Wie konnte sie dann ihrer armen Mutter, die sich jetzt schon mit tausend Sorgen durch das Leben schlug und ängstlich in eine noch dunklere Zukunft blickte, das Leben erheitern, der guten Mutter, deren Herzblatt sie war. Und war es denn überhaupt eine Sünde, wenn zwei junge Leute, wie ihr „Freund" und sie, sich liebten? Freilich, sie war arm; aber wer, so fragte ihre Eitelkeit, würde ihr die frühere Armuth in reichen und geschmackvollen Kleidern ansehn, besonders wenn sie dieselben mit Würde zu tragen vermochte? Sie war ferner die Tochter eines Handwerkers; aber hatte sich nicht auch Hartlebens Vater aus niedrem Stande emporgearbeitet? Endlich redete ihr dieselbe Eitelkeit geflissentlich ein, daß sie und nur sie unsren Heinrich würdigen und verstehn, daß sie ihn glücklicher machen würde, als tausend Andre, besonders Reiche mit großen Prätensionen.

Was ihr besseres Selbst gegen diese Vernunftgründe vorzubringen vermochte, war zwar nur dunkle Ahnung eines Unrechts, aber Frauenseelen tauchen gern in dies dunkle, mystische Gebiet und ahnen oft tiefer, als Männer sehn. Wenn nun Hartleben dennoch eine bessere Frau aus höheren Ständen bekommen konnte, hob das nicht zugleich den Mann selbst? Verschloß er sich nicht vielleicht durch eine Heirath mit ihr eine goldne Zukunft, um zu spät seine Uebereilung zu bereuen? Wehe ihr, wenn einst diese Reue eintrat! Das Herz drohte ihr schon bei dem Gedanken zu brechen.

Was würde endlich die Welt dazu sagen? Wahrlich, sie wußte oder glaubte sich wenigstens frei von Eroberungsgelüsten. Aber würden dies auch „die Leute" glauben, würde die böse Welt nicht vielmehr eine Ueberrumpelung des „blöden Heinrich" für das Wahrscheinlichere halten? Würde nicht Hartleben sogar in einen Zwiespalt mit seinem Vater gestürzt?

Dieser erbitterte Kampf zwischen Liebe und trüben Ahnungen würde sicher noch längere Zeit unentschieden geschwankt haben und der endliche Erfolg wäre dann sicher ein höchst zweifelhafter gewesen, hätte nicht eine Uebereilung ihres Vaters den Widerstandsgelüsten Mariens Riesenkräfte verliehn und denselben wenigstens zu einem augenblicklichen Siege verholfen. Der kluge Meister hatte seine hellen Augen nicht vergeblich im Kopfe; er hatte die erwachende Liebe der jungen Leute fast so zeitig bemerkt, als diese selbst. Kellermann war aber ein viel zu enthusiastischer Verehrer des Vogelfangs, als daß er nicht sofort an Leimruthen und Lockfutter gedacht hätte. Deshalb hatte er sich im Anfange still und versteckt gehalten, denn er war seiner eignen Tochter und deren Beihülfe nicht ganz sicher. Erst im rechten Momente sollte der Lockvogel schlagen und den freien Finken auf die Ruthe locken. Aber der Fang war allzureich, um nicht auch den bedächtigen Kellermann aus seiner ruhigen Ueberlegsamkeit herauszuheben. Durch das von ihm stillschweigend begünstigte Zusammentreffen der jungen Leute im Garten waren ihm beide Vöglein als genügend gekirrt erschienen. Wie hätte auch seine berechnende Schlauheit andere als den seinen gleiche Pläne als Grund für die sonst allzuthörichte Zurückhaltung Mariens vermuthen können? Kurz, er hatte die Frucht vor der Reife brechen wollen und war deshalb trotz der vorsichtigsten Einleitung mit seinen väterlichen Beglückungsplänen nur hervorgetreten, um sich sofort bitter getäuscht zu finden.

Mit Entrüstung wies Marie den klugen Vorschlag, der ihrem Vater einen reichen Schwiegersohn verschaffen sollte, zurück. Die dunklen, abmahnenden Ahnungen, welche sie bisher gequält hatten, wurden ihr jetzt erst zur vollen Gewißheit. Sie gelobte sich feierlich jede Gelegenheit, welche den jungen Hartleben noch enger an sie knüpfen konnte, sorglich zu vermeiden, sie nahm sich sogar Anfangs vor, ihn gar nicht wieder zu sehn.

Bald erkannte sie aber, daß letztere Absicht einem Hausgenossen gegenüber unausführbar sein werde und denselben nur kränken, ja sogar in ihm den argwöhnischen Gedanken erwecken könne, als sei auch dies nur ein noch geschickteres Manöver, um ihn zu fangen. Sie beschloß daher, Hartleben auch fernerhin mit möglichster Unbefangenheit, aber auch so selten als möglich zu begegnen, und führte diesen Entschluß zu Heinrichs größtem Verdrusse mit der größten Hartnäckigkeit aus, deren ihr braunes Lockenköpfchen fähig war.

So saß denn Hartleben, ungefähr drei Wochen, nachdem er die Laube zum ersten Male betreten hatte, wieder unter dem dunklen Blätterdache und las, oder wollte wenigstens lesen. Seine Augen aber blickten öfter über das Buch hinweg nach der Hofthür, als auf die Zeilen. Wenn sie jetzt aus der Thür getreten wäre! Es war zwar noch nicht die gewohnte Zeit, aber es war ja so schön hier. Die klare Luft hatte die blauen Berge drüben in eine fast greifbare Nähe herangerückt. Weiße Landhäuser und braune Klippen winkten aus der Ferne, aus den nahen Gärten klang der fröhliche Rundgesang eines heiteren Männerchors herüber. Der Bach und alle Wipfel nah und fern rauschten harmonisch zusammen und selbst der Hochwald schickte hin und wieder ein dumpfes Brausen zu ihm herab, als wolle er dem fernen Freunde ein Lebens- und Liebeszeichen geben.

Heinrich fühlte sich weich gestimmt und doch innig wohl. Wieder kam das Gefühl des Alleinseins über ihn, das ihn schon am ersten Tage mit solcher Macht erfaßt hatte. Aber wie anders und wie viel glücklicher war seine Lage, als noch vor wenig Wochen! Das liebe Bild,

das ihn damals wie ein dunkler, ahnender, fast banger Traum umschwebt hatte, war jetzt eine lebensfrische Gestalt geworden und trug Mariens Züge. Er fühlte sich als Mensch und Mann, er hoffte glücklich zu werden und wollte es mit ihr und durch sie sein. Was hätte er dafür gegeben, wenn sie jetzt hätte bei ihm sein, den rings ausgebreiteten frischen Zauber mit ihm genießen können! Gerade jetzt hätte er den Muth gehabt, ihr seine Liebe und alle seine lieben Träume von vereinigtem Glücke zu gestehn.

Je mächtiger ein Trieb und ein Wille ist, ein um so größeres Recht hat er auf Erfüllung. In Wahrheit hat wohl Jeder schon erlebt, daß sein heißes Sehnen den ersehnten Gegenstand fast wider dessen Willen herbeizog. Sollen doch Thessalische Weiber mit ihren Zauberformeln den Mond herabgesungen haben. Ist es also ein Wunder, wenn ein liebendes Mädchenherz der Zaubermacht nachgab, wenn es Marien plötzlich mit dunkler, unwiderstehlicher Gewalt in den Garten trieb, um vor dem mitleidigen „Hausfreunde" ihr von Sorgen gedrücktes Herz auszuschütten?

Marie war viel zu unbefangen, um zu wissen, wie feindlich dies Vertrauen den gefaßten Vorsätzen, und wie gefährlich es für ein Herz sei, das seine Liebe nicht verrathen will; sie überließ sich vielmehr unbedenklich dem Triebe, der sie bisher stets zum Besten geleitet hatte.

So stand sie jetzt schon hinter unsrem Heinrich, ehe derselbe noch die rasche Erfüllung seines Wunsches ahnen konnte. Doch ihrer ehrlichen Seele war selbst der Schein des Lauschens zuwider. Wie leicht konnte er ein Wort sprechen, das nicht bestimmt war, von ihr gehört zu werden. Sie mußte ihn anreden.

Der Ton ihrer vor Allem geliebten Stimme jagte dem Ueberraschten einen freudigen Schrecken in das Herz und eine glühende Röthe in das Gesicht.

Sind Sie schon hier, Herr Hartleben? sagte Marie und versuchte zu lächeln. Es ist ja sonst Ihre Stunde nicht. Wollen sie mir etwa schon so früh gießen helfen?

Heinrich, welcher mit seinen klaren Augen offen und treu in die ihrigen zu sehn gelernt hatte, bemerkte gerade an dem schmerzlichen Ringen nach einer unbefangenen Miene, daß Sie geweint hatte. Bestürzt erfaßte er ihre Hand.

Was haben Sie? Was fehlt Ihnen, Marie?

Nichts, gar nichts, Herr Hartleben. Ich bin eben ein albernes Mädchen. Sie müssen nicht darauf achten.

Aber Sie haben geweint. Bitte, haben Sie Vertrauen zu mir. Ich meine es wahrlich gut, herzlich gut mit Ihnen.

Die starke, aus der Seele kommende Betonung, welche Hartleben auf die letzten Worte legte, jagte ein feuriges Erröthen über Mariens Wangen. Sie schwieg und doch hätte es ihr so wohl gethan, ihr bis zum Springen volles Herz gegen den guten Menschen, der ihre Hand mit so inniger Wärme erfaßt hielt, ausschütten zu dürfen.

Ich wollte wohl, Herr Hartleben, sagte sie nach einigem Zögern; aber eben weil Sie zu gutherzig sind, müssen Sie mir vorher ein Versprechen geben. Wollen Sie?

Gewiß, Marie.

Nun also versprechen Sie mir gewiß und wahrhaftig, daß Sie — mich nicht beleidigen wollen.

Heinrich sah das Mädchen verwundert an.

Ich, Sie beleidigen? Halten Sie mich für einen Barbaren, Marie?

Nein, nein. Aber geben Sie mir immerhin das Versprechen, geben Sie mir die Hand darauf!

Nun, wenn Sie durchaus wollen, so schwöre ich Ihnen denn — —

Nein, nicht so! Geben Sie mir nur die Hand. So ist es gut.

Nun, liebe Marie, welche centnerschweren Sorgen ruhen denn auf Ihnen? Beichten Sie!

Sie müssen nicht lachen, Herr Hartleben, das ist nicht Recht. Glauben Sie, es ist mir bittrer Ernst.

Habe ich Sie verletzt? Wahrhaftig — —

Nein, nein, Sie meinen es gut mit uns, das weiß ich.

Sie reichte ihm die Hand und blickte ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an, das trotz der Thränen, die ihr in die Augen traten, zum Verräther ihrer Liebe wurde und sogar dem blöden Heinrich den Muth gab, mit leiser Hand liebkosend über ihr gewelltes Haar zu streichen.

Marie trug die Liebe zu ihm zu tief in ihrer Brust sie verkehrte jetzt träumend zu wahr mit ihrem wahren Innern, als daß sie sich sofort ihrer früheren Vorsätze hätte bewußt werden, sofort sich gegen eine Liebkosung, die ihr so innig wohlthat, hätte sträuben können. Und doch schauerte ihre jungfräuliche Seele unter dem leisen Druck seiner Finger fröstelnd zusammen.

Hartleben faßte sich aus dem Fieber, das auch ihn schüttelte, zuerst wieder zusammen. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, daß er die träumerische Versunkenheit Mariens zu einer Handlung hatte benutzen können, die sie sonst sicher mißbilligt hätte.

Sie wollten mir mittheilen, Marie — —

Marie fuhr erschrocken zusammen. Sie fühlte jetzt erst erröthend, wie nahe sie ohne ihren Willen dem Geliebten getreten war. Gern hätte sie nun, die Gefahr ahnend, ihre Mittheilungen zurückgehalten; aber dazu war es jetzt zu spät. Denn sie hätte dadurch Hartleben nur verletzen können. Wie hätte sie das gekonnt und gedurft?

Sie wissen wohl, fuhr sie noch immer zögernd fort, daß meine arme Mutter krank ist. Heute steht es

schlimmer mit ihr als je. — Ach, Herr Hartleben, diese ewigen Sorgen können mich um meine Mutter bringen.

Sorgen? Um des Himmels willen, liebe Marie, doch nicht Geldsorgen? Bitte, sagen Sie, wo und wie kann ich helfen?

Deshalb habe ich mir ja eben Ihr Versprechen geben lassen. Sie sollen weder fragen, noch etwa gar wieder bezahlen, denn das würde mich gerade beleidigen.

Aber gehn Sie, Marie. das ist Hinterlist.

Sehe ich aus wie Hinterlist? Denken Sie nicht, daß es wohl thut, wenn man endlich einmal sein Herz ausschütten kann? Und wie hätte ich das gedurft, wenn ich gewußt hätte, daß Sie gleich hingehn würden, um unsere Schulden zu bezahlen? Ich hätte mich vor mir selbst schämen müssen. Nicht wahr?

Hartleben hatte zwar große Lust, zu widersprechen, aber sein Herz war zu ehrlich, als daß er es vermocht hätte. Er würdigte deshalb auch das schöne Vertrauen, welches Marie durch ihre leicht zu mißdeutende Mittheilung bewiesen hatte, und kämpfte die Anfangs in ihm aufgestiegene Absicht nieder, heimlich nach den Quellen der Sorge zu forschen und dieselbe still zu beseitigen. Er las aus Mariens ängstlich auf ihn gerichteten Augen, daß sie diese seine Absicht ahnte und ihr Vertrauen schon zu bereuen begann.

Der feste Wille, den er durch diesen glücklich bestandenen Kampf gegen eine unedle, oder doch unkluge Freigebigkeit zum Heile seiner Liebe erlangt hatte, machte auch die schöne Seele des Mädchens wieder sicher.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter.

Halt' treu an deiner Mutter fest
Und liebe sie zu allen Stunden,
O, lieb' sie, bis zum Lebensrest
Mit ihrem Herzen eng verbunden.
Schließ fest dich an die Mutter an,
Umfasse liebend ihre Hände,
Bis einst ihr Stündlein abgethan
Und Gott ihr schenkt ein selig Ende.

Das Mutterherz ist immerdar
Ein Kirchlein, offen alle Zeiten,
Und ihre Liebe der Altar
Im Kummer Trost dir zu bereiten.
O, geh in den verklärten Raum,
Wenn irgend dich ein Leid getroffen,
Es wird manch hingeschwund'ner Traum
Erstehen dir zu neuem Hoffen.

Vergehen kann des Bruders Treu',
Verlöschen kann des Vaters Liebe;
Doch Mutterliebe bleibt sich neu
Und wenn Nichts auf der Welt ihr bliebe.
Denn jeglicher Gedankenzug,
Für dich gethan, für dich geschlagen,
Steht hell in ihrem Lebensbuch
Als Segenssprüchlein eingetragen.

Drum halte an der Mutter fest,
Erst Gott, dann sie, die dich geboren.
Weh' dem, der seine Mutter läßt,
Sein Himmel ist mit ihr verloren,
Ein ahnungsvoller Schauer weckt
Das Herz, so ihre Liebe nährte,
D'rum treu der Mutter, bis dich deckt
Im Grab die letzte Scholle Erde.

Theodor Drobisch.

Feuilleton.

Der Ritt in die Töpfe. Als ich vor fünfzehn Jahren zu Weißenfels an der Saale eine Familie besuchte und einige Tage in deren Hause verweilte, fand ich daselbst eine hochbetagte Greisin, die so manch Erlebtes aus ihrer Jugend erzählte. Da machte mich eine Redensart der alten Matrone aufstützig, denn mehr als einmal gebrauchte sie die Worte: „Das war zur Zeit, als der Herzog in die Töpper ritt.“ Ich fragte die redselige Alte, wie dies zu verstehen sei, und durch meine Forschungen erhielt ich folgendes Resultat:

Kurz vor dem siebenjährigen Kriege ritt der Herzog von Sachsen-Weißenfels durch seine damalige kleine Residenz Weißenfels, als gerade der im Städtchen abgehaltene Topfmarkt zu Ende ging. Der Herzog hielt

plötzlich sein Roß an und sprach zu einigen Töpferweibern: „Na! wie ist der Handel abgelaufen?“ „Ach, Durchlaucht!“ sprach eine der Verkäuferinnen, „schlecht, kein Verdienst, das mechante Regenwetter war Schuld daran.“ „Werd's nachholen!“ rief der Fürst. Mit diesen Worten gab er seinem Roß die Sporen, ließ die Zügel locker, und — hurrah! ging's mit dem Pferde in die Töpfe und Bratpfannen hinein, daß Alles hagelte. Seine zwei Begleiter, ein paar Cavaliere, glaubten hier nicht die müßigen Zuschauer abgeben zu dürfen. Auch sie trieben ihre Pferde an und sausten nun ebenfalls auf der betretenen Bahn fort, daß links und rechts die Scherben um die Hufen flogen. Lachend bestellte der Herzog die Töpfer auf's Schloß, wo sie ihren durch den Ritt verursachten Schaden angeben sollten, um für jedes Stück Vergütung in baarem Gelde zu empfangen. Jetzt ging nun das Taxiren los und so manch defecter Henkeltopf wurde nun den Pferden zwar nicht in die Schuhe, sondern unter den Hufentritt geschoben. Endlich war die Rechnung gemacht und im Gänsemarsch zogen die Töpferweiber hinauf auf's Schloß, wo dann Jede ihre Entschädigung empfing und ein recht nettes Geschäft machte.

Im Volke bildete dieser hochgnädige Spaß lange noch gleichsam eine Periode. Wollte man eine Zeit angeben, eine Begebenheit von einem gewissen Moment datiren, so hieß es: „Es war zur Zeit, als der Herzog in die „Töpper“ ritt. Th. D.

Wahrer Edelmuth. Ein französisches Journal erzählt in der Lebensgeschichte des verstorbenen Erzbischofs von Bordeaux folgenden schönen Zug: „Eines Tages wurde ihm eine arme Frau angemeldet, die in tiefer Bedrängniß um ein Almosen flehte. — Wie alt ist die Frau? — Siebenzig Jahre! — Man reiche ihr 25 Francs. — Der Diener stutzte und sprach: Das ist wohl zu reich gespendet, die Frau ist eine Jüdin. — „Eine Jüdin?“ sprach lebhaft der Erzbischof, „da reiche man ihr auf der Stelle funfzig Francs, sie verdient diese Gabe für das schöne Zutrauen, welches sie zu einem Christen hegt.“

Die Zahl solcher Bischöfe ist wahrscheinlich nicht groß. Segen seiner Asche!

Künstler-Huldigung vor dreißig Jahren. Die Eisenbahn, welche so viele Umänderungen im Leben und Treiben der Menschen hervorgebracht, hat auch den Bühnenkünstlern einen kleinen Triumph geraubt. In dem Tagebuche eines ehemaligen Studenten, der sich 1826 zu Halle an der Saale befand, lesen wir im Monat Mai seiner Aufzeichnungen Folgendes: Mme. Neumann, so am Leipziger Theater mit Ruhm gastirt, kam nach Halle, wo sie mit Gutmüthigkeit Herrn Fehringer in seiner Benefiz-Vorstellung unterstützte. Uebervolles Haus! stürmischer Applaus! — Wir brachten das Wohl der Madame Neumann aus und 52 Studenten begleiteten den Reisewagen der schönen Frau bis zur nächsten Station.

Ein sonderbares Dokument besitzt ein Pariser Buchhändler. Es stammt aus der Zeit, wo der jetzige Kaiser Louis Napoleon von der Festung zu Ham entfloh. Es wurden dem Prinzen nämlich von seinem Freunde Fr. Degeorges, der die Zeitschrift: „Progrès du Pas de Calais“ herausgab, regelmäßig die Blätter durch die Post nach Ham zugeschickt. Nun kam an einem schönen Morgen die neueste Nummer mit der Adresse des Prinzen an, dieser jedoch war verschwunden, auf welche Art ist bekannt. Dem Postamt blieb also nichts Anderes übrig, als die laufenden Nummern an die Expedition jener Zeitung zurückgehen zu lassen und zwar mit der Bemerkung: „Ist abgereist, ohne seine Adresse zurückzulassen.“ Man soll dem jetzigen Besitzer dieses Couverts mit der Randglosse eine namhafte Summe geboten haben, der Buchhändler aber, ein reicher Mann, läßt sich durch Nichts verlocken und verwahrt dies Curiosum in seinem Portefeuille, als wenn es eine Tausendpfundnote wäre.

Das Eisenbahnwesen in Großbritannien und Irland muß jeden denkenden Menschen mit Ehrfurcht erfüllen, wenn man bedenkt, welche Summen, welche Menschenkräfte und Baumaterialien hierzu verwendet wurden. Zu dem Bau der Eisenbahnen daselbst waren 26 Millionen Querschwellen nöthig. Davon verschwinden alljährlich 2 Millionen, die natürlich ersetzt werden müssen, gleich den Schienen, die jährlich im Durchschnitt 20,000 Tonnen erfordern. Zur Herbeischaffung der Querschwellen ist im Lauf eines Jahres das Fällen von 300,000 Bäumen nöthig und 5000 Acres müssen jährlich gelichtet werden, um die benöthigte Masse zu bekommen, da ein gut gewachsener Baum nur sechs Stück liefert. Nun erst die Steinkohlen. Es ist Thatsache, daß auf den Eisenbahnstraßen in Großbritannien und Irland in jeder Minute das ganze Jahr hindurch vier Tonnen Kohlen und zwanzig Tonnen Wasser aufgehen.

Vermehrung der Insecten. Mehrfache Beobachtungen haben dargethan, daß eine einzige weibliche Stubenfliege aus sich selbst und durch ihre Nachkommenschaft in Einem Sommer über zwei Millionen Wesen ihres Geschlechtes hervorbringen kann. Der Naturforscher Réaumur hat durch Versuche bewiesen, daß eine einzige Blattlaus (Aphis) während der Dauer ihres kurzen Lebens die Mutter von 5,904,900,000 Abkömmlingen

sein kann. Von der Freßwuth mancher Insekten erzählt der Arzt und Naturforscher Unzer ein Beispiel. Er schnitt einen Ohrwurm mitten voneinander, warf beide Theile in ein leeres Weinglas und sah zu seiner Verwunderung, daß der eine Theil den andern verzehrte.

Die Zauberin heißt Halevy's neue Oper, welche jetzt zu Paris einstudirt wird und mit Pomp in Scene gehen soll. Der Text ist von St. Georges, welcher bereits bei Ablieferung des Buches in der Stärke von sechs geschriebenen Briefbogen 3500 Frs. als eine Abschlagszahlung empfing. — Dessen kann sich kein deutscher Dichter rühmen.

Herzog und Postillon. Da in neuerer Zeit so manche Anekdote, so mancher Charakterzug von dem ehemaligen Großherzog Carl August von Weimar in Erinnerung gebracht wird, so wollen wir auch ein Scherflein beitragen. Ein jetzt in Leipzig lebender Hausbesitzer und Lohnkutscher war in seiner Jugend zur Umgehung der Militairpflicht in Eisenach Postillon geworden. Einst muß er den Großherzog in der bekannten Jagdkalesche fahren und vollbringt die Fahrt in erstaunlich kurzer Zeit. Als der Großherzog aussteigt und die rauchenden, in Schweiß gebadeten Pferde erblickt, sagt er zu dem Postillon: Kerl, so hat mich noch Keiner gefahren, aber deinem Postmeister schonst du die Pferde nicht! — Durchlaucht, sagt der Schwager, ich schone gewiß mein Vieh und hab's lieb wie mich selbst. Bei einem andern Passagier, na: da kommt's nicht d'rauf an, wenn einmal ein bischen geleiert wird. Ein Herzog aber, na, den fährt man alle Jubeljahre einmal, das ist eine Ausnahme und da heißt's: Vorwärts! 's stürzt, was stürzt! — Der Herzog lachte wohlgefällig und ließ dem Postillon drei Speciesthaler als Trinkgeld auszahlen.

Zur Sittengeschichte des Buchhandels.

In dem „Betrugs-Lexicon, worinnen die meisten Betrügereyen in allen Ständen, nebst denen darwider guten Theils dienenden Mitteln, entdecket von Georg Paul Hönn. Zweyte Auflage. Coburg 1761, Findeisen" heißt es:

„Buchhändler betrügen: 1) Wenn sie eines andern Buchhändlers Verlags-Bücher heimlich nachdrucken lassen, und, damit ihre nachgedruckte Exemplaria desto eher abgehen mögen, solche, in Ansehung, daß sie den Auctorem eines Buchs nicht bezahlen dürffen, in geringern Preiß, als etwa der rechtmäßige Verleger thun kann, verkauffen, solchergestalt aber, daß des andern Verlag liegen bleibe, verursachen. 2) Wenn sie mit Wissen defecte Bücher vor vollständige den Käuffern anhängen, und da hernach diese den Defect inne werden, solchen unter der kahlen Entschuldigung, es sey der Defect von Buchbinder oder von ihnen, den Käuffern selbst, gemacht worden, nicht ersetzen wollen. 3) Wenn sie den in Collegiis Academicis geführten Discours berühmter Leute, welcher doch oft ohne behörige Connexion nachgeschrieben wird, ohne derselben Vorbewust zum Druck befördern, und damit man sie deshalber nicht in Verdacht habe, fremde und oft erdichtete Verleger dazu angeben. 4) Wenn sie alten, verlegenen und untüchtigen Büchern, so nicht abgehen wollen, einen neuen Titul geben, und, damit man solche vor Neue ansehen möge, dieselbe an den Seiten beraspeln, daß das schwarz-angelauffene Papier davon abgehe und hergegen das Weisse wieder hervor scheine. 5) Wenn sie die Jahrzahl auf den neuzuedirenden Büchern ein oder zwey Jahre voraus setzen, oder wenigstens etliche 100 Exemplaria mit einer neuen Jahrzahl, als man etwa zur Zeit, da ein Buch gedruckt wird, schreibet, versehen lassen, damit solche immer vor neue Bücher passiren mögen. 6) Wenn sie auf den Büchern zum Druck-Ort Amsterdam, oder sonst eine Holländische Stadt fälschlich angeben, damit die Materie dem Holländischen Druck gleich möge bezahlet werden. 7) Wenn sie zum Titul und auswendigen Lage-Bogen sauber und weißes, zu dem übrigen aber grobes und schwartzes Papier nehmen, mithin die Bücher nur den übertünchten Gräbern gleich machen. 8) Wenn sie, da Buchdrucker die Correcturen nicht mit übernommen, keine tüchtige und fleißige Correctores bestellen, und dadurch oft sowol dem Auctori, als auch dem Buch selbst einen nicht geringen Schandfleck anhängen. 9) Wenn sie ihren schlechten Büchern von vornehmen Leuten Praefationes vorsetzen, und solche darinnen aufs beste recommandiren lassen, damit die Käuffer dadurch desto mehr angelocket werden. 10) Wenn sie denen schon gedruckten Büchern, so nicht wohl abgehen, Accessiones geben, solche aber nicht à parte drucken, sondern jenen immediate anhängen lassen, damit diese jene mit verkaufen helfen. 11) Wenn sie bei wiederholter Auflage die Bücher vor vermehrter und correcter ausgeben, in der That aber am Buch weiter nichts, als daß editio secunda correctior, emendatior locupletior, u. s. f. auf dem Titul steht, vermehrt, auch, was die Accuratesse betrifft, oftmals noch schlimmer als die erstere gerathen ist. 12) Wenn sie den Titul eines Buchs von schon edirten und wohl abgehenden Schriften abborgen, und den Ihrigen auch vorsetzen, damit sie mit jenen in gleicher Maaß wol abgehen mögen. 13) Wenn sie ihre Verlags-Bücher durch die Herren Journalisten in ihren Monats-Schriften mit vielen Lobsprüchen, ohne Meriten, oder aber mit widrigen, ihnen aber doch vortheilhaften Judiciis, ohne Verschulden, recensiren lassen, damit sich die Liebhaber desto eher und begieriger finden mögen. 14) Wenn sie durch andere veranstalten oder geschehen lassen, daß ihre Verlags-

Bücher öffentlich refutirt, oder wohl gar confisciret, und durch den Scharfrichter verbrannt werden, damit solche hernach desto fleißiger gesuchet und desto theurer aufgekaufet werden. 15) Wenn sie Manuscripta unter dem Namen vornehmer und gelehrter Leute, so längst verstorben, drucken lassen, und darbey den wahren Auctorem ohne Noth verbergen, nur damit jene im Druck wegen des etwa berühmten Auctoris mit desto grösserm Applausu angenommen werden. 16) Wenn sie im Alphabet etliche Signaturen mit Fleiß überhüpfen, und aussen die Paginas aber und Materie richtig fortgehen lassen, damit sie bey Verstechung ihrer Bücher mit andern Buchhändlern, die auf Messen die Bücher genau zu collationiren nicht wohl Zeit haben, desto mehrere Alphabete oder Bogen geliefert zu haben, scheinen mögen.

„Mittel: 1) Daß diejenigen, welche den Buchhandel erlernen wollen, sich in Schulen länger aufhalten, und nebst dem Grund des Christenthums auch in der Litteratur einige Profectus machen, damit sie künftig von der Güte eines Buchs, so ihnen zum Verlag offeriret wird, selbst einigermassen urtheilen mögen, und nicht erst nach erlittenem Schaden klug gemacht werden. 2) Daß sie bey Antrag eines Buchs zum Verlag verständige gelehrte Männer darüber zu Rathe ziehen, und nicht alles, was ihnen vorkommt, annehmen, als wodurch hernach oft geschicht, daß sie durch angenommenen Verlag eines Buchs manches Capital dergestalt verlegen, daß sie es Zeitlebens nicht wieder finden können. 3) Daß hohe Obrigkeit eine besondere Buchhändler-Ordnung drucken, und darinnen obige Betrügereyen mit androhender harter Bestrafung und Confiscirung alles unbilligen Nachdrucks möglichst vorbeugen lasse, aber auch selbst nicht zweyen oder mehrern ein Privilegium über einerley Buch ertheile."

Humoralia. Zu T. im Voigtlande agirte unlängst eine kleine reisende Schauspielergesellschaft. Eines Abends sollte ein Stück gegeben werden, worin an der Tafelrunde eine Flasche Champagner vorkommt. Diese Ausgabe war zu groß für Directors Tasche und deshalb ließ er an selbigem Tage den Theaterzettel als Vermittler auftreten. Am äußersten Zipfel desselben, an der Südspitze, da pflanzte er das Vorgebirge der guten Hoffnung in folgender Annonce auf: „Da dies neue Stück außer den vielen Kosten eine Flasche ächten Champagner verlangt, so wendet sich die unterzeichnete Direction vertrauungsvoll an das verehrte Publicum, insbesondere Kunstmäcene. Wer vor Beginn der Vorstellung zur Erreichung des künstlerischen Zweckes eine Flasche Champagner an der Casse gratis abgiebt, dessen Gesundheit soll (wenn es gestattet wird) dann im zweiten Glase auf dem Theater mit Trompetentusch getrunken werden."

Jetzt hieß es nun im ganzen Städtchen: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp, und kauft eine Wittwe Cliquot?" — Aber:

Schweigend in der Abenddämm'rung Schleier
Liegt die Flur, das Lied der Haine stirbt,

und noch ist Nichts zu hören und zu sehen, denn zwei Thaler so mir Nichts, dir Nichts, zum Heil der dramatischen Kunst — nein, solche Waghälse gab es nicht in dem Städtchen. Die Kunstmäcene darin waren ebenso dünn gesä't, wie der Hafer auf dem Commun-Acker. Aber, noch ist Polen nicht verloren! Als herab vom alten bemoosten Rathhausthurm die Glocke Sieben geschlagen und der Sturmwind durch ersten Held und Liebhabers Frackflügel heult, die hier und da ein Loch hatten, noch größer als das in Carl Moor's Register, da — aus der Tannen Mitte kommt was hervor. Er ist's, er ist's, der Requisiteur und hoch in seiner Linken sieht selbst der Souffleur eine Flasche blinken. — Na, diesen Jubel! Freude war in Troja's Hallen, eine Flasche mit dem silbernen Haupt, „mein ist der Helm, und mir gehört er zu." — Der Souffleur, ein ausgetragener Junge, und — wie es in Hans Sachs heißt: „ein feiner Kenner" in solchen Dingen, hält den gesendeten König der Weine für einen falschen Demetrius. „Schweig, damit Dich Niemand warnt, es hat der Fusel Dich umgarnt!" ruft der Charakterspieler, der mehr denn dreißig Jahre schon bei der Lampe gearbeitet und 1827 zu Dippoldiswalde als Major Ferdinand dreimal bei offener Scene gerufen wurde. Die Champagnerflasche ist von einem Brieflein begleitet. Das gewichtige Siegel wird erbrochen und — Stehauf, halt' einmal meinen Hut! — beginnt der Director Folgendes zu lesen:

Ihr gabt uns für unsern dramatischen Durst
Statt Geist nur Schaum und Asche;
Drum nehmt statt Champagner — Wurst wider Wurst! —
Allhier diese Weißbierflasche.

Da griff in seines Zornes Wuth der Director nach der Flasche und holte aus, um sie zu zerschmettern an den Zinnen des Souffleurkastens. Aber mehr denn dreißig Hände griffen jetzt ein, um abzuwenden das Schreckliche. Urach der Wilde in zweiter Auflage ließ den Arm sinken, heftete seinen Blick auf das ungehobelte, mit etlichen Astlöchern versehene Podium und sprach mit dumpfer Stimme: „Ich erinnere mich, heut' einen armen Tagelöhner gesprochen zu haben, der elf lebendige Kinder hat. Dem Mann"... „Wollen Sie doch nicht etwa das Weißbier schenken?" rief der Souffleur. „Auf, zu den Waffen! führt alle Völker in's Gefecht!" — „die Flasche! ganz muß ich sie haben, ganz!" und — wie der Hund mit der Wurst über'n Eckstein springt — entfloh die erste Liebhaberin mit der Flasche, hob sie empor und rief mit Pathos: „Sie ist gerettet, ist gerichtet!"

Wirklich geschehen und — nicht erdichtet.

*** **Wie reimt sich dies zusammen?** Im Leipziger Tageblatt vom 3. November d. J. ist unter den verlorenen Sachen zu lesen: „Mein treuer gelb und weiß gefleckter Hund mit Maulkorb ist entlaufen. Eine Belohnung dem Bringer Gerberstraße 17, 2. Et. Caroline

Otto." — Also ein treuer Hund und dennoch fortgelaufen? Von dieser gelb und weiß gefleckten Tôle bitte ich mir einen Ableger aus.

Litteratur.

„Das Süßwasser-Aquarium. Eine Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben von E. A. Roßmäßler. Mit 1 Titelbild und 50 Illustrationen in Holzschn. Leipzig. Hermann Mendelssohn 1857." Allen Freunden der Natur, denen daran liegt, durch ein Aquarium ihren Zimmer-Decorationen einen besondern Schmuck zu verleihen, können wir vorliegende Schrift ganz besonders empfehlen. Dieses Stillleben der Natur in unseren vier Wänden, es hat einen Reiz, der unmöglich spurlos an einem gefühlvollen Herzen vorübergehen kann, wir fühlen uns gleichsam von einem Zauber umgeben, und man lächle nicht, wenn wir den Satz aufstellen: Jeglicher, der sich in seinem Zimmer ein Aquarium geschaffen, der gleichsam ein Stück Gottheit in der Natur vor sich aufgestellt, muß jedenfalls ein guter Mensch sein. Der Inhalt von Roßmäßler's mit großer Sachkenntniß geschriebenem Buche zerfällt in 14 Theile, welche den Naturfreunden hinlängliche Belehrung und Anleitung bei Herstellung und Pflege eines Aquariums geben. Der Verbreitung naturwissenschaftlichen Strebens bis in das Wohnzimmer ist in dem Buche vollkommen Genüge geschehen und aus diesem Grunde hier nochmals Allen empfohlen, die Interesse an einem Gegenstand hegen, der unsere Leidenschaften mildert, den Geist zu sinnigen Betrachtungen stimmt und durch das Walten der Natur im Kleinen den Urgeist ahnen läßt, der liebeathmend durch die weiten, unbegrenzten Räume der Schöpfung geht.

, „Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchive zu Dresden von Dr. Carl v. Weber, Ministerialrath, Director des Haupt-Staatsarchivs. In zwei Bänden. — Erster Band. Leipzig 1857. Bernhard Tauchnitz." Staatsarchive mit ihren vergilbten Urkunden und bestaubten Acten sind für die Historie, Cultur- und Menschengeschichte, die Rechtspflege und sonstige interessante Mittheilungen eine wahre Fundgrube, wo der fleißige Forscher auch ohne Wünschelruthe eine Schatzausbeute machen kann, die von hohem Werthe ist. Zeuge davon ist vorliegendes Buch. Die Geschichte — die weit öfter spricht, als man sie vernimmt, die öfter vernommen als verstanden, öfter verstanden als befolgt wird — sie tritt uns hier vielfältig in den Blättern entgegen, und die Curiositäten aus dem Volksleben, Justiz- und anderen Verwaltungsfächern sind nicht nur höchst ergötzlich, sondern liefern auch einen Beweis, wie mangelhaft sich noch vor funfzig bis hundert Jahren das Wesen derselben gestaltete. Wer sich hier mit dem ersten Theil des interessanten Buches vertraut gemacht, sieht gewiß mit Spannung dem Erscheinen des zweiten Theiles entgegen. Wenn wir uns eine Bitte an den Herrn Verfasser erlauben dürfen, so sei es diese: Enthüllungen und Schilderungen aus der Zeit zu geben, wo der leider einst so mächtige Minister Graf von Brühl die Zügel seiner Willkür schießen ließ. An Material dazu kann es nicht fehlen, und die Rücksichten, welche in Betreff dieser Sache frühere Geschichtsschreiber walten ließen, haben jedenfalls in unsern Tagen ihre Berechtigung verloren. Th. D.

Trewendt's Volkskalender für 1858. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. Preis 12½ Sgr. — Der uns vorliegende vierzehnte Jahrgang dieses allgemein beliebten Kalenders zeichnet sich wie seine Vorgänger ebenso durch seinen belehrenden und erheiternden Inhalt, wie auch durch die ihm beigegebenen höchst gediegenen acht Stahlstiche aus. Zu Ersterem gehören außer den gewöhnlichen Kalender-Tabellen ein sehr praktischer Datumzeiger, so wie eine Tafel zur Angabe der Anzahl der Tage von jedem Tage eines Monats bis zu demselben Tage irgend eines andern Monats, sehr interessante Erzählungen von Gustav Nieritz und Karl von Holtei, Gedichte von Rudolf Löwenstein, Gottschall, Karl von Holtei und Auguste Bernhard, Marinegeschichten von Heinrich Smidt, Reiseskizzen von Hans Wachenhusen, lustige Kyau-Geschichten von Franz Hoffmann, ein Aufsatz von A. Duflos über das Wasser, Technologisches von W. Scharenberg, und zum Schlusse Anekdoten, mannichfaltige Notizen und eine historische Uebersicht bis Juni 1857. — Vergleichen wir Trewendt's Volkskalender mit den ihm voraufgegangenen, bis hinauf zu den Kalendern der ältesten Völker, welche damit weiter nichts als die Eintheilung der Zeit bezweckten, so finden wir in der allmäligen Vervollkommnung dieser Jahrbücher eine ganze Culturgeschichte der Menschheit, deren Höhepunkt durch den Trewendt'schen Kalender markirt wird. Derselbe empfiehlt sich zum vielseitigsten Gebrauch für Jedermann von selbst.

Berliner Taschenkalender auf 1858. Berlin, Verlag von Trowitzsch u. Sohn. Pr. 15 Sgr. — Ein reizendes Büchelchen für Damenhände, geschmückt mit einem feinen Stahlstich und anmuthigen Gedichten: Der Geiger; Zu Zwei'n; Zuversicht; Nur Rosen; Maitrank; Der zerbrochene Blumenhalter; Mit einem Rosenstock; Im Sommer; Sehnsucht; Schwere Stunden; Abschied; Die Wolke; Matrosenabschied; Der Falkonier; Lord Lester; Hamedy. — Mit solcher zierlichen Ausstattung eines Tagebuchs, das täglich an den Geber der Gabe erinnert, lassen sich Herzen erobern!

Theater.

Berlin. Montag, den 2. November, führte die Königsstadt zum Benefiz des sehr verdienten Regisseurs Keller das Drama „der Sohn des Wucherers" von A. E. Brachvogel auf. Für Berlin war das Stück Novität, obgleich es schon 1852 geschrieben ist, also lange zuvor, ehe der Narziß dem Autor Ruf verschaffte. Von den 4 Aufzügen sind der 2. und 3. die wirksamsten für die Bühne, wie denn überhaupt das Ganze als Bühnenwerk bedeutender ist, denn als litterarisches Product. Gespielt wurden die Haupt-, wie die Nebenrollen auf's Beste. Was dies Theater zu leisten vermag, das wurde aufgeboten von den Darstellern. Der Benefiziant Herr Keller gab den alten Gottfried Dorwall, Fräul. Hintz dessen Tochter Adele, Hr. Mittell den Alfred Dorwall, den Helden des Stücks. Letzterer besonders empfing Beifall die Menge. Nach Act 2 und 3 erschien auch Brachvogel an seiner Hand. — Eine einactige Posse beschloß den Abend: „der Allerweltshelfer", nach dem Französischen von Salingré. Durch Helmerding's drastische Komik (er gab den Brenner) wurde zwar viel Gelächter im Publikum erregt, aber lange wird die Blüette nicht auf den Brettern dauern.

Moden-Bericht aus Paris.

Wir fahren heute fort, ernstlich von den Wintertoiletten zu sprechen und von dem Neuesten, was uns die Mode darbietet, denn unsere ersten Magazine geben ohne Rückhalt die Geheimnisse der Mode Preis; und das Haus Delisle entfaltet die prachtvollsten Stoffe.

Wir nennen zuerst eine Anzahl reizender Bournousse zur demi-toilette für die Stadt; der eine von Tuch, die anderen in neuen wollenen Stoffen in verschiedenen Farben, einfarbig, gestreift gerippt oder gesprenkelt. Diese Bournousse haben den graziösesten Schnitt, den man sehen kann. Die Stoffe sind warm, weich und prächtig; die Verzierungen außerordentlich mannichfaltig und distinguirt.

Ich empfehle besonders den Bournouß in wollenem Kaschmir, grau und schwarz gesprenkelt, mit glatten Puscheln in silbergrauer Seide.

Der „Laïra" ist ein Shawl-Bournouß in schwarzem Sammet, sehr weit, mit doppeltem Ueberschlag, einen Longshawl bildend; schottischer Sammet in beliebiger Breite rahmt ihn rings herum ein; auf dem Shawl sind die schottischen Streifen längs gesetzt, was dem Bournouß ein gewisses distinguirtes Ansehn giebt; außerdem ist er durch und durch mit Atlas gefüttert und zwei Mal mit kleinen passenden Fransen besetzt.

Der „Mousquetaire" hat etwas Degagirtes oder Ungezwungenes, im Einklang mit seinem Namen; er ist weit, einfach, elegant und zeichnet sich aus durch ganz originelle Aermel, eben mit einem Achselstück und garnirt mit Schnürchen von Posamentierarbeit.

Wir können nicht alle Modelle beschreiben aus dem Hause Delisle, weil sie zu mannichfaltig sind und einen Band ausfüllen könnten, aber ich nenne noch den Mantel „Trouvère" in Flaumfeder von Schwan. Schon der Name ist ganz poetisch, indem man glaubt, eine Ballade zu hören, — er ist nun einmal so getauft — und aus einem neuen Gewebe zusammengesetzt, das ganz ausschließlich dem Hause Delisle angehört; man möchte sagen eine Art Pelzwerk von Marabouts. Die Form des Mantels ist sehr weit, den Rücken bilden breite Falten; die Aermel sind umfangreich und fallen herab bis auf's Ende des Mantels. Das Gewebe, Flaumfeder von Schwan, ist schwarz mit farbigen Streifen, oder mit kleinen Flammen gleichfalls farbig. In hellen Farben ist es reizend zu Ueberwürfen zum Ball.

Jetzt zu den Kleiderstoffen. Wir möchten sie alle beschreiben, indem wir diese aufgehäuften, reichhaltigen Stoffe bewundern, und doch muß man nothwendig dem Enthusiasmus Grenzen setzen; zuerst diese kostbaren Moirées-antiques, einfach oder mit Bouquets durchsäet, auch mit Guirlanden oder Streifen; dann wieder einfarbige Atlasse, schwarz oder in hellen Farben; schwere Seidenstoffe, glänzend, anschmiegend, dick wie Sammet. — Eine solche schwere Atlas-Robe ist von ewiger Dauer wie die von Sammet, denn sie kann viele Veränderungen erleiden, und ihre letzten Ueberreste werden immer noch schön genug sein zu allerhand Kleiderbesätzen. Unter den reichen Stoffen muß ich eine Robe à volants nennen, auf welchen reizende Korallenzweige sich herabschlängeln; nichts ist graziöser. Andere sind mit Zeichnungen, welche Edelsteine nachahmen, diese kann man kaum beschreiben, und ihr Effect ist feenhaft.

Man trägt große und kleine Dessins nach Belieben, die ersteren hauptsächlich zur vollendeten Toilette; sie sind im Allgemeinen reicher und von größerm Effect. In Stoffen von Seide und Wolle, Seide und Baumwolle und ganzer Wolle haben wir reizende Verschiedenheiten bemerkt, kleine Dessins und viel mit Querstreifen.

Zu Besätzen der Roben bleiben die Volants Mode;

aber Mad. Judenne, deren guter Geschmack so bekannt ist, macht auch doppelte Röcke mit aufwärts steigenden Besätzen von Sammet oder Posamentierarbeit.

Die geschlossenen Aermel sind allgemein zur einfachen Toilette angenommen.

Die offenen griechischen Aermel mit langer Spitze bleiben das Eigenthum der Abendtoilette.

Bald werden wir auch von den Balltoiletten sprechen können, und Mad. Judenne bereitet schon die graziösesten Neuerungen vor.

Die großen Schooßtaillen werden mehr als jemals getragen, und sie haben noch an Länge zugenommen; man sieht sie in Tuch, daß sie gleichsam einen doppelten Rock des Kleides bilden. Man müßte sie umtaufen und Ueberwürfe nennen — das wäre richtiger.

Der Luxus in feiner Wäsche nimmt immer zu, und Mlle. Anna Loth erfindet jeden Tag neue Wunder zu diesem Zweck; ihre kleinen Fantasiehäubchen, ihre Tücher zu ausgeschnittenen Kleidern und ihre eleganten Unterärmel sind wunderschön.

Für diese Jahreszeit sind auch die Halbschleier durchaus unentbehrlich; wir nennen M. Ferguson, dem wir die echten Spitzen von Cambrai verdanken, und der eine reiche und distinguirte Auswahl hat, ebenso in Shawls, Mantillen, Volants zu Kleidern, Garnituren, Coiffüren, Kragen, Aermeln u. s. w. Ihre reichen Dessins lassen sie mit den Spitzen von Chantilly verwechseln, und man muß wirklich ein sehr geübtes Auge haben, um sich nicht zu täuschen; und Dank sei es dieser Vervollkommnung — eine jede Dame kann sich dieser Spitze bedienen, denn die Spitze von Cambrai hat ihr reelles Verdienst, ihre Art ist ganz besonders schön und distinguirt, und deshalb von den vornehmsten Damen in Gnaden aufgenommen.

Noch muß ich einige Hüte von Madame Alphonsine nennen; wir sahen sehr reizende Modells bei ihr, von denen ich nur einige hervorhebe:

Ein Hut von weißem Rips, die Passe von schwarzem Sammet; der Fond ist bedeckt mit einer Fanchon von Chantilly-Spitze, unter welcher, beinahe über dem Ohr, eine große Rose saß. Inwendig Rosenknospen mit Spitzen.

Zweitens ein Hut von weißem Sammet, ganz reich besetzt mit Blonde und mit weißen Federn verziert. Inwendig Trauben von Früchten in ponceau Sammet.

Drittens ein Hut von schwarzem Sammet, die Passe in Taffet, goldknöpfchenfarben, bedeckt mit einer Resilla in schwarzer Chenille mit hängendem Schmelz. Inwendig beliebige Sammetblumen.

Hüte von Kaschmir-Filz sind sehr verschiedenartig und bleiben von feiner Einfachheit. Man hat zu ihrer Verzierung Blumen und Früchte von demselben Stoff und Farbe angefertigt, was sehr distinguirt ist.

Erklärung des Modekupfers.

1. Visiten-Toilette. Weißer Kreppхut, bedeckt mit einem schwarzen Tüllnetz, das mit kleinen schwarzen Schmelzperlen gestickt ist. Außerdem garnirt mit Blonden und mit kleinen Schmelzeicheln, um den Rand des Schirmes und Bavolets mit einer weißen Krepp-Rüsche. Schwarzes, sehr einfaches Taffetkleid, am Leibchen und den Aermeln mit Agraffen von Posamenterie und Schmelz garnirt. Das Leibchen ist hoch und glatt, mit einer Art Shawl besetzt, der, an der Schulter sieben Centimeter breit, sich vorn bis zu drei vermindert: er ist mit einer Franse Tom-Pouce und mit Posamenterien besetzt. Der Aermel ist sehr weit, und beinahe ebenso lang als der Arm, er ist oben an der Schulter unter einem Jockey, und am Handgelenk unter einem Prischen in Falten gelegt. Seine Garnirung bilden Fransen und Posamenterien. Der doppelte Rock, welcher vorn offen ist, wird nur durch einen Saum garnirt.

2. Herbst-Toilette. Sammethut mit Federn, schwarzen Blonden und sammetgestreiftem Bande garnirt; im Innern Bandeau und Rüschen von Blonde. Kleid von Moirée-antique, Bournouß von sogenanntem Bärentuch; d. h. mit ziemlich langer Wolle und getigerter Innenseite ohne Futter. Derselbe ist mit langen Quasten von gedrehter Seide verziert und mit einer seidenen Borte von der Farbe des Mantels eingefaßt. Des Kapüchon und der Kragen sind aus einem Stück; der Aermel ist von dem Bournouß apart geschnitten, derselbe erweitert sich von oben ab und fällt nach hinten sehr lang herab; eine Quaste garnirt die vordern Enden. Hinten ist der Bournouß sehr weit, in Form eines Talma geschnitten.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

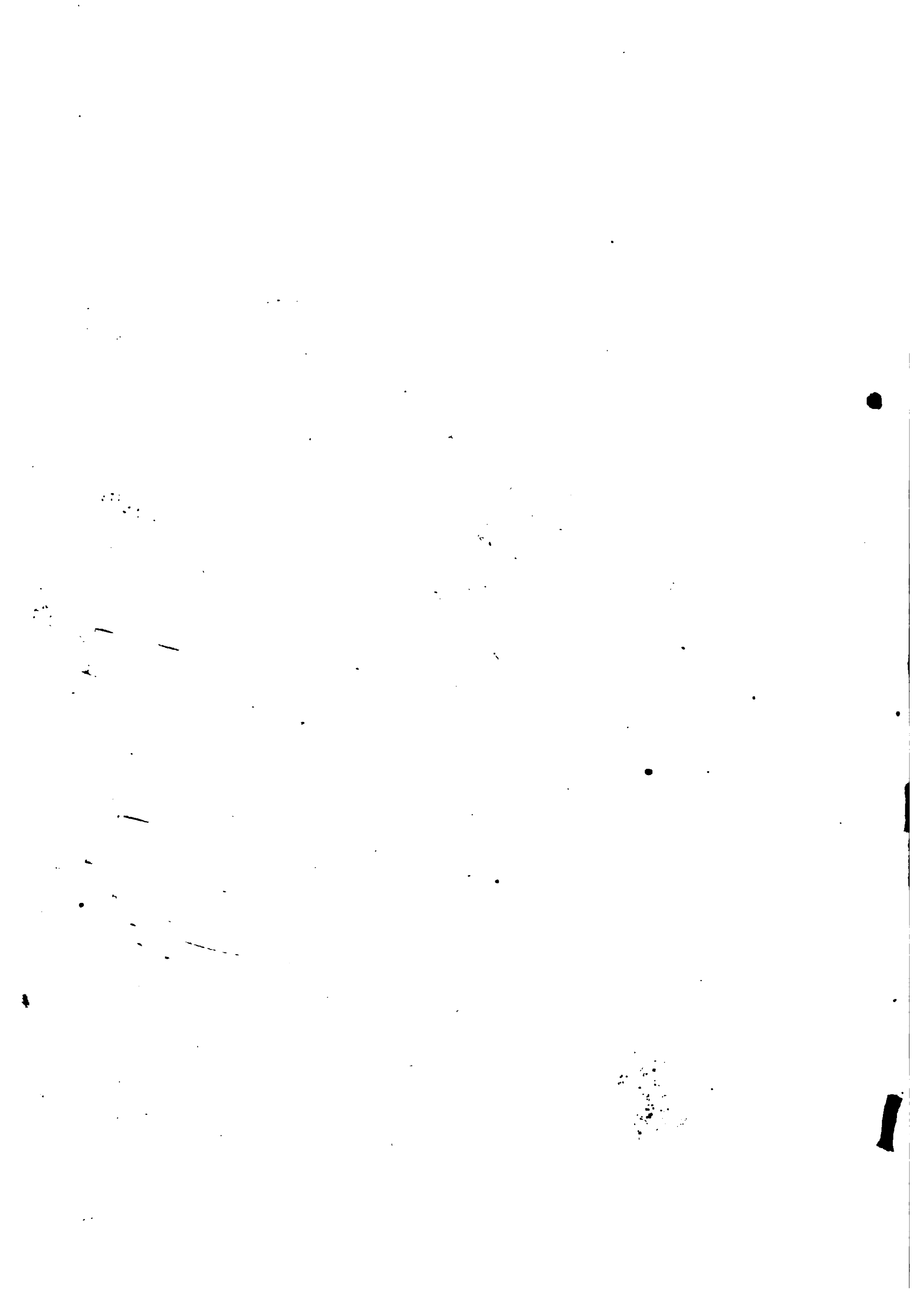
Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder 2c.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.





№ 47. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von $1^1/_2$ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

(Fortsetzung.)

Sie müssen wissen, fuhr Marie ruhiger fort, daß wir nicht immer in dieser bösen Lage gewesen sind. Die Mutter hatte dem Vater ein paar hundert Thaler mitgebracht und ich weiß selbst noch, daß unser Haus schuldenfrei war. Das waren sehr schöne Zeiten, Herr Hartleben. Die Mutter war damals noch eine gar lustige Frau, sie sang den ganzen Tag in der Küche und auf dem Boden; und der Vater arbeitete fleißig und verdiente viel; denn der Vater ist gar geschickt. Mich konnten die Eltern in die höhere Mädchenschule schicken — ja, ich bin ein Jahr lang die Erste in der ersten Klasse gewesen. Kurz, es war eine schöne Zeit. Da kommt der Vater plötzlich auf die unglückliche Idee, in den Steinen unter unsrem Berggarten müsse Silber liegen, weil er dort ein Stück Silbererz gefunden hatte. Er läßt sich einen Schein geben und läßt arbeiten, und sie machten ihm die besten Hoffnungen, aber sie haben doch nichts gefunden. Dabei ging unser Vermögen darauf; wir kamen in Schulden und obendrein hatte der Vater die Lust zum Arbeiten verloren. Endlich kamen die Juden und brachten uns vollends in die Tinte. Sie glauben nicht, wie weh das thut. Wenn ich jetzt die Mutter ansehe und denke, wie sie früher gewesen ist, dann will mir das Herz brechen. Sie macht es gewiß nicht lange mehr und wen hab' ich dann noch?

Heinrich wollte sagen „dann haben Sie immer noch mich. Ich will Ihnen ein treuer Freund bleiben Zeit meines Lebens.“ Aber das kam ihm, so herzlich es auch gemeint war, dem tiefen Schmerze Mariens gegenüber, nur wie eine platte Albernheit vor; wie denn tieffühlende Menschen das Wort stets für eine Entweihung des reineren Gedankens zu halten geneigt sind. Er faßte deshalb nur ihre Hand mit mehr als mitleidiger Wärme und blickte ihr flehend in das sonst so klare, braune Auge, aus dem jetzt helle Thränen quollen. Ihre Hand erwiederte leise den Druck der seinen. Es that ihr so innig wohl, eine Seele gefunden zu haben, die mit der ihren fühlte, daß sie alle gefaßten Vorsätze vergessend unwillkürlich noch einmal Heinrichs Hand erfaßte, als diese der ihrigen entglitten war. Die zarte Zurückhaltung und das innige Mitgefühl, das ihr Heinrich bewiesen hatte, zeitigten ihre noch kaum knospende Liebe zur rasch sich entfaltenden Blüthe, die, obwohl verschämt, sich kaum mehr verbergen wollte. Mit einem Schlage durchrieselte es den jungen Körper wie Fieberfrost und Hitze; es drang durch die erglühenden Fingerspitzen zu Heinrich

hinüber und bewältigte auch diesen. Sie waren ja Beide so wahr, so rein, einander so ähnlich; Beide standen den gewaltigen Naturmächten zu nahe, um nicht von denselben überwältigt und in dieser Knechtschaft erst vollkommen frei zu werden. Ein Gefühl tiefinnigster, übermenschlicher Seligkeit ergriff ihn mit Himmelsgewalt. Rasch und kühn umfaßte er ihren schlanken Leib und zog die Erschrockene, deren Widerstreben schon vorher durch den Kampf entgegengesetzter Gefühle und des augenblicklichen Schmerzes gebrochen war, mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt an sich heran.

Marie, meine, meine Marie!

Weiter vermochte er nichts zu sprechen. Der Sturm, der ihn durchtobte, berauschte und überwältigte ihn. Er bog sich zu ihr nieder und küßte ihr mit liebeheißen Lippen die Thränen aus den Augen, lieben Augen, die jetzt verschämt und verwirrt den Boden suchten.

Es dauerte lange, ehe Marie sich so weit wieder frei zu ringen vermochte, daß sie wenigstens zu zürnen versuchen durfte.

Ist das Recht, Herr Hartleben? Mich so zu überrumpeln! Wie dürfen Sie — —?

So darf ich nicht, Marie? Marie, sprich, darf ich nicht? Habe ich kein Recht, gar kein Recht?

Wie können Sie noch fragen?

Sie sah ihn fest an und wollte schmollen, aber der Wille hatte schon sein Recht über ihre Mienen verloren. Ihre Augen sprachen von Liebe, während die Lippen sich zürnend aufwarfen. — Sie wollte gehn und vermochte keinen Schritt zu thun: kaum konnte sie dem stürmischen Drange, der sie von Neuem an Heinrichs Brust zog, widerstehn.

Heinrich fühlte in sich einen neuen Menschen, einen Gott erwachsen. Die Gewißheit, geliebt zu werden, erweckte in ihm eine Kraft, die wie Atlas den Himmel hätte tragen mögen. Er zog Marien von Neuem an sich heran.

Marie, du Gute, Liebe, ich weiß, daß ich so viel Glück nicht verdiene, aber sag' mir, hast Du auch mich gern, hast Du mich nur ein klein wenig lieb?

Sie antwortete nicht, sie sah ihn nur mit einem Blicke an, der ihm bis tief in das Herz hineindrang, und schmiegte sich inniger an ihn.

Plötzlich aber aufspringend entrang sie sich erschrocken seinen Armen. Mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan?

Was hast Du, mein Kind?

Dein — Ihr Vater, Ihre Braut!

Mein Vater? Marie, mein Vater ist so gut, so gut, und ich bin sein einziger Sohn, das einzige Band, das ihn noch an meine Mutter knüpft, die er liebte, wie ich Dich liebe. Er wird sich mit mir freuen, wenn ich ihm eine Frau in das Haus bringe, die wie meine selige Mutter unsren Wohlstand mit genießt und doch segnend vermehrt. Er wird, er muß Dich lieben, wie ich Dich liebe. Nein, so kann Dich kein Mensch, so kann Dich Gott nicht lieben.

Aber Sie müssen ihm dennoch schreiben, gleich heute schreiben. Ohne seinen Willen kann ich Ihre Braut nicht werden. Ich mag nicht Zwietracht zwischen Euch säen.

Marie, bedenke — —

Nein, das ist mein fester Wille, Heinrich! Du schreibst ihm noch heute, nicht wahr? Aber denkst Du auch an Deine Sidonie?

Du Schelmin, weißt wohl, daß nur die übertriebene Gewissenhaftigkeit meines Vaters mich nöthigen wollte, sie zu heirathen. Was mich betrifft, so —

So dankst Du Gott, daß Du mich nicht zu heirathen brauchst und ich danke Dir für das schöne Compliment, Herr Vetter.

Die Liebenden hatten in ihrem süßen Taumel die nahenden Schritte Sidoniens und des Assessors überhört und blickten nun erschrocken zu den Eindringlingen auf.

Diese weideten sich lange am Schrecken der Ueberraschten.

Siehst Du wohl, Du heimliche Sünderin, sagte Sidonie endlich lachend, siehst Du, daß ich Dich fange, Dir in die Karten sehe? Du Piratin, die mir meinen lang bestimmtem, meinen heißersehnten Bräutigam wegkapert!

Sidonie!

Nun, gräme Dich nicht, Herzchen. Ich zürne Dir nicht, und das mag zugleich seine Strafe sein. Hättest aber doch wenigstens auf die Brautschau gehn sollen, Heinrich. Des Ansehns bin ich doch wohl werth? Wie?

Verzeihung, beste Cousine. Aber ich wußte nicht —

— daß ich des Anschauens werth war. Da sieh Dir Deinen ungalanten oder übergalanten, blöden Heinrich an, Marie, und hüte den Burschen. Also, wenn Du mich gekannt hättest, wärst Du doch vielleicht gekommen? Ei, ei, Marie, hüte Dich! —

Aber komm, Vetter, wir wollen uns versöhnen. „Reich mir die Hand zum Pfande!" wie der steinerne Gast im Don Juan singt. Also abgemacht und Frieden geschlossen! Nun will ich Dich, meine Kleine, in die Beichte nehmen, und wenn es möglich ist, absolviren.

„Komm, Alice, komm zu mir!"

Die Mädchen gingen leise plaudernd, Arm in Arm im Garten auf und ab, über den sich allmälig die hereingebrochene Abenddämmerung breitete, und überließen die allein zurückgebliebenen Freunde ihrem Schicksale.

Du läßt also nunmehr auf der Rhede des ehelichen Glücks, begann endlich, da die innere Seligkeit unsren

Heinrich schweigsam gemacht hatte, der redselige Assessor, und machst Dich bereit, in den ersehnten Hafen einzulaufen. Wer auch schon so weit wäre, als Du Glücklicher! Offen heraus und ohne Schmeichelei, das ist der gescheuteste Einfall, den Du gehabt hast, so lange ich Dich kenne.

Heinrich drückte die Hand des Freundes, als ob dieser ihm statt einer kleinen Malice die angenehmsten Dinge gesagt hätte; denn schon bedauerte sein gutes Herz den Freund, der nicht so glücklich war, als er selbst.

Du bist also noch zu keinem Resultate gekommen, Karl? Ich glaubte schon, weil Ihr zusammen kamt —

Nein, mein Bester. Die Begegnung war rein zufällig: und wenn sie es nicht gewesen wäre, was ginge es Dich an? Doch zur Sache, wie wir Juristen sagen, wenn wir recht weit von der Sache abschweifen wollen. Ich liege noch immer am Teiche Bethesda und harre auf den Engel. Du mußt den windigen Seraph spielen, wohl oder übel. Der liebenswürdige Drache, die lächelnde Pestilenz, die ich zu meiner verehrlichen Schwiegermutter machen möchte, hat Wind von Deiner Ankunft erhalten und deshalb sind meine Aussichten sehr windig geworden. Ich dächte, das wäre Wortwitz genug für einen zweiten Fritz Butterweck. Kurz, wenn Du so viel Aufopferung im Herzen trägst, als ich Liebe, Humor und Verzweiflung — die Mischung kommt mir wie Homers Göttertrank aus Honig, Wein und Käse vor — und wenn Dich meine lange Periode nicht verwirrt hat, so — so wirst Du selbst wissen, was Du zu thun hast. Ich halte es für das Beste, wenn Du nunmehr selbst ihr in das Quartier rückst, den blöden Heinrich abstreifst, und ihr wie ein Heinrich der Löwe Deine Meinung sagst. Pfui über den Wortwitz, dem der bewußte Göttertrank bleischwer im Magen liegt.

Heinrich bekam durch diese Zumuthung zwar einen Rückfall in die alte Befangenheit, aber er mußte doch schließlich bekennen, daß dies der einzige Weg sei, auch seinem Freund schnell zu dem Glücke zu verhelfen, das er selbst genoß, und sagte die verlangte Hülfe zu. Er hätte jetzt alle Welt mit den schwersten Opfern glücklich machen mögen.

Des Assessors Humor war keine Hungerquelle, sondern floß zum Schrecken des heute weichgestimmten Freundes fast zu schnell wieder in vollen Strömen. Ja, des Ersteren kleine Schadenfreude konnte es sich nicht versagen, eine Parallele zwischen den beiderseitigen Schwiegereltern zu ziehn und dem armen Heinrich etwas unvorsichtig einen Wermuthstropfen in den süßen Kelch fallen zu lassen, indem er der häufigen Besuche gedachte, welche Vater Kellermann dem „Herrn Bruder Banquier pumpandi causa“ abstatten würde.

Dein Vater wird eine rechte Freude haben, fügte er endlich hinzu, einen so speculativen Kopf in das Geschäft ziehn zu können. Ich habe mir sagen lassen, daß große Handlungshäuser eigens dazu begabte Menschen halten, die nur herumbummeln, Cigarren rauchen und hin und wieder eine gute Idee haben. Zu dem Geschäft eignet sich Dein Herr Schwiegervater vortrefflich.

Der vom Assessor angeregte Ideengang nahm aber in Heinrichs Seele eine ernstlichere Richtung, als der Erstere bezweckt hatte.

Leider, sagte Hartleben, hast Du nur zu Recht. Ich kenne meinen Vater und weiß gewiß, daß er sich über Marien freuen wird, sobald er sie kennen lernt. Aber er kann keine faulen Menschen leiden, und Kellermann wird ihm ein Stein des Anstoßes sein. Von dem Mangel an Bildung will ich gar nicht sprechen. Denn ich lege kein besondres Gewicht auf diese sogenannte Bildung, die des Anstandes halber am liebsten auf den Händen ginge, weil sie so der Natur am fernsten stände. Aber es ist doch recht fatal, daß mein künftiger Schwiegervater durchaus nicht zu uns paßt.

Der Assessor sah ein, daß er den bedenklichen Freund von dem gefährlichen Thema zum Allgemeinen ablenken müsse. Du bist doch ewig ein Querholz, warf er deshalb, nachdem er den nöthigen Athem zu einer langen Periode geschöpft hatte, mit seinem lustigsten Lachen ein, ein Querholz, das sich selbst den Weg zum Glücke verrammelt. Spricht der Mann noch eben so verständig von der vermeintlichen Bildung, daß es mir eingefleischtem Aristokraten und Bildungsfeinde im Herzen wohlthut, aber nur, um gleich darauf den eignen Vortheil zu verkennen. Als ob sich für das Glück, einen ungebildeten Schwiegervater zu haben, nicht ebenso vernünftige Dinge sagen ließen, als über das, auf einem Ohre taub zu sein. Ei freilich ist unsre allgemeine Bildung nicht ein Künstler-, sondern ein Virtuosenthum, das einige eingelernte Takte mit Fertigkeit herunterorgelt. Noch öfter ist es nur Convenienz, sich für gebildet zu erklären, weil man sich gegenseitig zu Kaffee ohne Cichorien einladet und in seidenen Kleidern in Seide rauschende Besuche empfängt. Die höchst Gebildeten sind immer nur lackirte Russen, wie die Russen lackirte Bestien sind. Wir fletschen immer noch die Zähne, wenn wir auch schulgerecht, aber mit gierigen Seitenblicken auf den Fleischerladen des Materialismus, über den Knittel springen, den die Abstraction vom Lebenszaune gebrochen hat, und wenn wir auch vor unsrer eignen unerhörten Würdigkeit Serviteur machen. Ueberhaupt renommirt man mehr, als man sollte, mit dieser Bildung, die nach dem Urtheile der Aesthetiker den Unterschied zwischen Mensch und Thier bilden soll. So unterscheiden sich auch Hund und Katze durch Bellen und Miauen und nennen wahrscheinlich den Unterschied Bildung. Mit kurzen Worten, Du kannst Dir gratuliren, und ich wünschte nur, ich bekäme eine eben so bequeme, ungebildete Schwieger-

mutter, während sie, leider Gottes, überaus gebildet ist und sogar goldne Boutons in den Ohren trägt. Ad vocem, Boutons. Was ist aus Deinen Ohrgehängen geworden?

Heinrich, der sich nur zu gern von dem unangenehmen Gedankengange hatte ablenken lassen und zuletzt völlig überzeugt und sogar erheitert worden war, sprang plötzlich auf und nach dem Hause.

Wo wollen Sie, wo willst Du hin, Heinrich? rief ihm Marie erschreckt nach; denn auch ihr war das gefundene Glück noch so neu, daß sie kaum an dessen Bestand zu glauben wagte und in jedem Augenblicke aus ihrem Himmel herabzustürzen fürchtete. Heinrich aber hörte nicht und stürmte weiter.

Zu ihrem Troste kehrte er bald zurück, um den Schatz, der ihn jetzt so klein, so ihrer unwürdig dünkte, in ihre Hand zu legen. „Aber Heinrich! Das ist ja viel zu gut für mich. Wann hast Du das gekauft?“

Da sehn Sie nun, Fräulein Marie, erwiderte der stets schlagfertige Assessor, welcher inzwischen hinzugetreten war, für seinen Freund, daß Heinrich doch den Vater Banquier nicht ganz verleugnen kann. Alles praenumerando. Glauben Sie wohl, Fräulein, daß er die Ringe schon am Tage nach seiner Herkunft gekauft hat, um bei der Verlobung nicht in Verlegenheit wegen eines Geschenkes zu gerathen? Ist das nicht wahre Divinationsgabe?

Marie sah ihren Heinrich fragend an.

Er hat ganz Recht, Marie. Ich gestehe Dir jetzt offen, ich habe gehorcht, als Du treue Seele Deine Ohrringe für Deine Mutter —

Marie erglühte, als habe sie sich der Handlung, die ihr Heinrichs Herz erworben hatte, zu schämen.

So schweig doch, Du Böser, rief sie und zog ihn und Sidonie nach der Laube.

Längst war die Sonne hinter den Bergen, die sich jetzt kaum noch in dämmernden Umrissen erkennen ließen, zur Ruhe gegangen, schon trat Stern an Stern leuchtend hervor und noch immer saßen beide Paare in traulichen Gesprächen zusammen. Die Linde, welche die Liebe der jungen Herzen hatte keimen sehen, breitete ihre Aeste segnend über die Glücklichen aus.

V.

Die Frau Commerzienräthin Finke war eine überaus gebildete, überaus freundliche Dame. Das konnte Niemand bestreiten, der sie besser kannte, als ihre Dienstboten. Letztere freilich zuckten zuweilen zu solchen Lobeserhebungen die Achseln und verriethen damit deutlich die angeborne Böswilligkeit der niederen Gesellschaftskasten, wegen deren die Commerzienräthin in jedem Vierteljahre mindestens zwei Mägde und halbjährig eine Mamsell mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu jagen pflegte. Indessen trotz dieser Herzensgüte wäre die liebe Frau heute, am Tage nach der letzterzählten wichtigen Begebenheit, dennoch schwerlich so ausnehmend guter Laune gewesen, sie hätte schwerlich ihre Sophie mit so ausgesucht herablassenden Worten „ersucht,“ den Kaufmann Cohn mit seinen Pretiosen herzubescheiden, wenn ihr das Gerücht schon bekannt gewesen wäre, welches wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt ging, das Gerücht, daß sich Kellermann's Marie mit dem Sohne des Banquiers Hartleben verlobt habe. Bis jetzt hatte sie von der verlegen lächelnden Sidonie nur soviel erfahren, daß heute der „liebe Heinrich“ kommen werde, um ihr seine Aufwartung zu machen, und diese Nachricht eben hatte sie in die geschilderte besonders rosenfarbene Laune versetzt.

Die Commerzienräthin war nebenbei aber eine viel zu gute Hauswirthin, als daß sie nicht auch Gnadengaben nach den Grundregeln einer weisen Oekonomie hätte vertheilen sollen. Obwohl also heute für Jedermann, der das Glück hatte, mit ihr in Berührung zu kommen, irgend etwas Gutes abfiel, und wäre es auch nur einer ihrer bezaubernden Blicke gewesen, so sparte sie doch die höchste Gabe, ihr süßes, göttliches Lächeln für den herrlichen Moment auf, wo der langersehnte Schwiegersohn ihre Schwelle überschreiten würde.

Endlich ließen sich seine Schritte und dann seine Stimme hören. Die Commerzienräthin flog ihm, ohne deshalb der angebornen Grazie etwas zu vergeben, bis zum ersten Treppenabsatze entgegen. Ihre Freude war so herzlich, daß sie darüber sogar die seidnen Kleider vergaß, die ihre etwas allzuvollen Formen rauschend und knitternd umgaben, ja daß sie den lieben Heinrich sogar wiederholt und kräftig an ihren wogenden Busen drückte.

Mein lieber Cousin, mein guter Heinrich! rief sie. Ei, bist Du noch immer der alte Blöde! Haben sie Dich noch nicht in die Schule genommen?

Ein wenig doch, liebe Tante.

Also doch! Ei, ei! Wenn das Sidonie erführe. Das liebe Kind ist heute leider für den ganzen Tag zu einer Freundin eingeladen. Sie hat es herzlich bedauert, Dich nicht begrüßen zu können. Aber Rath Winter's sind so sonderbare Leute. Sie nähmen es gewiß übel, wenn mein liebes Kind nicht gekommen wäre. — Willst Du aber nicht näher treten, Heinrich, willst Du den Besuch auf der Treppe abmachen?

Sie zog den Unglücklichen mit freundschaftlicher Gewalt nach dem Prunk- und Gastzimmer. Heinrich ließ sich muth- und willenlos zu dem neu überzogenen Divan, dem höchsten Stolze der Commerzienräthin, führen, um sich auf dieser schwiegermütterlichen Schlachtbank still wie ein Lamm abmetzgen zu lassen. Wohin wären seine

stolzen, seine hochfahrenden Träume von freimüthigen Eröffnungen verflogen, wenn er zu dem zaubrischen, gütigen Lächeln emporblickte, das um den Mund der Tante in tausend wechselnden, künstlichen Formen und Falten spielte? Welcher Sterbliche männlichen Geschlechts hätte auch diesem tugendsamen und doch coquetten, diesem lauernden und doch zärtlichen, diesem heitern und doch sentimentalen, diesem naturgetreuen und doch auf das Commando einexercirten Lächeln überhaupt widerstehn können? Heinrich wenigstens vermochte es nicht.

Das Prangen und Prunken des ganzen Zimmers, die zum Himmel aufschreienden, grellen Farben, welche die „gebildete“ Frau an Möbeln und Tapeten liebte, und selbst das mit hartem, scharfem Klange tactirende Pendel der Rococostutzuhr trugen das Ihrige dazu bei, unsren Heinrich noch wortkarger und blöder zu machen, als er schon ohnedies war.

Diese Befangenheit schadete aber dem „lieben“ jungen Manne in den Augen der welterfahrenen Tante durchaus nicht. Im Gegentheil ruhten ihre scharfen graublauen Augen mit besonderem Wohlgefallen auf ihm, während sie mit gewandter Zunge und mit abwechselnd aus hellem Discant in einen leichten Bariton hinüber spielender Stimme das Gespräch über die verschiedensten Themata fast allein führte. Ja, sie fand sogar seine stumpfe, resignirte Schweigsamkeit überaus liebenswürdig und unterhaltsam, und verglich dabei im Geiste das Bild des seligen Commerzienraths mit den Zügen ihres Gastes.

Gerade so sanft, so blondhaarig, so schweigsam war ihr „lieber, lieber Finke“ auch gewesen und gewiß der „liebe Heinrich“ machte auch ihre „liebe Sidonie“ ebenso glücklich, als sie selbst in der Ehe mit dem Commerzienrathe gewesen war.

Der guten Frau traten bei diesem Gedankengange so aufrichtige Thränen in die Augen, daß alle Diejenigen über den Ungrund ihrer üblen Stimmung hätten in's Klare kommen müssen, welche das himmlische Glück des Commerzienrathes zu verdächtigen bemüht gewesen waren. Gewiß, nur Uebelwollende konnten behaupten, der sanfte und weiche, semmelblonde Commerzienrath sei zwischen der Bildung und der Güte seiner „lieben“ Frau wie zwischen rotirenden Mühlsteinen zerrieben worden und der Unglückliche sei nur deshalb stets mit seitwärts geneigtem Kopfe gegangen, weil das eheliche Glück mit allzu erdrückender Wucht auf seinen schwachen Schultern geruht habe. Es war gewiß nur Lüge und Verläumdung, wenn sie sagten, der unglückliche Finke habe hinter dem Rücken seiner Frau bisweilen mit himmelwärts gerichteten Augen und einem stillen Seufzer den Kopf geschüttelt, und diese Seufzer seien im Laufe der Zeit immer tiefer, immer seliger geworden, bis zuletzt seine Seele unter einem allerseligsten, tiefften Aufathmen ihr zerquetschtes Gehäuse verlassen habe.

Die Commerzienräthin kam, wie immer, so auch heute unter einigen obligaten Thränen auf den seligen Finke zu sprechen, dessen Lobes sie kein Ende fand. Nur Eins nahm sie keinen Anstand unbegreiflich zu finden: wie der schon genügend Selige selbst drüben noch seliger habe werden können. Heinrich aber fand, wie wir mit Bedauern sagen müssen, nach einem Blicke auf das sanfte, schwermüthige Gesicht, das aus dem Goldrahmen niederblickte und nach einem zweiten Blicke auf die lächelnden Züge der Tante dies durchaus nicht unerklärlich. Ja, der Gedanke, daß nach dem Willen seines Vaters dies seine Schwiegermutter hatte werden sollen, führte ihn mit einer seltsamen, aber raschen Ideenverbindung auf die Reisepistolen, die er glücklicherweise mit nach Frankenheim gebracht hatte.

Die Commerzienräthin wurde übrigens zu Heinrichs Befriedigung mitten in den interessantesten Aufschlüssen über die lauteren Quellen des Familienglücks durch das Klopfen und den Eintrit Sally Cohns gestört.

Dieser edle Orientale trat, ohne sich durch die von ihm verursachte Unterbrechung des vertraulichen Gesprächs im Mindesten aus seiner beneidenswerthen Fassung bringen zu lassen, nach den ersten ausgesucht höflichen Begrüßungen näher heran.

Um die Lippen Sally's, deren Bartwuchs leider nicht so vollkommen, als das Toupé, gegen Mottenfraß hatte gesichert werden können, spielte ein höfliches Lächeln, das sich bezüglich der künstlich feinen Nüancirung vielleicht mit dem Lächeln der Commerzienräthin messen durfte. Leicht und sittig grüßte er, leicht und zierlich stellte er sein Kästchen mit den „Pretiosen“ auf den Tisch und schritt dann, nachdem er die beiden Anwesenden nicht ganz in dem von Heise und Becker anempfohlenen deutschen Style auf die vorzulegenden Herrlichkeiten vorbereitet hatte, zur feierlichen Eröffnung des Pappkastens.

Aus der weichen Watte begannen sich die Schätze beider Indien „an Gold und Silber, Perlen, Edelsteinen und feinem Geschmeide“ zu entfalten. Mit welcher Selbstbefriedigung wogen die ringbeschwerten Hände Sallys die Colliers und Bracelets, mit welcher stolzen, herausfordernden Freude blickte er die Staunenden aus den schmalen Augen an, mit wie einschmeichelnden Worten pries er die ausgebreiteten Herrlichkeiten!

Aber das war es nicht. Die Commerzienräthin suchte andre, ganz andre Dinge. Gehorsam dem höheren Willen, hob Sallys vor innerer Freude zitternde Hand die nächste Wattenschicht auf.

Das sind die Ohrgehänge, die Ohrringe, die Boutons, gnädige Frau Commerzienräthin. Schöne Sachen, prächtige Waaren, Frau Commerzienräthin. Gerade solche Ohrringe wie die da, mit die Rubinen, haben auch der Herr Hartleben hier für dero Fräulein Braut von mir gekauft. Auf meiner Ehre ganz superfin.

Die Commerzienräthin blickte den verlegen zur Erde sehenden Heinrich freudig erstaunt an.

Solche Ohrringe! O, der gute, liebe Heinrich!

Bei diese Gelegenheit, fuhr der feine Sally fort und brachte seine emporgequollene Haartour in einen Winkel von 45 Graden zur horizontalen Ebene, erlaube ich mich, zu dero Verlobung gehorsamst zu gratuliren.

Das Herz der Commerzienräthin durchzuckte eine bange Ahnung. Die Bewunderung über den freigebigen Schwiegersohn verwandelte sich in ein ernstes Erstaunen. Sollte der junge Mann dies eine Mal selbstständig gehandelt, sollte schon eine andre Angel den Goldfisch gefangen haben? Unmöglich! Aber woher konnte der Jude seine Kenntniß von ihren geheimsten Plänen haben?

So stand sie und sann schweigend. Aber Sally's listige, von ihrem Gesichte nach dem Heinrichs hinüber und herüber hausirende Blicke ließen sie erkennen, daß sie jetzt nicht schweigen dürfe, mochten die Sachen auch noch so übel liegen. Instinktartig erfaßte sie das beste Mittel.

Herrn Hartlebens Verlobung? Woher haben Sie diese Nachricht, Herr Cohn? fragte sie mit einem Lächeln, das zugleich als ermuthigend und ablehnend gedeutet werden konnte. Sollte etwa meine Sophie? — —

Durch diese Frage entging sie einer einläßlichen Erklärung und zugleich durfte sie hoffen, das Dunkel zu durchschauen.

In Wahrheit hatte sie den schlauen Sally wenigstens verblüfft, und schon das war ein Gewinn.

Woher ich die Nachricht habe, Frau Commerzienräthin? rief er mit einer durch das Erstaunen zur Fistelhöhe emporgetriebenen Stimme. Soll ich nicht wissen, was in die ganze Stadt gesprochen wird? Habe ich nicht erst diesen Morgen Ihren Fräulein Braut gesehn, hab' ich sie nicht gegratulirt?

Hartleben, dem die unvermeidliche Entwicklung des geschürzten Knotens unerwartet kam, glaubte vor Bestürzung in die Erde sinken zu müssen. In diesem Augenblicke erschien er sich selbst wie ein Verräther an dem Vertrauen der Tante, die es stets so wohl mit ihm gemeint hatte und jetzt offenbar ernsten Verdacht schöpfen mußte. Ein Seitenblick und die nächste, seltsam gedehnte Frage der Commerzienräthin bewiesen ihm, daß seine Vermuthung zur Wahrheit geworden war. So, so, nun es ist gut — sprach sie, und ein böses Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel — Sagen Sie mir, Herr Cohn, haben Sie, um von andren Dingen zu reden, meine Tochter heute früh von hier weggehn sehn?

Nein, Frau Commerzienräthin.

Sie haben Recht. Rath Winters wohnen ja in der Karlstraße. Also man muß Dir gratuliren, Heinrich?

Zu Heinrich's Glücke waren seine Augen zu fest an den Boden geheftet, als daß er den Basiliskenblick, den die „[illegible] Frau Commerzienräthin auf ihn richtete, hätte [illegible]en können. Wenn sie ihn jetzt hätte ermorden dürfen!" Aber er sollte dennoch büßen.

Was fehlt Dir, Heinrich, Du bist ja so eigen, so stumm? Was hast Du? Schäme Dich, ein so glücklicher Bräutigam darf kein Kopfhänger sein.

Heinrich begann jetzt, obwohl abgewandt, die giftige Zaubermacht ihres fest auf ihn gehefteten Auges zu fühlen. Dennoch gab ihm die ernste Besorgniß, Marien und sich durch ferneres Zögern in den erwartungsvoll geöffneten Augen des Juden zu beschimpfen, soviel Selbstüberwindung, daß er aufzublicken und die an ihn gerichtete Frage Anfangs stockend, dann aber mit größter Bestimmtheit zu beantworten vermochte.

Mir fehlt nichts, liebe Tante, sagte er, im Gegentheile bin — ich vollkommen — glücklich. Gerade, als Herr Cohn eintrat, wollte ich Dir den näheren Grund meines Besuchs mittheilen. Herr Cohn hat ganz Recht; ich habe mich gestern mit Marie Kellermann verlobt.

Mit der Marie? Mit Marie Kellermann? der Tochter Deines Hauswirths, des Tischlers? Nun dann gratulire ich bestens, mein lieber Heinrich. Du wirst eine sehr hausbackene, wollte sagen häusliche Frau bekommen. Aber weiß auch Dein Vater —?

Der Vater weiß es.

Und billigte er Deine glückliche Wahl?

Gewiß wird er sie billigen.

So, so? Nun das ist ja herrlich, mein lieber Heinrich.

Die Commerzienräthin schwieg eine kleine Weile. Sie hörte selbst aus ihren Fragen die schneidige Schärfe heraus und fürchtete nicht mit Unrecht, daß der listige Sally den Grund ihrer üblen Stimmung und ihre Enttäuschung durchschauen möge. Sie fühlte deutlich, daß sie jetzt einen Trumpf ausspielen mußte, wenn sie sich und ihre getäuschten Absichten nicht zum Stadtgespräche machen wolle.

Sie schwankte auch jetzt nicht lange, die Werbung des Assessors fiel ihr zu gelegener Zeit ein. Wahrlich, der Bewerber, ein Beamter von guten Aussichten und ein Adeliger, war, da dem einmal der Fischzug nach dem r e i c h e n Schwiegersohne als mißlungen gelten mußte, so übel nicht. Zugleich konnte sie dabei Heinrich fühlen lassen, daß man wenigstens nicht auf ihn gewartet habe.

Wie sich das seltsam trifft, fuhr sie deshalb mit scheinbar ruhiger Stimme fort. Auch ich wollte Dir, mein lieber Heinrich, gerade als Herr Cohn eintrat, eine wichtige Mittheilung machen. Oder weißt Du es etwa schon? Meine liebe Tochter Sidonie wird sich heute oder morgen mit dem Herrn Kreisgerichts-Assessor und Gutsbesitzer von und zu Berg verloben.

Heinrich sprang erfreut auf. Wie hätte seine ehrliche Seele vermocht, die niedrigen Beweggründe der

Commerzienräthin zu erfassen. Er ergriff mit warmer Herzlichkeit die Hand, die ihm jetzt lieber Gift gereicht hätte und doch seinen Druck unter dem alten, bezaubernden Lächeln erwiderte.

O, das ist schön, das ist herrlich, rief er einmal über das andere. Karl und Sidonie endlich ein Paar! Da muß ich nur gleich hinüber, um dem Assessor zu gratuliren. Aber wie ist mir denn? Ich habe ja noch nicht einmal Dir gratulirt, Tantchen.

Heinrich ging mit ausgebreiteten Armen auf die Commerzienräthin los. Er hätte jetzt die ganze Welt und noch einige überzählige Sterne umarmen mögen.

Desto kühler war die beleidigte Tante. Sie vergaß jetzt die Rücksichten auf das seidene Kleid ebenso wenig, als ihren Groll, wehrte vielmehr die allzuvertrauliche Annäherung Heinrichs mit einer leichten Handbewegung ab. Sie war erstaunt. In welche Schule der Verstellungskunst war der blöde Heinrich gerathen, daß er ihre Bosheit durch eine so künstlich-natürliche Freude über die rasch fertig gewordene Verlobung Sidoniens erwidern konnte?

Deine herzliche Theilnahme thut mir innig wohl, sagte sie mit lauernden Blicken. Kennst Du meinen künftigen Schwiegersohn?

Ei freilich, Tantchen. Wir sind Schul- und Universitätsfreunde.

So hast Du am Ende auch um seine Passion gewußt? Hast wohl gar dem Liebespärchen intriguiren helfen?

Ich will's gestehn, ja, Tantchen. Wir haben zusammen unsre Pläne geschmiedet.

Seht mir den Intriguanten!

Aber haben wir's nicht zum guten Ende geführt?

Ja, ja. Ganz Recht, ganz Recht!

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Heil sei dem Tag, an welchem Du bei uns erschienen! Die Welt tappt nicht mehr im Finstern, der dummen, verblendeten Menschheit ist der Staar gestochen worden für immer und zwar zu Berlin in der Adlerstraße No. 6. Dort im Verlags-Büreau hat ein gewisser Friedrich Ferdinand Sohn ein Buch von Stapel gehen lassen, das jedenfalls das Buch der Bücher zu nennen ist. Es führt den Titel:

„Die Kunst, auf den ersten Anblick eines Menschen dessen Temperament, Eigenschaften, wie vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Schicksal, genau bestimmen zu können. Preis 5 Sgr."

Welche Umwandelung in der Rechtspflege, welche Erleichterung für Criminal- und Untersuchungsrichter, Schauspieldirectoren und Familienväter! Ruhm und Preis diesem guten Sohn in der Adlerstraße No. 6., der uns für fünf Silbergroschen die große Kunst lehrt, gleich auf den ersten Anblick einen Menschen bis in die Nieren zu erkennen. Seine Nase wird zur Lesetafel, wo man sein vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Schicksal ablesen kann wie die Firma einer Putz- und Modewaaren-Handlung.

Ach, welche Zeit- und Geldersparniß, wenn sich dies in der Praxis bewährt! Der Criminalist braucht bei einem Verbrecher keine lange Voruntersuchung anzustellen; ein Blick auf den Inculpaten und in fetter Schrift lies't der Richter: „Er war von je ein Bösewicht!" — Ueber die Vergangenheit des Verbrechers ist er im Klaren, ihm wird offenbar, daß derselbe vor zehn Jahren einmal eine Pelzjacke und dem Häusler Kunz in Pimpelwitz ein halb Schock Ziegenkäse gestohlen hat.

Erkennung menschlicher Eigenschaften, Charakter und Temperament. Die Intendanten der Schauspiele und Theaterdirectoren sind von nun an mancher Sorge überhoben. Meldet sich ein Menschendarsteller und wünscht Engagement, da klemmt der Intendant seinen Zwicker in's Auge und merkt: daß Herr Schulze ein Coulissenreißer, ein Krakehler, ein Intriguant sonder Gleichen ist. Der Intendant blickt auf das vergangene Leben und spricht dann in hohen Nasentönen: „Herr! Sie sind Anno sechsunddreißig schon Ihrem Director in Nürnberg durchgegangen, Sie haben Anno vierzig sich von Wien aus Vorschuß schicken lassen und sind nicht eingetroffen u. s. w."

Erkennung des Temperamentes. Wie viele Ehescheidungen werden jetzt unterbleiben! Sonst ging so ein Pärchen oft zehn Jahr mit einander und Er merkte erst in der Ehe, daß seine Angebetete ein Strudelkopf, eine Rechthaberin ist, die im Hause die erste Violine spielen will und bereits schon die Ouvertüre zur „Xantippe" aufgelegt hat.

Auf! ihr Familienväter, laßt fünf Silbergroschen springen und holt Euch das Buch, mit Hülfe dessen ihr

den Character der künftigen Schwiegersöhne erschauen könnt, klar und deutlich wie ein Waldteufelchen in der Wasserflasche. — So Mancher spielt den Süßen, den Zärtlichen, den Angenehmen, und schwört, daß er nur das Herz der Tochter begehre.

Der in dem Buch bewanderte und studirte Schwiegervater aber weiß längst, wo Barthel Most holt. Er hat auf den ersten Blick weg, daß es dem Bewerber nur um die Paar tausend Thaler zu thun ist, die das Mädchen mitbekommt. — Alle Wetter! muß der gescheitelte Jüngling Augen machen, wenn der alte Papa jetzt vor ihn hintritt und ihm ein Paar Capitel aus der Vergangenheit docirt. Wenn er zum Beispiel sagt: „Herr Meyer, wie kommt es, daß Sie Fräulein ..liane Rummelberger haben sitzen lassen, mit der Sie doch drei Jahre hindurch eine Liaison unterhalten? Sagen Sie mir, aus welchem Grunde hat Ihnen vergangene Lichtmeß Seifensieders Louise in der Tischlergasse einen Korb gegeben?"

Schiller sagt in der Glocke: „Der Segen kommt von Oben!" — Nein! diesmal kommt er für fünf Silbergroschen vom Verlags-Büreau in Berlin. Welch ein reicher Segen ist dies Buch für alle Kaufleute, Handwerker, Speisewirthe und Wohnungsvermiether. — Doctor Faust's geheimnißvolles Buch von Nostradamus eigener Hand ist ein ABC-Buch gegen diesen papiernen Tubus der Weisheit, womit man den Menschen in der Kinderkappe und an seinem Sarge erblicken kann.

Auf den ersten Blick zu erkennen, was dem Menschen noch das Schicksal für spätere Zeit vorbehalten hat! Gebt Acht! wir hören nächstens, daß ein Banquier zu seiner Tochter sagt: Aphanasia, hänge deine Sammetmantille um und suche dort den armen Schneidergesellen für dein Herz zu gewinnen, der soeben in den Speisekeller, à Portion zwei Silbergroschen, essen geht. Auf! säume nicht, ich erkenne, daß der Bruder Bunzlauer in Jahr und Tag von einem in der Jugend als Lohgerber nach Ostindien gegangenen Vetter eine Million erbt.

Man wird sehen, wie ein feiner Lion plötzlich seinem Stiefelputzer um den Hals fällt und ausruft: „Kalinsky! Herr von Kalinsky! sei mein Bruder! gieb mir einen Kuß, schreib' Dich in mein Stammbuch!" — Und dies Alles, weil ihm der Pflastertreter ansieht, daß er in der nächsten Ziehung das große Loos gewinnt.

Ach! warum ist dies Buch nicht einige Wochen früher erschienen, zur Zeit, wo die Zusammenkunft der Kaiser in Stuttgart und Ilm-Athen geschah! Voigt in Weimar hätte allein gleich 10,000 Exemplare gegen baar verlangt.

Welcher Gewinn für Schuhmacher und Schneider. — Mit diesem Buche in der Hand heißt es: „Keine Verluste mehr!" Sie werden auf den ersten Blick den bösen Zahler heraushaben, wie ein Trüffelhund seine Pilze, und gleich Hamlet zu ihm sagen: „Geh' in ein Kloster!" — Die von der Bekleidungs-Akademie zu Dresden im Namen deutscher Schneider ausgegangene „schwarze Liste" wird fortan eine Chimaire werden wie das Gold in „Robert der Teufel."

O, Ferdinand Sohn im Berliner Verlags-Büreau! „dieser Gedanke kam nicht aus deiner bockledernen Seele!" sagt Carl Moor zu Spiegelberg 1. Act 9. Scene, den muß dir ein höherer Genius eingegeben haben. Hin, nach der Adlerstraße Nr. 6. werden sich fortan alle Blicke wenden, es wird werden eine allgemeine Auswanderung alter, höchst solider Viergroschenstücke von Anno 1814 mit dem Eichenkranze und der Bemerkung: 84 eine feine Mark. Ja, Herr Ferdinand Sohn wird kein verlorener Sohn sein im Reiche der Spekulation. Bis jetzt kannte man nur einen Abrahamsohn, einen Levisohn, einen Wolfssohn, zu diesen aber wird bald kommen ein — Goldsohn.

Eine Opernaufführung zu Wien vor 43 Jahren. Es war am 20. November des Jahres 1814, als am Kärnthnerthor-Theater zu Wien eine Oper in Scene ging, die der Componist selbst dirigirte. Das Werk führte den Titel: „Alimelek. Wirth und Gast oder: Aus Scherz Ernst." Komische Oper in zwei Akten gedichtet von Wohlbrück. Und der Componist? Dieß war Herr Meyerbeer. Nicht ohne Bangen betrat der damals 23jährige Tondichter den Tempel der Kunst, um seine Oper dem Wiener Publikum vorzuführen, die eigentlich schon früher für das Hoftheater in Stuttgart geschrieben war. Es mag ihm sein Herz nicht wenig geklopft haben, als er an das Dirigentenpult trat und den Taktstock ergriff. Die Oper mißfiel und wurde nur einmal gegeben. Ein Jahr später versuchte es Carl Maria von Weber, der bei der Oper in Prag als Capellmeister angestellt war, mit dem Werke des jungen Componisten. Die Aufführung geschah und — ging fast spurlos vorüber. Weber besteht zwei Tage später auf einer Wiederholung und — die Oper macht Glück. Fünf Tage darauf die dritte Vorstellung und der Triumph ist gesichert.

In C. M. von Webers nachgelassenen Schriften finden wir eine Besprechung dieses Werkes. Hören wir, wie Weber damals über Meyerbeer urtheilte.

„Der Componist, Herr Meyerbeer, einer der ersten, wenn nicht vielleicht der erste Clavierspieler unserer Zeit, ist der Sohn eines geachteten Hauses in Berlin, und hat sich aus reiner Liebe zur Sache ganz der Kunst geweiht. Nebst einer vorzüglich litterarischen Bildung und Sprachkenntniß ist er er einer der wenigen Componisten neuerer Zeit, die sich das ernste Studium der Kunst in ihren geheimsten Tiefen angelegen sein ließen. Nächst eigenem Denken und Forschen

dankt er auch dem zweijährigen Umgange des Abt Vogler's einen Theil seiner Bildung. — Lebendige, rege Phantasie, liebliche, oft beinahe üppige Melodien, richtige Declamation, musikalische Haltung der Charaktere, reiche, neue Harmonie-Wendungen, sorgfältige, oft in überraschenden Zustammenstellungen gedachte Instrumentationen bezeichnen ihn vorzüglich. Als Anerkennung seiner vorzüglichen Talente ernannte ihn schon vor 3 Jahren Se. K. H. der Großherzog von Hessen-Darmstadt aus eigenem Antriebe zu seinem Kammer-Compositeur."

So urtheilte damals Weber über Meyerbeer. Wie es scheint, hat trotz dem Erfolge in Prag, die Kritik zu mäkeln gehabt, denn Weber sagt noch in seinem Aufsatz folgende sehr wahre und trübe Worte: „Es ist wahrlich traurig genug, daß die schönen Resultate der Zufriedenheit und des Entzückens eines Publikums, das der Künstler mit seinem Herzblut erkaufen muß, in den Händen und der Willkür der Einzelnen liegen, die der Zufall, die Schreibseligkeit, die Lust, sich gedruckt zu sehen, oder gar der Hunger, zu den Herolden und Verkündern der öffentlichen Stimme bestellt hat."

Gleichsam als Trostwort für den, wie es scheint, damals gekränkten Meyerbeer, schließt Weber sein Urtheil mit der Bemerkung: „die Zeit reift Alles, das ist der natürliche Attest der guten Sache. — Don Juan wurde bei der ersten Vorstellung in Frankfurt a. M. ausgezischt, und Joseph in Aegypten vor einigen Jahren in Wien eben so; jetzt entzücken beide das Publikum."

Eine sonderbare Sitte, erzählte uns neulich ein Reisender, herrscht zum Weihnachtabend in Schweden, indem sich gute Freunde gegenseitig und zwar auf folgende scherzhafte Weise zu beschenken pflegen. Man versammelt sich zu einem Abendessen, das oft bis spät in die Nacht dauert. Gegen Mitternacht vernimmt man ein Klopfen an der Hausthür und bald heißt es: Julklapp (von Jul, Weihnachten, und klapp, anklopfen) habe Etwas zu überreichen. Nun kommt ein versiegeltes Packet mit der Adresse Eines der Anwesenden. Dieser öffnet das Couvert und siehe da, eine neue Adresse, der Name eines Andern in der Gesellschaft. Dieser macht gleiche Procedur und — wiederum eine neue Adresse. So stecken oft sechs bis sieben Briefe in einander, bis endlich die letzte Adresse sich als die wahre erweis't und so das Geschenk an seinen Mann kommt. So geht es in mehreren Julklappen der Reihe herum, bis all die Geschenke vertheilt sind, wodurch in die Gesellschaft große Heiterkeit gebracht wird.

Kleine Fatalitäten des menschlichen Lebens. In Dresden hatte ein zärtlicher Ehemann das Unglück, seine Frau zu verlieren. Er trauerte wohl sechs Monate um sie und erkor sich eine zweite Ehegattin. Als solche geschmückt im Brautkleide vor ihm stand und den Weg zur Kirche gehen sollte, tritt der Gerichtsbote mit einem Bestellzettel herein, weil der Tischler Klage eingereicht hatte, daß der Mann den Sarg seiner ersten Frau bezahlen solle. — In der That eine angenehme Ueberraschung.

Nomaden-Concerte. Sonst mußte das Publikum die Concerte besuchen, in Paris aber hat sich jetzt die Sache herumgedreht. Acht speculative Köpfe, vier Quartettspieler und vier Sänger, haben sich vereinigt zu Wander-Concerten, und den Abonnenten wird die Musik wie die Milch, die Butter und die Kohlen in's Haus gebracht. — Die Hälfte der Musiker und Sänger sind Deutsche und das Geschäft geht flott. Nun geriethen die Concertisten, wie man uns aus Paris schreibt, neulich in einen kleinen Streit mit einem Cafetier. Dieser war als Abonnent eingetragen und bestimmte einen Abend, um des musikalischen Genusses theilhaftig zu werden. Die acht Mann rücken an, sind aber nicht wenig erstaunt, als sie im öffentlichen Lokal des Cafetiers ihre Kunst produciren sollen. Der Abonnent sagt: über den Ort, wo ich die Musik und den Gesang hören will, ist Nichts ausgemacht. Sie haben beim Banquier X. und den eingeladenen Gästen desselben die musikalische Pflicht erfüllt, und die Herren in meinem Lokale hier sind auch meine Gäste. Der Streit wurde zwar geschlichtet, aber es wird vielleicht künftig bestimmt, wieviel Ohren des Genusses theilhaftig werden sollen.

London hat über 5000 Constablers, mithin kommt auf 405 Einwohner ein Polizei-Agent.

Curiosa. Mancher Mensch gewöhnt sich eine Redensart an, die er stets in seinem Gespräch, gewöhnlich aber am Schluß desselben ertönen läßt. So giebt es einen sächsischen Staatsbeamten, der sich die Redensart: „Sagt man!" angewöhnt hat. Obschon er von den Seinigen mehrmals auf diese Flickwörter aufmerksam gemacht worden ist, aller Zwang von seiner Seite hilft nicht, und als er unlängst Besuch empfing, stellte er einem fremden Herrn die Seinigen vor, natürlich mit Einwebung der Floskel, und sprach: „Meine Frau! — meine Tochter! — sagt man!"

Daß der Fremde bei solcher Phrase sich des Lächelns nicht enthalten konnte, wird ihm Jeder verzeihen, denn es klang zu komisch.

*** Giacomo Martorelli schrieb (1756) zwei starke Quartanten über ein kleines in Herkulanum aufgefundenes Dintenfaß.

, Der alte Volksglaube brachte mit den Sternschnuppen manche sonderbare Gedanken in Verbindung. Wer sie erblickte, sollte ein Gebet sprechen, denn was man sich während des Fallens einer Sternschnuppe wünscht, soll in Erfüllung gehen. — Am schönsten ist die Sage der Letten. Die Spinnerin (das Schicksal) beginnt den Faden der neugeborenen Menschen am Himmel zu spinnen und jeder dieser Fäden endet in einem Stern. Naht der Tod, so reißt der Faden und der Stern fällt erbleichend nieder.

Also flott Zeitungen lesen. Unlängst starb zu Cahir in Irland ein Kaufmann in dem Alter von 99 Jahren. Nach seiner Aussage studirte er länger denn achtzig Jahre täglich vier Stunden die Zeitungen und legte dabei das Bekenntniß ab, nur das Zeitungslesen und das lebendige Interesse für die Welthändel habe ihn so frisch und munter erhalten und ihm zu solch' hohem Alter verholfen. — Gleiche Ansichten hegte bekanntlich auch der Herzog Wellington, der fortwährend Zeitungen las und mit den neuesten Vorkommnissen vertraut war, von den ersten Staatsereignissen bis herab auf die kleinsten Erfindungen. Und der greise Vater Radetzky, der bald 90jährige Humboldt, sollten sie nicht auch als Beispiel gelten können?

Gilt auch für andere Länder. In Folge der ungeheuern Bankerotte, die in Nordamerika ausgebrochen, fehlte es in New-York nicht an Reden und Warnungen. In einem Zeitungsartikel dieser Art sagt der Verfasser am Schluß sehr treffend Folgendes: „Reichthum kann nur erworben werden durch die Anstrengungen der Arbeit, durch Ersparnisse der Mäßigkeit, und nichts kann thörichter sein, als sich nach Leichtigkeit im Darleihen und einem reichlich vorhandenen Circulations-Mittel zum Zwecke der Tilgung von Geldverpflichtungen umzusehen. Das Land ist voller Hülfsquellen, das Volk voller Thatkraft und das große und wahre Hülfsmittel für den jetzigen Nothstand muß in Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, der Beobachtung von Treue und Glauben, sowie in dem heilsamen Einfluß der Zeit und geistiger Kräfte gesucht werden."

Aphorismen. An vielen deutschen Bühnen werden noch immer Versuche mit alten guten Possen und Zauberkomödien gemacht, aber offen gestanden, sie wollen nicht mehr schmecken, und selbst die sonst wackern Producte der Raimundschen Muse bewahrheiten nicht mehr die einstige Anziehungskraft. Man sagt: was früher einmal gefallen und Glück gemacht, gefällt auch noch heute. Dies ist nicht wahr. Es heißt: Zeit bleibt Zeit, nur die Formen wechseln! Allerdings nicht zu bestreiten, aber wie dem sei, eine Zeit kehrt nie ganz zur Vergangenheit zurück. Man spricht und schreibt so viel von Herstellung einer Volksbühne, wenn aber nicht Alles trügt, wird es mit der Volksbühne, wie mit dem Volksleben im alten Sinne, wohl bald zur Neige gehen. Unsere Zeit mit ihrer Schnellkraft, mit ihrem erweiterten Blicke, ihren Beziehungen und Anknüpfungen entnationalisirt und cosmopolisirt immer mehr, und nähert einander auch die Bühnen.

, Wenn im Theater ein neues Lustspiel in Scene gegangen, so schreien die Kritiker immer: „die Charaktere sind nicht neu!" — Du lieber Himmel! in unsern abgeschliffenen und verschliffenen Zeiten giebt es gar keine Charaktere mehr, und wir müssen in der That jedem Dichter danken, der noch welche zu zeichnen vermag, sie mögen nun der rollenden Stunde angehören oder nicht.

, Börne sagt irgendwo, wir sollen nie vor Kindern vorbeigehen, ohne uns vor ihnen zu verneigen. Es liegt uns also ob, diese zarten Pflanzen zu hüten, sorgsam zu pflegen und mehr noch als ihr geistiges, ihr leibliches Wohl, ihr durch den leisesten Hauch zerstörbares Blüthenleben zu wahren. Die Kinder erhalten, heißt die Menschheit erhalten; ein Kind leiden sehen, ist hundert Mal schmerzlicher, als einen Erwachsenen leiden zu sehen, und giebt es einen schöneren Anblick, als ein blühendes und gesundes Kind? — Giebt es eine größere Seligkeit, als die einer Mutter ist, wenn ihr geliebtes Kind dem Siechthum entrissen wird? Es kann daher der Segen, welchen wohlthätige Institute und besonders Heilanstalten für Kinder gewähren, nicht genug gewürdigt werden, es kann nicht genug gethan werden, um solche Anstalten zu stützen und zu heben.

Machen Sie mich nicht unglücklich! beginnt der Brief eines Buchhändlers vom 30. Oktober 1799 zu Riga an einen Musikalienhändler in Leipzig, und entwickelt nun, wie gefährlich es sei, das Schiller'sche und von Hurka componirte „Lied an die Freude" in die russischen Provinzen zu senden. Und weshalb? Die in dem Liede vorkommenden Worte: „Bettler werden Fürstenbrüder!" hatten einen solchen Anstoß erregt, daß man die wenigen angekommenen Exemplare des Liedes sofort confiscirte und verbrannte. Der Fund dieser Composition, sowie die Variationen über den Buonaparte-Marsch, schreibt der Mann weiter, könnten mich in große Fatalitäten verwickeln, ja vielleicht gar nach Sibirien bringen.

Litteratur.

„Manövergeschichten" von A. v. Winterfeld, soeben bei Hoffmann in Berlin erschienen, in sehr feiner

Ausstattung. Wie das Buch im Inhalt den 3ten Theil zu Winterfeld's „Garnisongeschichten“ und „Soldaten-Leid, Soldaten-Lust“ bildet, so ist es auch dem Werth nach die Fortsetzung jener beiden so schnell verbreiteten und beifällig aufgenommenen Hefte. Auch wer nicht Soldat gewesen, wird sich mit den frischen, humoristischen, im Spiegel der Natur reflectirten Bildern trefflich unterhalten; wer aber dem Kriegerstande jemals selbst angehört hat und noch gehört, der wird glauben, der Autor habe seine Schilderungen von ihm, dem Leser, erhalten: in so lebhafte Illusion muß ihn die Darstellung versetzen. „Das ist mir ja passirt, das geschah ja da und dort, das ist meine Geschichte“ — mit solchen Randglossen werden Alle, die Manövers mitgemacht, sich selbst bei der Lectüre des Winterfeld'schen Werkchens unterbrechen und dadurch in jene behaglich lächelnde Stimmung gerathen, die so wohlthuend Seele und Glieder wärmt und das beste Lob für die Arbeit des Schriftstellers ist.

Im Verlage von Eduard Levysohn in Marienwerder ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Poésies de V. Hugo, de Lamartine, de Delavigne et de Béranger. Anthologie dédiée à la jeunesse par Charles Gräser. XVIII et 200 pages. broch. 22½ sgr.

A Selection from Lord Byron's poetical works containing Mazeppa, the prisoner of Chillon, the siege of Corinth, the bride of Abydos, the Corsair, the Giaour, hebrew melodies. Intended for the use of young people and provided with explanatory german notes by Charles Gräser. 4. 222 S. broch. 12 sgr.

William Harley's Lehrbuch der engl. Sprache. Erstes Heft enthaltend: 1. Die methodische Anleitung zur schnellen und sichern Erlernung der Aussprache. 2. die Formenlehre. 48 Seiten. broch. Preis 7½ sgr.

Zweites Heft enthaltend: Lesestücke mit wörtlicher Uebersetzung und genauer Bezeichnung der Aussprache. 80 Seiten. broch. 10 sgr.

Elise Schmidt, die bekannte Dichterin, hat von Sr. Majestät den Concertsaal des Königl. Schauspielhauses für 3 Sonntagsmatineen bewilligt erhalten, die am 15. November beginnen sollen. Die Dame wird darin ihre Vorlesungen antiker Tragödien fortsetzen, welche sie im vorigen Winter sowohl hier in Berlin, als in Hamburg, Stettin und Weimar gehalten. Der „Agamemnon“ von Aeschylos, „die Bacchantinnen“ des Euripides und die Sophokleische „Elektra“ werden die Gegenstände der 3 Vorträge sein. Eintrittskarten à 20 Sgr., für den ganzen Cyklus 1⅓ Thlr. Die Hälfte des Ertrages fällt der kranken Hofschauspielerin, Frl. Auguste Bernhard, zu.

Moden-Bericht aus Paris.

Es ist nun durchaus nicht mehr möglich, in irgend einer Art von Sommertoilette zu erscheinen; und die Herbsttoilette ist erlaubt bis zum ersten Eintritt des Frostes. Die Herbsttoilette ist vollständig von der des Sommers verschieden; sie ist von gediegenen und warmen Stoffen. Zum Beispiel zum Kopfputz wählt man Hüte, die wir im Hause Mariton in folgender Art bewunderten, und die von einfachem, aber sehr aristokratischem Geschmacke waren. Zuerst ein Hut von weißem piqué Taffet und malvenfarbenem russischen Sammet. Die Ränder des Hutes und des Bavolets sind schräg mit Sammetstreifen besetzt, so wie der Kopf mit einer Draperie von Sammet, die von jeder Seite in viereckigem Stück zusammen genommen ist, das besetzt ist mit Franse von Marabouts. Inwendig mit Laubwerk von malvenfarbenem Sammet, und dicke Puschel von Sammet mit Regen von weißen Staubfäden von Marabouts. —

Ein Hut von weißem Kaiser-Sammet, bedeckt, vom Käppchen ausgehend, mit einer reichen Verzierung von Blonde, die auf dem Bavolet einen Halbschleier bildet. Von der einen Seite ein Vogel von ganz neuer Art, ausschließlich Lacharie angehörend; inwendig Haideröschen von ponceau Sammet; weiße Bindebänder.

Ein Hut von schwarzem Sammet mit schwarzer Spitze, mit gekräuselten Federn von Lacharie. Inwendig Bandeau von kirschrothem Sammet, und Zweig von Tulpen in kirschrothem Sammet, mit Staubfäden von Federn.

Ein Hut von rosa Krepp, weißer Blonde und Guirlande von Haiderosen rings um das Käppchen. (Theaterhut.)

Der Kopfputz für's Theater ist von großer Verschiedenheit; man kann nicht in alle Theater mit geschmücktem Kopfe gehen, sonst könnte man leicht lächerlich erscheinen.

Ebenso wie ein Kopfputz von Sammet, Blonde, Perlen oder Blumen von Eleganz in der italienischen

Oper, ja manchmal sogar in der komischen Oper unmöglich ist, so unmöglich ist er für das Vaudeville-Theater und für die Boulevards.

Die Balltoilette verlangt Blumenguirlanden und fantastischen Kopfputz von Perlen, Sammet und Federn.

Mariton macht sehr geschmackvollen Kopfputz, der jungen Frauen reizend steht.

Die Gabe, sich zu verschönen, haben nicht alle Damen. Viele würden sich verhäßlichen, wenn sie das tragen würden, was ihren Freundinnen kleidet; denn jeder Kopfputz muß immer besonders zum Gesichte stehen. Die Federn besonders sind von so aristokratischem Stempel, daß es mehr als einer Dame sehr ernsthaft verboten ist, sich zur italienischen Oper und zum Ball damit zu schmücken. Die Blumenkrone oder der Blumenkranz sind nicht so ausschließlich für die feinste Eleganz. Sie schmücken beinahe alle Physiognomien, während die Feder Auszeichnung und eine sehr luxuriöse Toilette bedingt. Die beiden reichsten Coiffüren in Federn von Lacharie heißen „Impératrice und Czarine."

Die Coiffüre „Impératrice" bildet ein chignon von Federn, sehr nach hinten gesetzt, das auf dem Hals in eigensinnigen Wellen spielt und sich bis auf die Schulter herumschlängelt.

Die Coiffüre „Czarine" bildet eine Art von Federtoupet mit langer, auf einer Seite herabwallender Feder. Man hat die mannichfachsten Arten von Federkopfputz, doch werden diese beiden sehr en vogue kommen.

In der vergangenen Woche sahen wir die Kaiserin Eugenie in der „Pré Catelan"; sie war in einer einfachen, aber kaiserlichen Toilette. Sie trug einen Hut von weißem Sammet mit Bindebändern von violettem Sammet, die mit schwarzen Spitzen eingefaßt waren; ferner eine Robe von violettem Taffet mit kegelförmigem Besatz und einen indischen Kaschmir-Longshawl in schwarzem Grunde — das war ihr so geschmackvoller Anzug.

Da wir gerade von einfacher Toilette sprechen, müssen wir erzählen, daß sich in Tarbes eine weibliche Gesellschaft bildet, an deren Spitze ein Abbé steht, und welche die Grundsätze der Einfachheit durchzuführen beabsichtigt; sie tragen eine Medaille mit der Inschrift: „Bescheidenheit und Einfachheit." Um diese Medaille zu erhalten, muß man jede Pracht der Toilette abschwören; man darf niemals einen Crinoline- oder Karton-Unterrock tragen, noch weniger ein Gestell von Fischbein oder Stahlfedern; niemals Kleider mit Frisuren. — Die Hüte bilden nach der Stirn zu eine Kalesche. Sechs Kleider von dunkler Farbe und von ganz puritanischem Schnitt müssen zur Toilette hinreichen; in einem Wort, man muß sich als Quäkerin kleiden, zum Gegensatz des heutigen, alle Grenzen übersteigenden Luxus. — Man behauptet, daß sich seinetwegen die Damen nicht mehr verheirathen werden, und wenn es so fortgeht, sie Alle Saint-Catherine schmücken werden — so entsetzt sind die Männer über den unsinnigen Luxus. Unter uns gesagt, schreit man mehr darüber, als es noth thut, und wir leben in einer Zeit, wo die Schönheit doch immer Herrscherin bleibt.

Erklärung des Modekupfers.

1. Kleid von orientalischem Sammet mit sehr breiten Volants. Taffetmantel in Bournoußform, mit glattem Achselstück. An demselben ist der Rücken und das Vordertheil Ansatz, letzteres endet vorn in schrägen Zipfeln. Um das Achselstück ist eine borthenartige, in tiefe Falten gelegte Rüsche gesetzt. Der Rand des Mantels ist mit einer feineren Bandrüsche eingefaßt. Hut von geripptem Sammet, mit Sammetcarreaux, im Innern mit Band garnirt.

2. Taffetkleid mit Schößen und dieselben mit Bandrüschen besetzt. Aermel aus einer Puffe und einem doppelten Aufschlag. Kleine Coiffüre, aus einer Sammetflechte, auf die eine leicht gefältelte Blonde gelegt ist, gebildet. Kragen und Aermel gestickt.

3. Taffetkleid mit doppelten Röcken. Vorn herunter ist jeder derselben mit carrirt aufgesetzten und mit einer Spitze eingefaßten Bändern garnirt. Uebereinstimmende Bänder kreuzen sich vorn und hinten auf der Taille und fallen als Schnüre herab. Offene und oben in Falten gelegte sehr weite Aermel. Puffunterärmel am Handgelenk durch ein Prieschen geschlossen.

Mousseline-Kragen mit gefälteltem Chemisette.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Die Zeitung für die eleganten Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

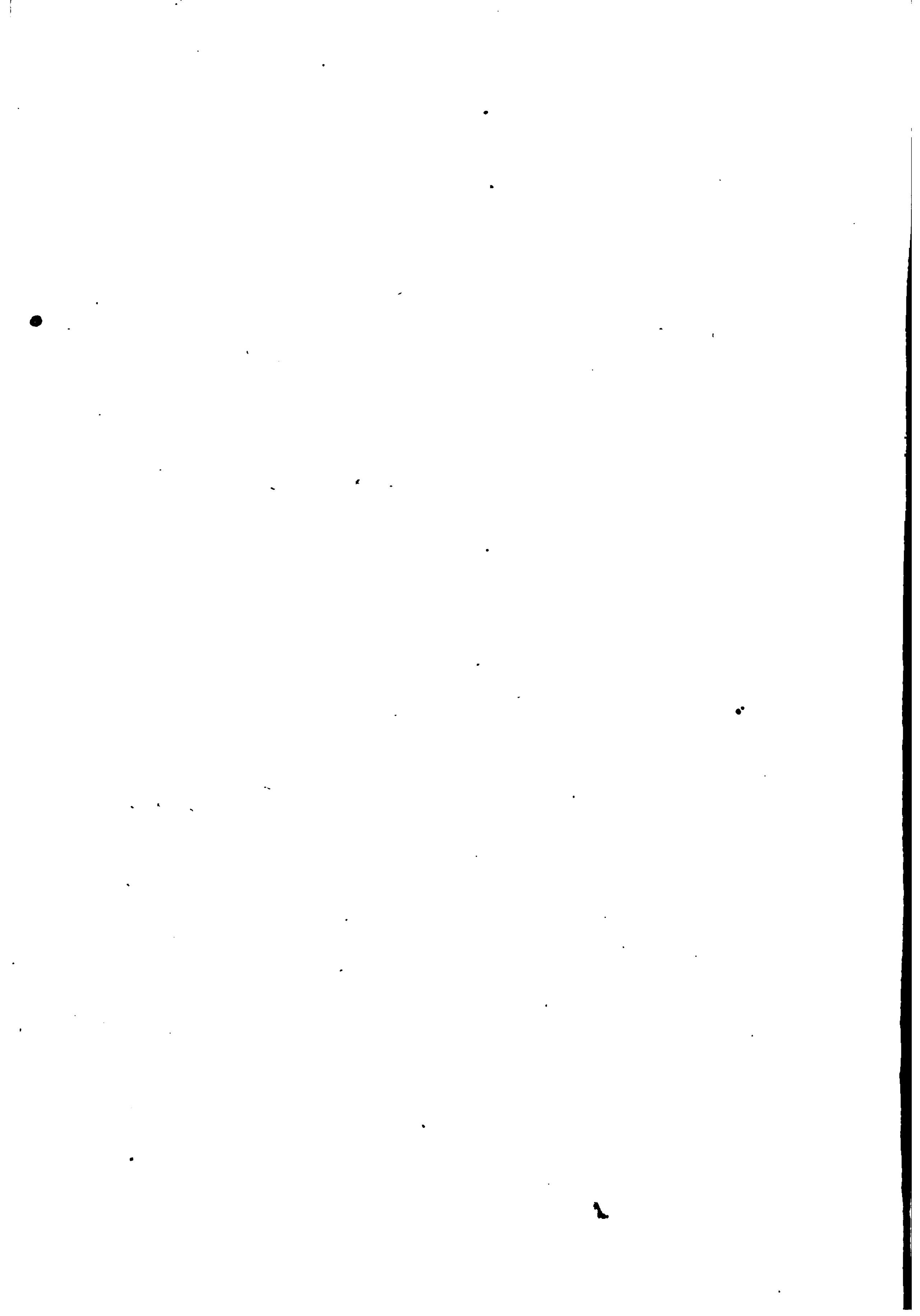
Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder &c. Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln. Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.





№ 48. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern, Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Bekehrt!

Ein Stillleben

von

Carl Chop.

(Schluß.)

Die Commerzienräthin hätte vor Aerger bersten mögen, da ihrer letzten Bosheit der Stachel genommen wurde. Sie fühlte, daß ihre Verstellungskunst nicht mehr allzulange vorhalten konnte, daß ihr Grimm rücksichtslos hervorbrechen mußte, wenn sie länger in dies Gesicht zu blicken gezwungen war, das mit solchem Geschick die ehrlichste, die heiterste Miene zu heucheln verstand. Und doch mußte dieser Eclat um Alles verhütet, der fatale Cousin mußte um jeden Preis verabschiedet werden.

Sage mir, Heinrich, so wendete sie sich rasch entschlossen an diesen „durchtriebenen Heuchler" und ließ dabei ihren Grimm in einer erkünstelten Wehmuth auszittern, sag' mir, bin ich denn als gar zu bitter böse Frau verschrieen? Hält man mich wirklich für eine Rabenmutter?

Heinrich sah sie verwundert an.

Sie, Tantchen? Wer behauptet das?

Wer anders als Du, meine Tochter, Ihr Alle. Wozu bedurfte es überhaupt der Intriguen? Ich wußte längst, daß sich die Leutchen liebten, und wollte nur ihr Glück. Ich wollte euch Alle überraschen und es hat mir Mühe genug gekostet, mich unwissend zu stellen. Daß ihr klugen Leutchen mich nicht durchschaut habt! Nur Du selbst bist der Störenfried gewesen und hast Dich bei dem Pärchen zu entschuldigen. Sie wären längst glückliche Brautleute, wenn ich nicht gewünscht hätte, Dich, mein lieber Vetter, bei der Verlobung gegenwärtig zu haben. Und Du ließest die Armen so ewig lange auf Dich warten. Ist das Recht? Doch nun ist ja Alles gut. Du kommst doch morgen auf einen Löffel Suppe?

Heinrich sagte freudig zu.

Schön, mein lieber Heinrich, Du wirst nur wenig Freunde treffen. Doch geh nur, geh nur, ich sehe Dir die Ungeduld an, Deinem Freunde die Nachricht zu überbringen. Geh nur, mein Bester!

Heinrich verstand den Wink „mit dem Scheunenthore", den die gebildete Frau Commerzienräthin für ebenso fein hielt, als sich selbst, griff nach dem Hute, drückte der Tante noch einmal freudig die Hand und ging. Rasch schritt er die Treppe hinab und aus dem Hause hinaus. Welche Felsenlast war von seiner Seele gewälzt! Er war so selig, daß er Sally, den unfreiwilligen Vermittler seines Glücks, jetzt sicher umarmt hätte, wenn er nur gleich zur Stelle gewesen wäre.

Doch auch der Assessor mußte diese glückliche Wen-

in der Ihr Euch, ohne mich nur zu fragen, kennen gelernt habt, soll auch Euer Verlobungsschmaus gefeiert werden. Wird's bald?

Die Stubenthür hatte sich bei den letzten Worten leise geöffnet und durch dieselbe waren der Assessor und Sidonie eingetreten.

Ist für uns auch noch ein Plätzchen am Tische, Du zärtlicher Herr Onkel?

Ei, ei. Bist Du auch da, mein Kätzchen? Und auch Sie, Marquis Posa meines Infanten? Aber kommt nur. Wir wollen schon satt werden. Der Sternwirth hat genug für uns Alle.

Die Gesellschaft, zu der sich auch Kellermann und dessen durch die Freude rasch genesene Frau gesellte, brach nach dem Garten auf.

Kellermanns Herz pochte hörbar vor Entzücken. Zu dem Letzteren trug neben der Freude über die glückliche Verlobung Mariens, die er lediglich als sein Werk betrachtete, besonders noch das Ständchen bei, welches die Frankenheimer Liedertafel soeben ihrem alten Mitgliede brachte. Denn der Executor Schwenz hatte als Dirigent die glückliche Idee gehabt, den Chor aus der „Königin von Golkonda" zu wählen und die Textworte „Es lebe lang' der Keimakan" in „Es leb' der lange Kellermann" zu verwandeln. Das Blut stieg dem Meister in Folge dieser Freude und des feurigen Weins zuletzt so lebhaft zu Kopfe, daß es sogar den tiefen Respect etwas nieder kämpfte, den ihm des Banquiers kluge Augen und dessen „grausam vieles" Geld eingeflößt hatten. Er erhob sich, um dem „Herrn Bruder" mit vollem Glase Brüderschaft anzubieten. Ein seltsames Lächeln und ein Augenblinzeln des alten Herrn machten ihn aber sofort wieder nüchtern. Zum Jubel der fröhlichen Gesellschaft vermochte er nur einige von Niemand verstandene Worte zu stottern und gerieth dann, nachdem er auf eine mystische Gesundheit sein Glas ausgetrunken hatte, in eine solche maaßlose Verwirrung, daß er sogar durchaus nichts gegen die Füllung des soeben geleerten Glases einzuwenden wußte.

Aus der Laube klangen lange noch, nachdem die letzten Töne des Ständchens verhallt waren, die frohen Stimmen unserer Freunde in die warme Nacht hinaus, weit über den stillen Gottesacker und über die eingesunkenen Gräber derer hinweg, die einst gelebt und geliebt, eine Ewigkeit des Glücks gehofft und erbeten und selige Ruhe gefunden hatten.

Zu der Linde empor klommen liebende Gedanken, sie haschten und wiegten sich auf den knorrigen, welterfahrenen Aesten, und alle Blätter des Baumes rauschten vergnügt dazwischen:

Lebt und liebt, ihr Glücklichen, und träumt wachend frohe Träume, bis ihr euch einst dort unten zum fröhlichsten Erwachen schlafen legt!

Der Zigeuner.*)

Ein alter Zigeuner ruht im Forst
Bei Brombeerbüschen im Wege,
Gestreckt auf dürres Laub und Moos
Die Glieder schläfrig und träge.

Nacht ist's um ihn, der Urwald schweigt,
Die Tannen, die Fichten und Eichen
Sie neigen die Wipfel, sie athmen tief
Die Luft von den oberen Reichen.

Am fernen Gebirg der Windhauch seufzt
Durch Felsengeklüft und Ritzen,
Das Schilfgras unten am Sumpfe sträubt
Lauschend die borstigen Spitzen.

Der greise Zigeuner ruht und träumt
Vom Reich in milderen Zonen,
Von Pyramiden und Gräbern d'rin
Unsterblicher Pharaonen.

„Aus zauberentfesseltem Sarge steigt
Der König im weißen Talare,
Sein Auge sprüht, seine Lippe lacht,
Mild duftet der Kranz in dem Haare.

Und wie er steigt zum Nil hinab
Auf friedlichen Palmenzweigen,
Da klingt die Zimbel, die Flöte girrt,
Hell locken Waldhorn und Geigen.

Und die in Mittag und Mitternacht
Und die in Osten und Westen,
All' die Geächteten ziehn herbei
Zu nimmer endenden Festen.

Wie Blumen schließen sich beim Mahl
Die tausendjährigen Wunden ...
Die Jungfrau'n tanzen, die Sphinx erwacht,
Die Heimath ist wieder gefunden.

O Liebeszauber im Vaterland,
Am Quell urewiger Wonne!
Den Göttern opfert!" — — Da rauscht's am Strauch
Den Dornbusch vergoldet die Sonne.

Der heimathlose Zigeuner springt
Vom Lager mit wilder Geberde,
Er seufzt und stampft den Wanderstab
Stumm-zornig gegen die Erde.

Eduard Kauffer.

*) Aus dem „Johannes-Album" (Chemnitz 1857.)

Erinnerung
an
Don Angel de Saavedra, Duque de Riva
von
Don José Zorilla y Moral.*)

Aus dem Spanischen
von
A. v. Winterfeld.

Sei willkommen, bleiche Luna!
Lasse deinen Strahl erhellen
Diese dunklen Menschenwellen,
Die mich hüllen in sich ein.
Sei willkommen, diese stillen
Julinächte zu versüßen,
Auf den Prado auszugießen
Deinen zauberischen Schein.

Bei dem dunklen Durcheinander
Dieser still bewegten Menge,
Diesem mystischen Gedränge,
Diesem Wogen, fern und nah,
Scheint mir diese Alameda,
Bei des Mondes bleichem Scheine,
Wie die stillen Zauberhaine,
Die ich, Dante lesend, sah.

Dieser flücht'ge Schall der Tritte,
Diese Worte, halbverloren,
Nicht bestimmt für uns're Ohren
Von der Lippe, die sie sprach,
Diese nebelhaften Schatten,
Die umkreisen mich, umschwirren,
Und die selber mich beirren,
Ob ich träumend oder wach!

Jene plauderhaften Schönen
In den blendend weißen Roben,
Die an uns vorüber stoben,
Leider, ach, zu flüchtig nur.
Diese eleganten Reiter
Auf den feurig stolzen Rossen,
Schwärmend flink um die Carrossen,
Suchen der Geliebten Spur.

Diese sanften Harmonieen,
Die entströmen, hier den Quellen,
Dort dem Laub, in sanften Wellen,
Zieh'n dem Menschenstrome nach.
Auf dem Boden, wie Tapeten,
Zittern flücht'ger Menschen Schatten,
Und auf jenen grünen Matten
Stiller Ulmen Blätterdach.

Dieser Obelisk, dem zärtlich
Dunkles Grün den Fuß umwindet,
Ruhm und Unglück uns verkündet,
Stolz und traurig, aus der Luft.
Jenes Tivoli, so schweigend,
Muß den Wand'rer übergießen
Mit dem wundervollen, süßen
Myrthen- und Orangen-Duft.

Und du klarer, blauer Himmel
Läßt uns deine Lichter scheinen,
Gold'nen Sternenglanz sich einen
Mit d[illegible] Mondes Silberlicht;
Machs[illegible]it deinem Zauberglanze
Aus dem stillen Juliabend,
Wunderbar die Seele labend,
Ein phantastisches Gedicht.

Heiliges Fanal der Nächte,
Stiller Mond! laß dich begrüßen;
Deinem milden Licht entfließen
Segnungen dem Erdenball.
Deine milden Troftesstrahlen
Uns're bange Brust durchziehen,
Und in fromme Harmonieen
Lösen sie des Herzens Qual.

Du entlockst dem Kelch der Blumen
Wohlgerüche, läßt die Seele
Jubeln durch der Vöglein Kehle, —
Scheinst du nicht, zieh'n sie davon.
Du entlockst des Zephyrs Wehen
Auf den unsichtbaren Schwingen
Jenes wunderbare Singen:
Fernen Echo's leisen Ton.

Und dein Licht, das diese Pappeln
Lieblich faßt in Silberrahmen,
Giebt die Blässe schönen Damen,
Die sie um so schöner macht.
Deiner Strahlen magisch Leuchten
Schmückt in diesem stillen Haine
Alles mit dem Heil'genscheine,
Der verkündet Gottes Macht.

Bleiche Fackel stiller Nächte,
Wie dein Licht, so leichtbeschwinget,
Tröstend in die Seele dringet
Und beruhigt ihren Schmerz!

---

*) Der populärste spanische Dichter der Jetztzeit.

Leuchte der Erinnerungen!
Was wir Süßes einst empfunden
In vergang'nen schönen Stunden,
Ruft dein Licht zurück in's Herz.

Nie vergess' ich jene Nächte,
Jene warmen, mondscheinhellen,
Wo du spieltest mit den Wellen
Auf dem Guadalquivir;
Wo ich, liegend in der Barke,
Fortgetrieben von den Wogen,
Schaute nach dem Himmelsbogen
Und mich unterhielt mit dir.

Langsam schaukelnd,
Mich umgaukelnd,
Trug die helle
Silberwelle, –
Vor dem Winde
Sanft sich kräuselnd
Und gelinde
Plätschernd, kräuselnd,
Meine Barke
Leicht dahin. —
Selig lag ich
Auf dem Rücken,
Mit Entzücken
Still zu lauschen
Sanftem Wehen,
Leisem Rauschen,
Das bezaubert
Herz und Sinn.
Und am Strande,
Auf den Feldern,
An dem Rande
Von den Wäldern
Flackern Feuer
Immer heller,
Immer freier.
Immer schneller
Fließen Flammen
Schnell zusammen.
Um sie hin
Lagern träge
Arbeitsleute;
Fischer zählen
Ihre Beute.
Enger rückt man
Bald zusammen,
Froher blickt man
In die Flammen.
Man erzählet
An dem Feuer
Abenteuer;
Wie sie quälet
Oft des Liebchens
Toller Sinn.
Töpfe steh'n auf bloßer Erde,
Dem improvisirten Heerde,
Ihre mag're Kost darin.

Nie vergess' ich jene Nächte
In Sevilla, wo empfangen
Ich, nach sehnlichstem Verlangen,
Angel! deinen Freundschaftskuß;
Wo in deinem Zaubergarten,
Zwischen schönen Myrthenbäumen,
In den dufterfüllten Räumen
Nur auf Blumen ging mein Fuß.

Immer werd' ich ihrer denken,
Jener heiter'n Feierstunden,
Deren Süße einst empfunden
Meine trunk'ne Seele ganz.
Wie viel schöner ist dein Garten,
In poetisch stillem Schweigen,
Als der Festsaal, wo der Reigen
Tobt um eitlen Festes Glanz.

Immer, wenn den Mond ich sehe
An dem Firmamente leuchten,
Wird mein Auge sich befeuchten,
Deine Wohnung schwebt ihm vor;
Und den Zephyr werd' ich bitten,
Daß er diesen Seufzer bringe
Meinem Freunde, und ihn singe
Wie ein Echo in sein Ohr.

Wenn du im azurnen Golfe,
In den kleinen Wasserhügeln,
Siehst das Mondlicht klar sich spiegeln,
Wenn's in deine Seele scheint —
Denk' daran, daß in Neapel,
In dasselbe Bild versenket,
Träumend steht und an dich denket
Und nach dir sich sehnt ein Freund.

Feuilleton.

Keine Crinoline mehr! Laut einer Nachricht des Pays zu Paris hat daselbst eine Versammlung „modeangebender“ Schneiderinnen stattgefunden und den Beschluß gefaßt: vom nächsten Frühjahr an die Reifröcke abzuschaffen und den Kleidern wieder eine menschlichere Form zu geben. — Werden die Beschlüsse dieses Schneider-Congresses durchgehen, sollten die letzten Tage der Crinoline bereits am Horizont der Mode aufdämmern? Ja! Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. Viele Damen werden sagen: „Rettung von Tyrannenketten, Untergang der Lügenbrut! aber nicht Untergang der Crinoline, in die wir uns hineingelebt haben.“ Sie werden sich behaupten im Centrum der sturmfesten Mitte, sie werden kämpfen für die Crinoline wie dereinst die Spartaner bei den Thermopylen und in höchsten Nöthen den Schlachtgesang anstimmen:

Ein Steifrockleben führen wir,
Geschwellt wie eine Tonne;
Ja, Crinoline für und für
Bleibt uns're Leibes schönste Zier,
Fischbein ist uns're Wonne.

Wie Blumen nur im Reif gedeihn
Und frischer blüh'n am Morgen,
Soll Crinoline uns erfreu'n,
Und knickt einmal ein Bügel ein,
Muß der Faßbinder sorgen.

Sonst mußt' manch Weib und Mägdelein
Mit falschen Waden storchen;
Jedoch so manches Säbelbein
Verdeckt die Crinoline fein;
Sie leb' hoch! — Guten Morgen!

Das Clavier in der Majorität. Bisher hieß es nur: „Der Uebel Größtes ist die Schuld!“ bald aber wird's heißen: Der Uebel Größtes ist das Clavierspiel. — Herr Bernhard Schik hat ein k. k. österreichisches Privilegium erhalten auf die Erfindung einer Vorrichtung, um mittelst des electrischen Stromes eine größere Zahl von Clavieren gleichzeitig ertönen zu lassen.

Das hat noch gefehlt! In manchem Hause hatte man an einem Claviere oft schon genug und jetzt soll die Sache in Masse vor sich gehen, mit vereinten Kräften. Wenn dies in meinem Hause geschieht, wo ein Schüler des Conservatoriums in die Fußtapfen des Tubal Kain getreten, von dem geschrieben steht: „er hämmerte Tag und Nacht“, dann ziehe ich aus, ich nehme Flügel der Morgenröthe und lasse mich in einem der amerikanischen Urwälder nieder.

Es giebt Instrumente und Spieler, wo man mit Recht sagen kann: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt!“ Wenn aber vermittelst des electrischen Stromes acht bis zehn Claviere sich zu einem Attentat auf die menschlichen Gehörwerkzeuge zusammen rottiren, dann heißt's: „Fliehe, wer kann!“

Ein Congreß von zwölf stimmberechtigten Clavieren und nur Einer im Spiele.

Wehe! wenn er losgelassen,
Rasend, ohne Widerstand,
In mehr als dreihundert Tasten
Widerhall und Echo fand.

Dann, geliebte Brüder in Apoll! wenn dies eine Wahrheit werden sollte, dann können wir in der That parodirend mit der Kindesmörderin von Schiller ausrufen:

Weinet um mich, die Ihr nie gefallen
In ein Haus, wo solche Töne sprühn
Und wo möglich zu des Busens Wallen
Heldenstücke die Natur verliehn.

O Bernhard! mit deiner Erfindung und noch darauf ein Privilegium für zehn Gulden und dreißig Kreuzer Einschreibegebühren. — „Ach! wär' Hugo heimgeblieben!“ dorten, „wo die altergrauen Schlösser sich entgegenschauen“ — Und dennoch hat die Sache einen Lichtpunkt, namentlich für Virtuosen. So kann z. B. Liszt in Leipzig ein Concert geben, läßt von seinem Clavier einen Draht nach Berlin und Dresden führen und macht somit drei Concerte auf einen Schlag. Reiche Leute, oder Kranke, Lahme, Gichtbrüchige, die nicht ausgehen können, leiten den Draht in ihr Zimmer und lassen sich auf ihre Kosten das Concert auf die Stube bringen.

Welche Sorgenlast würde damit einem Vater vom Herzen genommen werden, dessen Sohn sich auf dem 20 Meilen entfernten Conservatorium der Musik befindet. Der Alte weiß, daß sein Fleisch und Blut ein leichtes Bürschchen ist, das sich mehr in den Conditoreien und Billardstuben umhertreibt, als seinen Studien obliegt. Aber dem wird vorgebeugt. Der Papa klemmt heimlich in das Pianoforte seines Sohnes ein electrisches Drähtchen, führt solches unbemerkt durch das Ofenrohr nach der Eisenbahn bis zu Haus in seinen Klimperkasten. Auf diese Art hört er täglich, ob sein Sohn fleißig ist und was er für Fortschritte macht. — Ach! wie müßte

der Sohn aufhorchen, wenn ihm sein Vater brieflich meldete: Du Faulpelz hast gestern und vorgestern das Clavier nicht angerührt! oder: Dein heutiger Vortrag des Rondo capriccioso von Mendelssohn (Opus 14) war sehr lüderlich und gehackt! oder: in dem neuen Trio von Anton Rubinstein (B-dur) hast du heut Vormittag halb zehn Uhr sechs Mal falsch gegriffen. —

Ein gewisser Eckersberg gab vor etlichen zwanzig Jahren in Leipzig einmal ein Concert auf zwölf Pauken, jetzt aber wird man dreißig, vierzig, ja vielleicht funfzig Claviere in's Gefecht führen. Das Orchester wird im wahren Sinne des Wortes geräumt werden und in kleinen Concertsälen wegen dieser Flügel noch Ein Flügel angebaut werden müssen. Und daß so ein Clavierconcert klappt, daß es einschlägt und Beifall findet, daran ist nicht zu zweifeln, da hier vom Anfang bis zum Ende Alles wie am Drähtchen geht.

Die Schiffbrüche werden immer schrecklicher und ihre jährlichen Zahlen haben sich seit einem Menschenalter verdreifacht. Es kommen deren gegenwärtig nicht weniger als 4000 jährlich vor. Frankreich hatte im Laufe des Jahres 1856 an seinen Küsten 358 Schiffbrüche; die französische Marine im Ganzen 443. An den Küsten von England, Schottland und Irland verunglückten

681 Schiffe im Jahre 1850,
701 „ „ „ 1851,
1100 „ „ „ 1852,

im Jahre 1856 aber stieg die Zahl auf 1950 mit Verlust von mehr als zweitausend Menschenleben. In den ersten Tagen des Januars 1857 strandeten zwischen Shields und Yarmouth allein 60 Fahrzeuge, wobei über hundert Menschen umkamen.

Wo will das hinaus? Noch nie, melden Pariser Zeitungen, hat der Luxus und die Pracht in den Damenkleidern, sowie Allem, was zur Toilette der Frauen gehört, einen solchen Höhepunkt erreicht, wie jetzt. Der stete Wechsel mit den kostbarsten Stoffen scheint oft völlig auf den Ruin des Mannes abgesehen zu sein, wenn derselbe nicht im Stande ist, über Millionen zu gebieten. Noch unlängst kam der Fall vor, wo ein Pariser Ehemann die Rechnung über Kleider, Shawls, Hüte ꝛc. seiner Gemahlin empfing, die die Kleinigkeit von 45,000 Frcs. betrug. Also im Laufe eines Jahres über 11,000 Thaler die Garderobe eines gefallsüchtigen Weibes. Diese Putzsucht, dieser Hang zur Verschwendung, melden die Zeitungen, erstreckt sich bis auf die Mittelklassen der Gesellschaft. Dazu nun reiche Dienerschaft, das kostbare Meublement im Hause, verbunden mit glänzenden Diners, es bildet dies Alles einen Sturm auf die Finanzen, der nur zu bald das äußere Ansehen und die innere Ruhe untergraben muß.

Das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel bringt folgende amerikanische Bücheranzeige. — Das bevorstehende Erscheinen von Fanny Fern's „Fresh Leaves" findet sich in dem American Publisher's Circular (den typographischen Puff beiseite gelassen) folgenderweise angekündigt: „Das merkwürdigste Werk seit der Sündfluth! Vorausbestellung von 3,427,918,615 Exemplaren! — Nothgedrungene Verschiebung der Ausgabe bis Montag Mittag, den 8. September 1957! — Tiefbewegt bringen die Verleger zur Kenntniß, daß die erdrückende Menge der schon empfangenen Bestellungen auf ihr neues Werk (der Geldbedarf zur Bezahlung des Briefporto's hat zweifelsohne die gegenwärtige Panic in den Geldkreisen veranlaßt) sie durchaus nöthigt, die Ausgabe davon um ein Jahrhundert zu verschieben. Einstweilen erlauben sie sich die Versicherung, daß sie keine Mühe sparen werden, dem Bedarf, wie groß er auch werden mag, bis dahin vollständig genügen zu können. Sie haben die sofortige Herstellung von 50,000 mächtigen Druckpressen! contrahirt und zu deren Betrieb den bekannten Niagarafall gepachtet. Durch den täglich 36stündigen Gang dieser Pressen, die Sonntage und 4ten Juli's*) (indem dies sichtlich ein Nothfall ist) nicht ausgenommen, hoffen sie mit der hundertjährigen Frist der Nachfrage aufkommen zu können u. s. w.

Ein Prachtwaggon. In der Lauensteinschen Wagenfabrik zu Hamburg ist jetzt der dritte fürstliche Eisenbahnwaggon angefertigt worden, welcher an Eleganz die beiden frühern noch bei Weitem übertrifft. Es ist dies ein für die Elisabethbahn bestimmter Wagen des Kaisers von Oesterreich. Das Aeußere ist grün lackirt und mit reicher Bildhauerarbeit wie Goldverzierung versehen. Das Innere besteht aus vier Abtheilungen, welche in verschiedenen Farben mit kostbaren Seidenstoffen tapezirt und decorirt, sowie auf das Comfortableste möblirt sind. Ein Vorzimmer enthält zwei Divans und bewegliche Fauteuils, der kaiserliche Salon einen beweglichen Klapptisch, Lehnsessel, wovon einige zum Schlafen auszuziehen sind, bewegliche Tabourets, Fußschemel ꝛc. Das Toilettenzimmer, alle dazu gehörenden Gegenstände und ein Coupé endlich ist für die Damen des Gefolges eingerichtet. Die Fußböden sind getäfelt aus Jacaranda und Mahagoniholz. Der Waggon ist 38 Fuß Hamburger Maaß lang und 16 Fuß hoch. Eine zwei Fuß hohe, reich vergoldete Krone in der Mitte über dem Wagen wird allein auf 1000 Thaler geschätzt.

Standesunterschied am unrechten Ort. Ein Mann, der in den letzten Jahren einen großen Theil des deutschen Vaterlandes bereist und vorzüglich denjenigen Orten

*) Feier der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung.

seine Aufmerksamkeit gewidmet, wo Baukunst, Sculptur und Malerei einigen Stoff zu Betrachtungen gab, hat eine wiederum einreißende Sitte bemerkt, die eines Tadels wohl bedarf. Nämlich das Anbringen der Wappen über oder an den Kirchen-Logen. Es bleibt in jeder Rücksicht ein auffallender Widerspruch, in Gebäuden, zur gemeinschaftlichen Verehrung des höchsten Wesens bestimmt, eine so kleinliche Erinnerung an den Unterschied des Standes dieser Gottesverehrer anzubringen. Es erinnert dies an jenen schlesischen Pfarrer, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts das Kindlein seines Kirchenpatrons mit den Worten anredete: „Gnädiges Fräulein, befehlen Hochdieselben getauft zu sein?"

Lieder von Stradella. Man war bis jetzt der Meinung, daß von dem berühmten Sänger und Componisten Stradella nichts existire als die bekannte Hymne, welche er in der Sixtinischen Capelle in dem Augenblicke sang, als die drei Condottieri, welche Venetianer Patricier ihm nachgeschickt hatten, ihn erdolchen wollten. Vorigen Sommer fand man in dem reichen, noch nicht geordneten Manuscriptensaal der St. Marcusbibliothek eine Sammlung von 19 Gesängen von der Hand Stradella's, welche der berühmte Musiker im Hause Contarini's schrieb, als er die Tochter dieses Patriciers liebte. Halevy hat diese Lieder, welche meisterhaft sein sollen, mit Musik versehen.

Glückliche Erben. Die „Eidgenössische Zeitung" erzählt von einer Dienstmagd aus dem Würtembergischen, die seit Jahren in der Schweiz dient und nun mit zwei Schwestern eine Erbschaft von 35 Millionen Francs gemacht haben soll. Der Erblasser ist ein in Indien gestorbener Kaufmann Luzzormi, der 55 Millionen Frcs. hinterlassen. Bereits sind zwei Bevollmächtigte nach London abgegangen, um den Schatz in Empfang zu nehmen.

Curiosa. Aus Freude über die Geburt eines Prinzen stellte Peter der Große im Jahre 1715 eine Lustbarkeit an, wobei sein Hofnarr Satof, ein 84jähriger Mann, mit einer muntern jungen Wittwe verheirathet wurde. Eine Maskerade zu Schlitten und aus 400 Personen bestehend, begleitete das komische Paar in die Kirche. Die vier ärgsten Stotterer waren die Hochzeitbitter; vier dicke Personen, die sich in Folge ihrer Schwerfälligkeit mußten führen lassen, machten die Läufer und zu andern Dienern und Aufwärtern wurden lahme und blinde Greise genommen. So lange der Zug dauerte, wurden alle Glocken geläutet, alle Trommeln gerührt, alle Thiere zum Schreien und Brüllen gereizt, kurz Alles in Bewegung gesetzt, was ein Getöse machen konnte. Der Czaar selbst, so wie Viele seiner Umgebung, waren als friesländische Bauern gekleidet. Acht Tage lang, heißt es, war in ganz Petersburg kein nüchterner Mensch zu finden. (Webers verändertes Rußland. Th. I. S. 62.)

*** **Strafe geschlagener Ehemänner.** Darüber haben die Statuten der Schwarzburgischen Stadt Blankenburg folgende Bestimmung vom Jahre 1594: „Da ein Exempel gefunden werden sollte, daß ein Mann so weibisch, daß er sich von seinem Weibe raufen, schlagen, schelten ließe, und solches nicht gebührlicher Weise eifert oder klagt, der soll des Rathes beide Knechte mit Wollengewand kleiden, oder, da er's nicht vermag, mit Gefängniß gestraft und ihm hierüber das Dach auf seinem Hause abgehoben werden." — Eine ähnliche Strafe kam im Fuldaischen vor.

*** Im Jahre 1496 hatte zu Breslau ein Krämer, Namens Heinrich Wegerhan, sich beigehen lassen, Saffran und Pfeffer zu verfälschen. Es wurde ihm dafür als Strafe Hauptmannschaft und Stadt verboten und nicht wieder hereinzukommen bei hundert Jahr und Tag.

*** **Der heilige Viar,** der in Spanien verehrt wird, ist aus dem Titel eines römischen Beamten entstanden. Man fand auf einem Steine die Inschrift: SVIAR, wovon Anfang und Ende abgebrochen war und die vollständig heißen sollte: Praefectus viarum „Wege-Aufseher."

Merkwürdigkeit im Theaterleben. Laut einer Nachricht in Nr. 261 der „Ostdeutschen Post" hat der Hofschauspieler Meixner in Wien auf den Donau-Auen bei Aspern einen Adler geschossen. Merkwürdig! der Komiker schießt einen Adler, indessen der Director Cornet am Kärthnerthor-Theater unlängst einen großen Bock geschossen hat. Jedenfalls untersuchte Meixner sein Rohr vorher, während Cornet, wie alle Welt weiß, seinen Lauf nachher besehen hat.

Eine neue Pariser Zeitschrift ist die Revue française, welche monatlich drei Mal erscheint und sich weniger mit Politik als mit Kunst und Litteratur beschäftigt. Im neusten Hefte findet sich eine Uebersetzung der Gutzkow'schen Novelle: „Die Curstauben" von Auguste Delétre unter dem Titel: „Les pigeons messagers." Man begegnet hier vorzugsweise jüngern französischen Schriftstellern, die gründlicher und selbstständiger urtheilen, als die in Vorurtheilen und Parteilichkeit befangenen Berichterstatter der Revue des deux mondes, von denen sich vorzugsweise Herr St. René Taillandier immer mehr in leeres Geschwätz verliert.

Litteratur.

Aus dem Verlage von Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen sind uns folgende neuerschienene Bücher zugegangen, die wir ihrem Werthe nach so aneinanderreihen möchten:

1. **Engadin** von Dr. Jacob Papon, in Prosa abgefaßte Zeichnungen aus der Natur und dem Volksleben eines unbekannten Alpenlandes. — Der Autor ist Naturforscher und zwar ein echter Gelehrter, der nicht blos das Gestein und die Pflanzenwelt der systematischen Ordnung wegen merkwürdig findet, in die er sie am Studirpult bringt, sondern der mit warmem Menschenauge bewundert, sich erbaut und dem Leser ebenso sein kenntnißreiches Wissen wie die tiefergreifenden Schönheits-Eindrücke mittheilt, die seine Seele empfangen. Das Buch müßte einen trefflichen Wegführer und unterhaltenden Reisebegleiter für Alle abgeben, die so glücklich sind, das Thal Engadin besuchen zu können.

2. **Neue Reisebilder aus der Schweiz.** Von Adolf Stöber. Mit schwungreicher Poesie in wohlgeformten Versen hat die Seele des Dichters all' die großen Eindrücke reproducirt, welche die Schweiz auf Tritt und Schritt sowohl durch ihre Natur erzeugte, als durch die historischen Begebenheiten, welche sich an soviele Gipfel und Thäler knüpfen.

3. **Ein Liederstrauß.** Dichtungen von C. Pausch und J. J. Brugger. Tiefes Gefühl und romantische Auffassung der Natur zeichnen dies Werkchen besonders aus.

4. **Gedichte** von Theodor Klein, umfangreicher, als das vorige Heft, und ebenfalls voll sinniger Betrachtungen und glühender Empfindungen. Nur die Form macht dem Verfasser noch hier und da sichtbare Schwierigkeiten. Es ist aber besser, daß er lieber den Gedanken gerettet, als wenn er die geleckteſten Verse ohne Inhalt geschrieben hätte.

5. Ein Buch, blos für Frauen. Der Titel heißt: „**Die Hausmutter.**" Ein wirthschaftliches Hülfsbuch für Frauen und Mädchen der mittleren Stände. Mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von den Nahrungsmitteln und einem Kochbuch für die bürgerliche Küche. Von M. S. Kübler, Verfasserin des „Hauswesens," „Hausfrauenbreviers" 2c. Das Buch ist keineswegs das Einzige in seiner Art, im Gegentheil zählt es viel Verwandte, aber es ist so praktisch bearbeitet, daß wir es mit gutem Gewissen dem Theil des Publikums zum Gebrauch empfehlen können, für den es geschrieben ist.

Im Verlag von Ernst Riecker in Tübingen ist als Neuigkeit herausgekommen: „**Glaube, Liebe, Hoffnung.** Gewidmet den deutschen Jünglingen und Jungfrauen von Seraphine von Fulda." Die Verfasserin hat schon Mehreres gedichtet. Dies Werk ist jedoch das erste Kind ihrer streng-katholischen Muse, das uns zu Gesicht kommt. Es ist ganz im Sinn und Geist der Amaranth von Redwitz gehalten und die darin niedergelegte Poesie wird deshalb auch das nämliche Publikum zu hoher Verehrung stimmen, welches seine Glaubensinnigkeit an Redwitz's Psalmodien begeistert und genährt hat.

„**Meteore.** Novellen-Cyclus von Ernst Willkomm. 2 Bde. Nordhausen, Ad. Büchting 1857." Meteore! wir können nicht leugnen, dieser Titel ist etwas frappant, herausfordernd, denn ein Meteor ist eine glänzende Erscheinung. Doch dieser kleine Scrupel schwindet, wenn man sich mit dem Inhalt dieser zwei höchst nobel ausgestatteten Bände vertraut gemacht hat, und des Verfassers Namen bietet schon eine Bürgschaft, daß man nichts Gewöhnliches, Alltägliches empfängt. Von den sechs Novellen: Ueber den Bergen — Eine traurige Begebenheit — Meineidig — Cristallina — Die Möven als Rächer — Ein paar Originale — und Der glückliche Schmuggler, ist besonders die vierte und letzte hervorzuheben. Der Eindruck ist ein höchst wohlgefälliger und berechtigt uns, dem Buche das Wort zu reden, es in die Reihe derjenigen zu stellen, wo Verstand und Herz gleiche Befriedigung empfängt.

Theater.

Berlin. Am 16. November ging im Opernhause zum erstenmal der „Makbeth" von Wilhelm Taubert, unserm Königl. Kapellmeister, in Scene. Die Erwartungen waren eben nicht günstig gewesen. Das Süjet, das Shakespeare mit so riesenhafter Geistestiefe für die Ewigkeit zum non plus ultra aller tragischen Schauer gemacht, dies Süjet als Oper behandelt zu hören, ja sehr, sehr häufig Shakespeare's verba ipsissima im Libretto zu finden — das mußte vielfache Bedenken erregen. Um so erfreulicher sah sich das Publikum getäuscht. Wenn wir selbst uns auch mitunter eines Lächelns nicht erwehren konnten, z. B. Macduff's Worte bei der Nachricht von der Ermordung seiner Familie „Und ich muß ferne sein," die im recitirenden Schauspiel aus Ludwig Dessoir's Munde den unvergeßlichsten Eindruck auf uns geübt — wenn wir, wie gesagt, auch lächeln mußten, diese u. a. Stellen (so auch Makbeth's „Warum konnt' ich nicht Amen sagen?") gesungen zu hören, so sprach die Musik im Großen und Ganzen doch entschieden an. Die glückliche Benutzung einiger schottischen Volksmelodieen goß einen angenehmen, erfrischenden Hauch darüber, und nun noch das großartige Spiel der Johanna Wagner dazugerechnet — die Wirkung konnte nicht fehlen. Sehr klug war's vom Componisten, aus der einzigen Schlafwandlerscene

der Lady den kurzen 4ten Act zu machen. Das Genie der Wagner hatte dadurch Gelegenheit, ungestört und nicht unterbrochen von geringerer, weit hinter ihr zurückstehender Personal-Umgebung, seine magnetische Macht auf die Seelen der Lauschenden zu üben. Sie wird in dieser Rolle nicht blos als die erste Sängerin, sondern auch als die erste Schauspielerin Deutschlands dastehn. Nur Schade, daß dies Gestirn dem Himmel der Kunst sobald Valet sagen soll! — Unschön ist Taubert darin verfahren, daß er die Lady im 5ten Act wieder gesund auftreten, der Erstürmung ihres Schlosses beiwohnen und sie dann in den Abgrund springen läßt. — Den „Makbeth" sang Herr Salomon, den „Makduff" Herr Formes mit Beifall. Nach dem 2ten und 3ten Act wurde Taubert, der selbst den Dirigentenstab führte, stürmisch hervorgerufen. — Die Oper wird voraussichtlich hier oft zur Darstellung kommen und auch auswärts ein günstiges Schicksal haben, denn der Componist hat nicht sowohl die Worte des Textes in Musik gesetzt, als vielmehr verstanden, den Stimmungen der einzelnen Situationen den treffenden musikalischen Ausdruck zu geben, ein Verfahren, in welchem der berühmte Amadeus Hoffmann das größte, eigentlichste Verdienst des Tondichters suchte.

Moden-Bericht aus Paris.

Man sprach unlängst davon, daß sich eine Anzahl Näherinnen vereinigt hätten, die Mode der weiten Roben und abstehenden Unterkleider etwas abnehmen zu lassen. Wir erlauben uns aber daran zu zweifeln; — man erlaubt in Paris durchaus keiner Näherin die Macht dazu, wenn sie auch noch so sehr in der Gunst des Publikums steht; sie mag die Freiheit haben, jede andere Neuheit in dem Schnitt einer Robe oder dergleichen vorzuschlagen; aber nur den vornehmen Modedamen ist es ausschließlich erlaubt, Umänderungen in dieser Beziehung anzunehmen oder zu verweigern. Sie allein haben die bauschigen Röcke aufgebracht, und sie werden sie tragen, so lange es ihnen Vergnügen macht; diese Mode ist in den Sälen der großen Welt entstanden, und man kennt recht wohl die schöne Frau, welche sie zuerst in Aufnahme brachte. Was nun den Crinoline, die Stalfedern und Käfige u.s.w. betrifft, so ist in dieser Sphäre nicht mehr die Rede davon, und sie sind jetzt gewöhnlich. — Die gestärkten Röcke allein sind von der guten Gesellschaft angenommen; und wenn man aus Sparsamkeit noch dann und wann den Stahlfederrock trägt, so leugnet man es entschieden.

Was wir indessen bezeugen können, ist, daß die Roben weiter und gebauschter als sonst sind. Wir sahen eine Robe von hellrothem Atlas, mit kegelförmigem Besatz in weißem Atlas, mit schwarzem Sammet gesprenkelt. Das ausgeschnittene Leibchen hatte kurze Aermel, die nicht sehr weit waren; eine Berthe von zwei Frisuren in weißer Blonde, mit Posamentierarbeit verziert, mit drei hochrothen Puscheln in der Mitte des Leibchens, die vorn herunterfielen.

Die großen Toiletten sind noch selten in dieser Jahreszeit, denn die Salons sind noch nicht geöffnet, und die vornehme Welt ist noch theilweise auf dem Lande. Darum trägt man viel seidene Kleider in den Abendgesellschaften, die hier und dort stattfinden, doch wird noch nicht getanzt; man wird aber Tarlatan, Tüll oder Krepp dazu tragen, wie im vorigen Jahr. Die Tüllschleier, mit Gold gestickt und mit Sternen durchsäet, sind Mode, wenn die Damen aus der Oper oder vom Ball kommen; es soll eine Erinnerung an die spanische Mantille sein; es ist aber nicht leicht, ihn mit Grazie zu tragen.

Wir haben bereits von der modernsten Art der Hüte gesprochen, deren Fond oder Kopf gefältelt ist, oder wenigstens meistens. Indessen trägt man auch noch viele runde, platte Köpfe, und Mme. Alexandrine zieht sie sogar vor, besonders wenn der Hut ganz von Sammet ist. Wir sahen einen reizenden Hut von Felbel und kirschrothem Sammet, mit ähnlichen Federn; Gardine und Krämpe waren mit schwarzem Sammet besetzt; unter derselben eine einzige kleine kirschrothe Schleife; die Bindebänder in rothem Sammet, sehr breit, aber nicht sehr lang. Viele Capoten sind halb in Falten gelegt, d. h. der Kopf und die äußere Krämpe, das Andere platt im Allgemeinen; diese Capoten sind von Atlas und Plüsch, oder von Atlas und Sammet.

Niemand versteht es wie Mme. Alexandrine, eine allerliebste Coiffüre zusammenzusetzen oder ein kleines Häubchen von Band oder Spitzen zu einem Diner oder für's Theater. Die langen Puscheln zu Coiffüren, ja selbst an Hüten und Kleidern, sind sehr modern; doch giebt es viele Damen von feinem Geschmack, die sie nicht annehmen wollen. Wir sahen eine Coiffüre von Blonden, welche mitten auf dem Kopfe eine Guirlande bildeten, die von sehr kleinen Maraboutspitzen war. Diese

Federnguirlande ging hinten auf der Flechte zusammen, wo sie breiter wurde und durch zwei Puscheln befestigt war, die auf den Hals herunterfielen; diese Coiffüre ist in rosa ganz allerliebst.

Die Mode des Bournouß schließt nicht die der Kasacke mit Pelz besetzt aus, im Gegentheil, sie garantirt für deren Fortdauer in der Mode. Jede Dame kann einen Bournouß tragen, mag sie sein, wer sie will; für die reiche, vornehme Dame allein ist aber das edle Pelzwerk, weil es sehr theuer ist und keine Mittelmäßigkeit verträgt. Die Kasacke von Sammet mit langen Schößen, besetzt mit Marder oder blauem Fuchs, wird immer von gutem Geschmacke sein. Der blaue Fuchs, der im vergangenen Jahre von Reisenden, die den Prinzen Napoleon auf seiner Reise in die Polargegenden begleiteten, mitgebracht wurde, machte in Paris Furore, aber wenige Häuser waren im Stande, die Nachfragen nach demselben zu befriedigen. Man weiß, daß die Kaiserin diesem Pelzwerk einen solchen entschiedenen Vorzug gab, daß sie sogar zum Besatz einer Robe den Befehl gab, ihn kommen zu lassen. Diese Robe bestand aus zwei Röcken in violettem Sammet; der zweite Rock, an den Seiten offen, war mit blauem Fuchs besetzt; die Taille ohne Schooß und um den Hals und vorn herunter ebenfalls mit Pelz verbrämt. Indessen wird der Zobel immer den ersten Rang als Pelzbesatz behaupten; und Schwan bleibt immer reizend für Ballumhänge.

Auch die wohlriechenden Essenzen kommen wieder in Aufnahme bei der eleganten Welt. Seit einigen Jahren bediente man sich nur des „Iris de Florence“, des „Cedra“ oder des „Eau de Portugal“, welches Letztere auch immer beliebt bleiben wird. Neuerdings macht „Gellée“ viel Glück mit einem präparirten Parfüm aus Sandelholz und aus Bernstein, das ganz ausgezeichnet fein ist; doch bleibt das „Eau d'Iris“ immer noch das am meisten beliebteste; alle diese Wohlgerüche enthalten keinen Moschus, der ganz verpönt ist.

Erklärung des Modekupfers.

1. Camma-Mantel von Sammet-Tuch mit Borten, die Schmelzeicheln zieren, in Carreaux besetzt. Das Rückentheil des Mantels ist unten nach innen umgeschlagen; von der Schulter gehen tiefe Falten aus. Die Mitte des Rückens ist ein wenig bolzenförmig, und ein dreifaches Capüchon vervollständigt diesen Mantel. Der Aermel beginnt über dem Arm wie an einem Bournouß. Hut von geripptem Sammet, mit einem Fanchon von Sammet und Spitzen garnirt. Uebereinstimmendes Bavolet. Zwei Federn fallen hinten in die Falten des Bavolets herab. Im Innern Blonde und kleine Rosenbouquets.

2. Capulet Sammet-Mantel in Talmaform mit gefälteltem Rücken. Die Mousquetaire-Aermel, sowie der Mantel rundumher sind mit Pyramiden von Posamenterieen- und Schmelzen garnirt. Sammethut mit Federn an den Seiten.

3. Dauphine schwarzer Sammet-Mantel mit einem breiten Guipüre-Volant und mit einer Stickerei, die eine Draperie bildet und durch Knöpfe aufgenommen ist, garnirt. Er hat vorn die Form eines Shawls und hinten steigen Falten Louis XV. bis zum Halse herauf. Die kurzen Aermel sind glockenartig. Der in Nr. 2 erwähnte Hut von hinten gesehen: der Schirm ist muschelartig mit Spitzen bedeckt und an beiden Seiten mit Feder-Touffes garnirt; eine Spitze bedeckt das Bavolet.

4. D'Alloret Tuch-Mantel mit einer Innenseite von sogenanntem Bärenpelz. Der eckige Aermel, der gleichsam die Fortsetzung des Rückens bildet, ist mit mehreren Reihen übereinandergesetzter schmaler Fransen garnirt. Sammetbänder, am Rande gestreift, gehen rund um den Mantel und endigen in Trobdeln von Seide und Schmelzen. Taffethut mit einer Mode-Schleife, am Rande des Schirmes mit Blonden garnirt.

5. Palatin, großer Mantel von Chinchilla-Tuch. Der Rücken ist glatt, das Vordertheil fällt in Form einer Schärpe herab, zieht sich alsdann rings um den Arm und läßt einen Aermel ohne Naht sehen. Die Schärpe ist unten mit breiten Brandenbourgs garnirt und der ganze Mantel mit quergestreiften Sammetborten eingefaßt. Eine Franse beendigt die Garnirung. Hut von griechischem Sammet, mit einer Verzierung von Sammet und Blonde; kleine Eichelchen mischen sich in die Blonden des Schirmes und des Bavolets.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Einen Stahlstich.

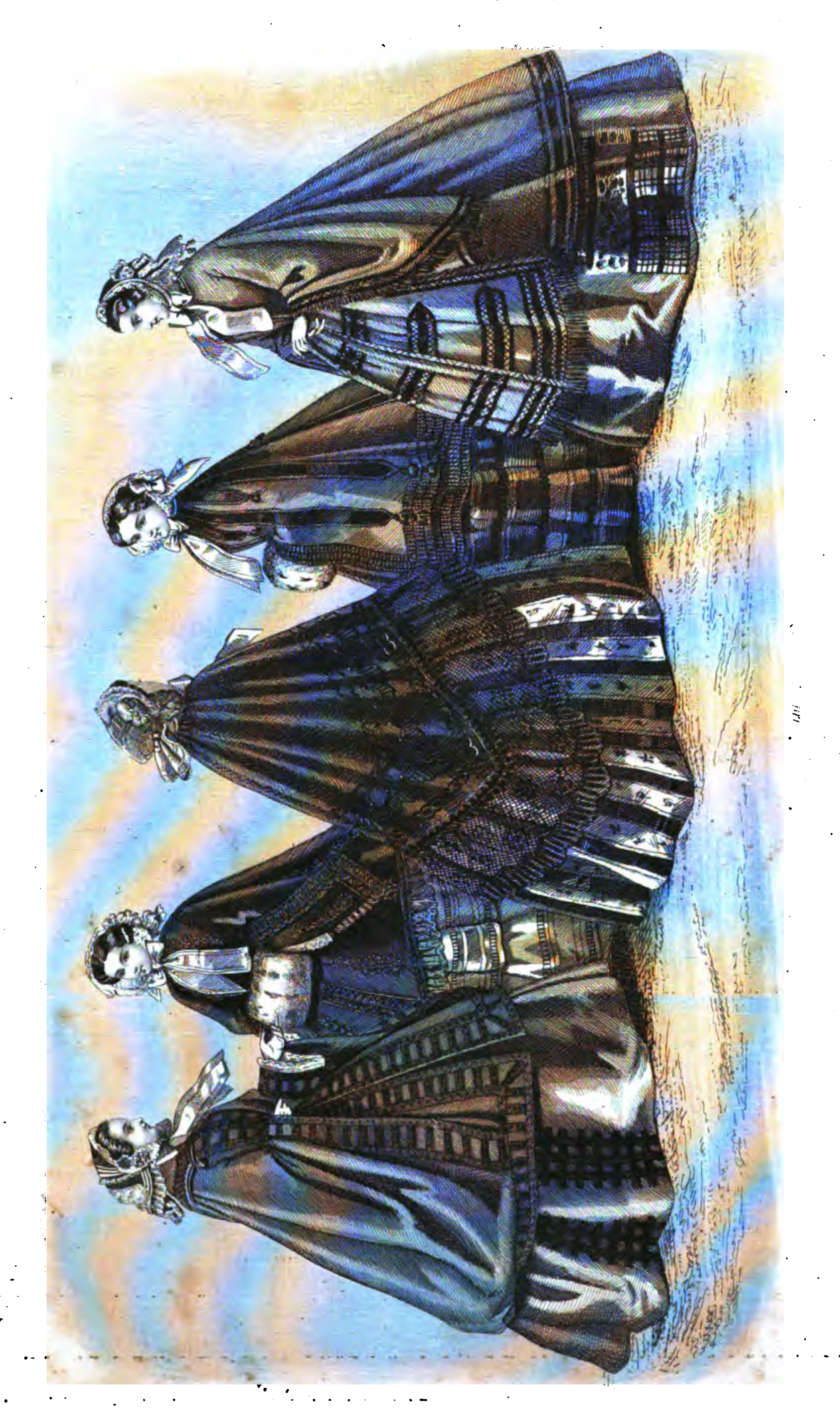
Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder zc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.



№ 49. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. D. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Frau Hilde.

Romantische Erzählung

nach einer thüringischen Volkssage

von

F. Schrader.

I.

> Aus dem tiefsten Schacht der Berge
> Zu dem Lichte
> Steigen Zwerge
> Kobold', Wichte;
> Schmach und Noth,
> Wie jähen Tod
> Bringen Kobold', Wicht' und Zwerge.
> (Altes Lied.)

Es geschah an einem schwülen Frühlingsmorgen des Jahres 1260, daß dunkle Wolken sich auf den Bergen des Eisenacher Landes lagerten und den Bewohnern der Burg Steinberg ein unheildrohendes Wetter verkündeten. Wirklich rollten hin und wieder schon Donner durch die Wälder, daß sich das Wild in seine Höhlen flüchtete. Hildegart, das edle Burgfräulein, stand am Fenster, küßte einen Brief, den sie schüchtern aus dem Busen zog, und ließ sinnend ihre Blicke in die Ferne schweifen; denn es war heute der Tag, an welchem — wie der Brief meldete — der Ritter Aribert in Begleitung ihres Vaters, Otto von Steinberg, von dem Turnier zu Nürnberg heimkehren wollte. Das Fräulein liebte den Ritter Aribert mit jugendlicher Hingebung und hoffte mit tiefem Sehnen auf seine Rückkehr, die durch ein heftiges Gewitter, wie sie in gebirgigen Gegenden nicht selten sind, leicht verzögert werden konnte. Hildegart verfolgte daher nicht ohne Bangen den Zug der Wolken und bat, daß der Himmel ihr nur heute gnädig sein und einen heitern Sonnenstrahl auf die Fluren niedersenden möchte. Als ob der Allmächtige ihr Gebet erhört hätte, zertheilten sich die Wolken, und bald schimmerte das schönste Blau hindurch.

„Da sieht man doch, was das Gebet eines schönen Fräuleins thut", sagte Erwine, die treue Dienerin, welche sich leise herbeigeschlichen hatte. „Vor wenigen Minuten noch schien sich des Wetters Unheil auf diese Burg entladen zu wollen, und jetzt — seht nur — jetzt drängt sich die Sonne hindurch und verspricht uns einen der heitersten Maitage."

„Ach, wenn du wahr sprächest, gute Erwine!" versetzte das Fräulein, von neuer Hoffnung belebt. „Aber man sagt, wenn die Sonne sogleich nach einem Gewitter scheine, daß dasselbe dann nur mit um so größerer Heftigkeit wiederkehre. Kann dies nicht auch heute der Fall sein?"

„Nicht so kleinmüthig und verzagt, schönes Fräulein, wenn man den Bräutigam erwartet. Das ziert junge Damen nicht; diese müssen immer froh und guter Dinge

der Herlinge. Er hatte den Tod einer seiner Mündel, eines Fräuleins von Herlingen, an König Ermenfried gerächt, von welcher Zeit er der treue Eckart hieß. Nach dieser edlen That zog er sich lebensmüde auf Burg Steinberg zurück, um Amelinens, seiner schönen Tochter zu warten. Ein Ritter aus Thüringen, der edle Tannhäuser, kehrte einst bei ihm ein, sah und liebte Amelinen, gewann die Gunst des Vaters und warb um das Fräulein. Allein Ameline war einem Ritter aus Franken zugethan und verschmähte den Thüringer. Tannhäuser verließ in Verzweiflung die Burg, ergab sich der Lust der Hölle und ward Frau Hilda's Beute. Eckart, voll Kummers um den edlen Tannhäuser, verfluchte die ungerathene Tochter, sagte Burg Steinberg auf immer Valet und begab sich trauernd an den Hörselberg. Einst war Frau Hilde auf die Jagd aus und die Pförtnerin hatte das Bergthor offen gelassen. Eckart drang hinein, befreite den Tannhäuser und geleitete ihn gen Rom zum Stuhle Pabst Urbans. Inzwischen kehrte Frau Hilde von der Jagd zurück, fand die Pforte offen, den Tannhäuser entführt. Wüthend schleuderte sie die nachlässige Pförtnerin in den tiefsten Schacht des Berges und verhieß schwere Rache an Eckart. Sie verwirrte der fluchbelasteten Ameline die Sinne, zog sie in den Hörselberg, zwang ihr das Pförtneramt auf und schwur, alle hundert Jahre auf St. Urban eine Braut aus dem Geschlechte Eckarts durch Entführung des Bräutigams unglücklich zu machen."

„Allmächtiger Helfer! Ich ahne!" rief angstvoll das Fräulein.

„Höre weiter", fuhr der Burgherr fort. „Nicht eher sollte Ameline Vergebung, das Haus Steinberg die Erledigung des Fluches und der treue Eckert die ewige Ruhe erlangen, als bis eine Steinberg, Amelinens Schuld sühnend, für den geraubten Geliebten ihr Leben und ihre Seligkeit dahin gäbe."

„Haltet ein!" rief da Erwine. „Martert Euer Kind nicht langsam zu Tode!"

„Höre nur das Ende noch", sprach der Vater und fuhr fort: „Nicht minder unglücklich ging es dem Tannhäuser zu Rom. Pabst Urban ergriff ein weißes Stäbchen und rief zornig: so wenig dieser dürre Stab grünen wird, so wenig werden Dir die Sünden vergeben werden. — Der ewigen Seligkeit verlustig, begab sich Tannhäuser wehklagend in den Berg zurück und Eckart hielt seufzend Wacht, wie vordem. Hundert Jahre waren vorüber, als einer Steinberg in Ritter Sachsenheim der Bräutigam entführt wurde, den nie ein Auge wiedersah. Der heutige Tag beschließt das zweite Jahrhundert, — unglückseliger Tag!"

„Ich bin verloren!" rief das Fräulein, indem sie in den Schooß des Ritters Aribert sank. Durch diese Erschütterung erwachte der Ritter.

„Was wollt Ihr? Wo ist mein Schwert?" rief er, indem er finster um sich blickte und seine Braut erkannte. „Du hier?" fragte er im Tone der Verwunderung. „Hinweg, hinweg, Unglückliche, und such' mich zu vergessen! Mein Schicksal ist bestimmt, ich darf länger hier nicht weilen."

„Aber, Ritter, um Gottes Willen, was ist Euch? Was führt Ihr für eine Sprache? Wo wollt Ihr hin?" fragte das Fräulein mit schmerzzerrissener Brust, während der Burgherr sprachlos daneben stand.

„Forsche nicht weiter; ich selbst weiß nicht, wohin mich's zieht!" Er drückte noch einen feurigen Kuß auf Hildegart's schwanenweiße Stirn und stürmte hastig fort. Alle blickten ihm erstaunt nach, ohne im Stande zu sein, ihn zurückzuhalten oder mit Blicken zu verfolgen. Es herrschte die tiefste Bestürzung.

II.

Im Mondesglanze
Mit Pfeil und Lanze
Ueber die Felder,
Ueber die Wälder
Berge und Thäler
Brauset die lärmende Jagd.
(Altes Lied.)

Es dämmerte bereits der Abend, als zwei Frauenzimmer auf dem Hörselberge sichtbar wurden und eifrig nach Etwas zu suchen schienen. Das Antlitz Beider trug das Gepräge von Kummer, Angst und Sorge und nicht selten entstürzten dem Auge der Jüngeren Thränen des Schmerzes. Es war Hildegart mit Erwinen, welche schon mehrere Stunden lang die Gegend nach dem geliebten Aribert durchforscht hatten, ohne jedoch die mindeste Spur von ihm aufgefunden zu haben. Keine wußte, wohin er so schnell geflohen war; doch ahnten Beide das Entsetzlichste. Muth- und hoffnungslos geworden durch das lange fruchtlose Herumirren, mahnte Erwine endlich zur Rückkehr.

„O, gebt doch endlich meinen Bitten Gehör und kehrt zurück", bat die treue Dienerin. „Schon ist die Sonne hinter den Bergen und der gestrenge Herr wird sich um die lange Abwesenheit der Tochter ängstigen. Ich bitte Euch, kehrt um; laßt den verschwundenen Ritter durch die Knappen Eures Vaters suchen und bedenkt, daß Ihr schon weit über Eure Kräfte gegangen seid. Seht nur, wie Steine und Gestrüpp Euch die Füße blutig geritzt haben. Kehrt um, gnädiges Fräulein!"

„Meinst Du, Deine Worte werden mich bethören? Spare sie."

„O seid doch vernünftig, schönes Fräulein, und denkt an den Schmerz Eures Vaters, den Ihr, ohne ein Wort zu sagen, verlassen habt. Nehmt Rücksicht auf ihn und bedenkt, daß Ihr die Letzte seines Stammes seid. Wer sollte einst seine zitternden Füße leiten?

Dem Auge des Fräuleins entstürzte ein Thränenstrom; es zeigte mit einem gläubigen Blick nach oben.

„Kehrt um, ich beschwöre Euch", flehte die Dienerin von neuem; „Ihr werdet den Geliebten nimmer wieder finden!"

„Glaubst Du das? — Ich kehre nur mit ihm oder — nie zur Burg zurück! Und gereut es Dich, mich begleitet zu haben, so kehre Du zurück, den Entschluß meinem Vater zu verkünden. Ich gebe Dir Freiheit, zu thun, was Dir beliebt. Geh! Laß die Unglückliche, die Verlassene, allein, laß . . ."

„Ich bitt' Euch, schweigt! Nie, nie werd' ich meine Herrin verlassen und sollt' ich mit ihr untergehen!

„Recht so, treue Erwine", sprach das Fräulein, mit einem leisen Druck der Hand, „verlaß mich nicht in dieser peinlichen Stunde; hilf mir vielmehr den geheimen Eingang in den Hörselberg entdecken. Den Geliebten muß ich wiederhaben und sollt' ich ihn dem Innersten der Erde, dem Fürsten der Finsterniß entreißen müssen! Doch still! Wir sind an der Morgenseite des Berges. Hier muß die Pforte sein."

„Die werdet Ihr ohne fremde Hülfe niemals finden", antwortete eine fremde, männliche Stimme. Beide Frauen blickten sich erschrocken um und sahen einen Mann von kleiner, untersetzter Statur vor sich stehen, der den Kopf verbunden und einen Sack über die linke Schulter geworfen hatte. Sie sahen sich einen Augenblick verlegen an.

„Was führt Euch in diese Einsamkeit und auf die Höhe des Berges?" fragte endlich das Fräulein, nicht ohne einen Anflug von Furcht.

„Hab' heilsame Kräuter gesucht auf dem Berge", gab der Fremde zur Antwort, „und edel Metall aus den Steinen geklopft; will nun in's Thal hinab. 'S wird thauig schon und naß, da taugen die Kräuter nicht; auch wird die Mondsichel schon sichtbar. Ich rath' Euch, mit mir heim zu geh'n, die Sternzeichen deuten eine Schauer-Nacht."

„Was können wir zu fürchten haben?" fragte scheinbar herzhaft das Fräulein.

„Seid Ihr hier so fremd, daß Ihr also sprecht? Wißt, das ist der Hörselberg, wo Frau Hilde Horst hält; hier ist die Pforte, aber Ihr könnt sie nicht sehen, weil Ihr kein Sonntagskind seid und die geheime Wissenschaft der Steine und Kräuter entbehrt. Vor der Pforte sitzt der treue Eckart und warnt Jedermann. Ich rath' Euch, geht mit mir! Mitternächtlich zieht Frau Hilde auf die Jagd, und dann wehe Dem, der ihr begegnet, er ist für das Erdenleben, wie für die Ewigkeit verloren."

„Folgt dem Rathe dieses Mannes, Fräulein, und laßt uns hinab geh'n", bat die Dienerin.

„Willst Du? — Ich bleibe."

„Ihr glaubt mir nicht, wie es scheint", fuhr der Fremde fort. „Da, nehmt dies Kraut, bestreicht damit dreimal Eure Stirn und Augenlider. So. Seht und glaubt Ihr nun noch immer nicht?"

„Ach ja! Gott sei gelobt, wir sind am Ziele! Ich sehe die Pforte und sehe auch den treuen Eckart, wie er mit seinem langen, eisgrauen Bart sorgsame Wacht hält. Da, nimm auch Du das Kraut, Erwine, damit Dein Auge heller sehen lernt, und laß uns eilen, ihn zu retten! O, Aribert!"

„Aribert?" wiederholte leise der Fremde. „Das ist auch mir ein theurer Name. O wär' es derselbe, der mir heute Morgen das Leben rettete, wie wollt' ich Alles aufbieten, es ihm zu vergelten!"

In diesem Augenblick erscholl aus der Tiefe des Berges ein hohler, schauerlicher Ton und fast schien es, als ob der Berg merklich schüttere. Da erfaßte der Fremde stürmisch des Fräuleins zarte Hand und sprach: „Kommt, kommt mit mir in's Thal, Frau Hilde begehrt ein Opfer!"

„Dank Euch, Herr, recht innig für Euren Liebesdienst", entgegnete das Fräulein, indem es schüchtern die Hand zurückzog; „aber wir bleiben."

„Nun, dann behüt' Euch Gott, edles Fräulein!" sprach der Fremde, indem er sich scheinbar verabschiedete, in der That aber nur um eine Felsenecke bog, wo er stehen blieb, die beiden Frauen ungesehen beobachtete und im Stillen sich gelobte, ihnen im Nothfall beizustehen.

Als Hildegart sich mit Erwinen allein glaubte, warf sie sich mit der Begleiterin auf die Erde nieder, faltete die Hände und betete:

„Hohe Himmelskönigin,
Reiche Gnaden-Spenderin,
Blicke mild auf mich herab,
Stürz' mich nicht in frühes Grab!
Laß mich Deine Huld umwehen,
Den Geliebten wiedersehen!"

Da öffnete sich die Pforte und sie sah eine Menge Ritter und Edelknappen aus ihr hervorgehen, denen Hilde, im Amazonenkleide, und von vielen wunderbaren Wesen umgeben, folgte. Sie alle waren mit Köchern und Pfeilen versehen. Ihnen voraus ertönte verworrener Hörnerklang, untermischt mit Hundegebell.

„Der Himmel ist mir gnädig, Erwine", sprach das Fräulein, sich langsam erhebend. „Siehst Du Hilde mit ihrem Gefolge ziehen? — Und sieh!" rief sie freudig, „die Pforte ist offen und der treue Eckart winkt mir, näher zu kommen."

„Wohl sah ich die wilde Jagd vorüber ziehen, edles Fräulein. Aber um Alles in der Welt, wagt nicht die Wohnung der bösen Hilde zu betreten, es würde mir und Euch das Leben kosten."

„Und hätt' ich zehn Leben, ich würde keinen Augenblick zögern, sie um die Rettung des Geliebten hinzugeben. Ja, ich würde selbst den Verlust der ewigen

Seligkeit nicht scheuen. Doch komm! Die entscheidende Stunde, auf die ich so sehnlich gewartet, ist da. Hier will, hier muß ich den Geliebten wiederfinden, mir sagt es mein Herz. Wie? ich zittre? Nicht doch; Muth, Muth, Hildegart!" rief sie. „Als die edelste meines Geschlechts, als die hochsinnigste der Steinberge wird man mich preisen, wenn ich thue, was vor mir keine zu unternehmen gewagt hat. Mein Leben und meine Seligkeit opfere ich Aribert, ohne den mir das Leben gehaltlos und öde ist! Was ist auch ein Weib ohne Liebe? D'rum will ich mit Aribert leben oder mit ihm sterben!" Bei diesen Worten stürzte sie sich mit so wilder Hast auf die Pforte zu, daß Erwine ihr kaum zu folgen vermochte. Allein sie schreckte ebenso schnell zurück, denn als sie den Eingang erreicht hatte, traten ihr Aribert, Tannhäuser und die Pförtnerin entgegen, welche Letztere ihr näher kam und sprach:

„Fürchte Dich nicht, Hildegart, ich, Deine Aeltermutter, die unglückliche Ameline, führe den Geliebten Dir zu. Der Himmel nimmt gnädig Deinen Willen für das Opfer an, — Hilde's Fluch ist entkräftet, Dein Aribert frei!"

„Mein Aribert frei!" rief Hildegart und schlang feurig die Arme um den Geliebten.

Während diese in der Wonne des Entzückens schwelgten, wandte sich die Pförtnerin an den Ritter Tannhäuser und sagte zu ihm: „Ihr, Tannhäuser, hattet keine Ahnung, daß Ameline in Eurer Nähe weilte. O, wie langsam schleichen einer Reumüthigen die Jahrhunderte hin! Nennt man Euch nicht unwahr den edlen Tannhäuser, so löscht meine Schande aus und vergebt mir, damit ich endlich die ewige Seligkeit erlange!"

„Ich liebte Euch", sprach dieser, „darum vergeb' ich Euch, Ameline, und zwar um so lieber, da Ihr mich aus Hilde's Gewalt, aus dem Pfuhle ewigen Verderbens entführt habt."

Da sank die Pförtnerin vor Eckart, dem treuen Hüter der Pforte, auf die Kniee und flehte: „O, mein Vater, seid Ihr nun versöhnt?" Dadurch aufmerksam geworden, erblickte Tannhäuser den treuen Eckart und rief verwundert: „Wie, auch Ihr wacht noch, Eckart?" Da breitete der treue Hüter seine Arme aus, umfaßte seine Kinder und sprach: „Alles sei vergeben und vergessen! — Nun komm, Fürst der Gräber, und schließe mir die alten Augen zu. Ich bin müde, sehr müde, und sehne mich nach der ewigen Ruhe."

„Der Friede Gottes beschatte mich und Euch!" sprach die Pförtnerin, während Hildegart, welche bei der Umarmung ihres Geliebten zu träumen wähnte, nun völlig zum Bewußtsein erwachte. Sie blickte verwundert um sich her und als sie sich überzeugte, daß Alles, was sie sah, Wirklichkeit war, da faltete sie unwillkürlich die Hände zum Gebet und lispelte:

„Du, die über Wolken steht,
Engel trugen mein Gebet
Uns zu retten, zu Dir hin,
Hohe Himmelskönigin.
Du hast mir zu Lieb' und Leben
Aribert zurückgegeben."

„Ja, sie hat Dir mich zurückgegeben, theure Maid!" rief der Ritter, tief gerührt durch die seelenvollen Worte seiner Hildegart. „Nun soll uns keine Zaubermacht mehr trennen. Du hast mich gerettet und ich gehöre nun Dir mit Leib und Leben an."

Mit himmlischem Entzücken sanken sie abermals einander in die Arme und hielten sich, Brust an Brust gedrückt, lautlos umschlungen, als das Geräusch von Männertritten sie störte. Es kam näher; sie blickten auf und — sahen Otto von Steinberg mit dem Knappen Veit vor sich stehen.

„Endlich, endlich, Kinder, hab' ich Euch gefunden!" rief der Burgherr, indem er auf Beide zueilte und sie stürmisch an sein Herz drückte. Veit ließ sich vor seinem Herrn auf die Kniee nieder und weinte Freudenthränen.

„Ja, theurer Vater, ich habe Aribert wieder! Ich halte Euch, ich halte ihn umschlungen, und — er liebt mich noch! Vergebt mir, daß ich heimlich Euch verließ, um ihn zu suchen. Ihr habt Euch wohl sehr bekümmert?"

„Sehr, liebe Tochter. Doch als ich Dein Verschwinden inne ward, bot ich alle meine Männer auf und durchstreifte mit ihnen die ganze Gegend, mit dem Vorsatze, nicht eher wieder heimzukehren, als bis wir Dich und Aribert gefunden hätten. Dieses Vorhaben ward in uns noch mehr bestärkt, als wir des Ritters Schärpe im Grase fanden, was uns anzudeuten schien, daß auch der Besitzer in der Nähe zu finden sein müßte. Wir durchsuchten jede Schlucht, jeden Winkel, jedes Gebüsch und — waren endlich so glücklich, euch beisammen zu finden."

„Und auch ich bin hier, edler Ritter", sprach Erwine, indem sie seine Hand erfaßte. — „Doch, was weilen wir noch länger? Laßt uns aufbrechen, ehe Frau Hilde zurückkehrt und neues Unglück über uns verbreitet."

„Ja, laßt uns fliehen!" rief Aribert; „fort, fort! aber wohin? Wir dürfen ihr nicht begegnen, sonst sind wir des Todes! Doch halt! Ich will jenen Fels ersteigen; vielleicht, daß ich erblicke, wo die Jagd sich hingewendet hat; dann schlagen wir den entgegengesetzten Weg ein. D'rum harret nur einen Augenblick", bat Aribert und beeilte sich, die Felsenspitze zu erklimmen. Doch kaum war er oben angekommen, als ein entsetzliches Geräusch die Luft durchdröhnte, das die Ankunft der Frau Hilde mit ihrem Jagdgefolge verkündete. Aribert stürzte auf die Kniee und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Das Gebraus kam näher; wilder Gesang er-

scholl durch die Lüfte und man glaubte folgende Worte zu vernehmen:

Das Jagdhorn schallt, die Geister hausen,
Frau Hilde kehrt mit Sturmesbrausen,
Sie kehrt im wilden Zorn zurück. —
Es droht Gefahr Frau Hilde's Glück!
Wer ließ ihn aus dem Berg heraus,
Wo ich ihn hielt für mich gefangen?
Es glüh'n für mich nur seine Wangen. —
Umgieb mich, Blitz und Sturmesgraus!
Tod oder lebend, ist er mein,
Frau Hilde's Buhle muß er sein!"

Ein dunkler Wolkenschleier überzog das sanfte Licht des Mondes. Der Berg erzitterte in seiner Grundveste, und es schien, als ob die ganze Natur in wildem Aufruhr sich befände. Das wilde Heer war näher gekommen. Man fühlte das Schauerliche; die Haare sträubten sich, das Blut stockte in den Adern, und doch konnte man Nichts sehe, denn es war ringsum finstre Nacht. Man zitterte und war voll banger Erwartung, wie diese Schreckensscene enden werde. Da vernahm man einen Schrei, einen Schrei aus dem Munde Ariberts, und gleich darauf hörte man mit Entsetzen, wie ein gewichtiger Gegenstand aus der Höhe in die jähe Tiefe hinabstürzte. Alle waren wie vom Blitz getroffen und sanken betäubt zur Erde nieder. Erst nach mehreren Minuten kam man wieder zur Besinnung. Man blickte schaudernd um sich, aber — alles Grauenvolle war verschwunden; die Natur war wieder ruhig, und der Neumond beleuchtete die Waldgegend mit seinem bleichen Silberlicht. Schon glaubte man geträumt zu haben, als Hildegart den Namen Aribert nannte. Mit diesem Namen erwachten in der Erinnerung alle Schrecken wieder; man hielt ihn für verloren und wollte sich von neuem der Verzweiflung hingeben, als der Ritter, von einem fremden Manne geführt, in ihrer Mitte erschien.

„Aribert! Aribert! bist Du es wirklich?" riefen Alle wie aus einem Munde. Nur Hildegart schwieg; der abermalige Verlust des Geliebten hatte sie in einen todtenähnlichen Zustand versenkt.

„Beruhigt Euch, er ist's und lebt!" sprach der fremde Mann. „Kam ich doch zur rechten Zeit, ihn bei dem jähen Felssturz aufzufangen. Er ist zwar am Kopfe leicht verwundet, 's hat aber keine Gefahr."

„Edler Fremdling, wie kann ich Dir danken?" sprach endlich der Ritter, indem er tief aufathmete.

„Habt schon im Voraus gedankt", entgegnete Dieser. „Seht mich nur an, ich bin Bogislav, den Ihr heute Morgen aus Räuberhand befreitet."

„O ich danke Dir dennoch, edler Mann!" sprach er mit einem kräftigen Druck der Hand, und eilte auf die harrende Gruppe zu. Er erblickte Hildegart am Boden liegen und rief außer sich: „Großer Gott, ist sie todt?"

Von dem wüthendsten Schmerz ergriffen, warf er sich neben ihr nieder und bedeckte sie mit feurigen Küssen. „Still, still!" rief er endlich, „mir war's, als ob die Wimper zuckte. — O, daß es keine Täuschung wär'! — Nein, nein! die Wimpern bewegen sich — der Busen wogt — es färbt sich die Wange — das Auge thut sich auf — Sie lebt! Sie lebt!"

„Gott sei gedankt, sie lebt!" wiederholte der Kreis.

Wirklich kam Hildegart wieder zu sich und schaute die Umstehenden verwundert an.

Alle bestürmten nun den Ritter mit Fragen, was eigentlich mit ihm geschehen sei.

„Ich fühlte — sprach Dieser — als ich die Höhe des Felsens erklommen hatte, mich von einem unsichtbaren Arm ergriffen und in die endlose Tiefe hinabgeschleudert. Ich empfahl meine Seele dem Himmel und — erwachte am Fuße des Berges in den Armen eines Mannes, der mich dort aufgefangen und mich so von einem sichern Tode gerettet hatte. Er heißt Bogislav und ist ein Böhme, wie er sagte."

„Es war derselbe, der uns die Pforte sichtbar machte", sprach Erwine, „doch wo ist er hin?"

„Er hat Gleiches mit Gleichem vergolten", versetzte Veit, „und ist gleich meinem Herrn ohne Dank davon gegangen."

Man schaute sich überall nach ihm um, erblickte aber statt seiner den treuen Eckart auf einem Felsenvorsprung sitzen, umgeben von dem Ritter Tannhäuser und seiner Tochter Ameline, der Pförtnerin am Hofe der Frau Hilda. Der treue Eckart winkte und sprach hierauf mit einer tiefen Baßstimme:

„Kehrt nach Eurer Burg zurück!
Dieser Berg, er wird versinken!
Keine Inschrift wird mehr winken
Zu Frau Hilda's falschem Glück!"

Was der greise Hüter gesagt hatte, geschah. Der Berg, oder vielmehr der Theil des Berges, auf welchem der treue Eckart mit seinen beiden Leidensgenossen saß, stürzte mit furchtbarem Krachen zusammen und begrub die drei Wesen unter seinen Trümmern. Von jähem Schreck erfüllt, begaben sich Aribert und Hildegart mit dem übrigen Gefolge eilig hinweg nach der unfern gelegenen Burg. Die Liebenden schmiegten sich enger und inniger aneinander, um nicht abermals getrennt zu werden. So gelangten sie tief in der Nacht auf Steinberg an. Dort harrte ihrer bereits der Kapellan, der den Bund ihrer Herzen segnete.

Ritter Aribert schrieb das Ereigniß dieses Tages nieder. Was aber im Innern des Berges, am Hofe der Frau Hilda, mit ihm vorgegangen, das hat er keinem menschlichen Ohr vertraut, das hat er als ein unverbrüchliches Geheimniß bewahrt und mit sich in's Grab genommen.

Erinnerung an Sir Wordsworth, Esq.

von

A. von Winterfeld.

William Wordsworth ward geboren zu Cockermouth in Cumberland am 7ten April 1770. Im Alter von acht Jahren ward er auf die Schule zu Hawkeshead in Lancashire geschickt, die damals für eine der besten Lehranstalten im Norden Englands galt, und hier offenbarte sich schon die glühende Liebe Wordsworths für die Poesie, indem er schon damals seine Freistunden zum eifrigen Studium der besten Dichter Englands verwandte und sich sogar selbst in poetischen Schöpfungen versuchte, die er später in seinen „Juvenile Pieces" zusammentrug. Von der Schule zu Hawkeshead ging Wordsworth, vortrefflich vorbereitet, zur Universität nach Cambridge im Jahre 1787, wo er geraume Zeit blieb und von wo aus er schon Reisen durch Frankreich, Savoyen, die Schweiz und Italien machte. Auf diesen Touren entstanden die trefflichen Gedichte, die wir in seinen Werken unter der Rubrik: „Descriptive Scetches in Verse" finden. Kurz nach seiner Rückkehr verließ Wordsworth die Universität und durchreiste England und Schottland, schwelgend in der landschaftlichen Schönheit, an der diese beiden Länder so unendlich reich sind. — „Du, Natur, bist meine Gottheit" ist das Motto, das man über Wordworth's Poesien setzen muß, denn nie knieete ein innigerer Verehrer vor ihrem Altar, oder feierte ihre Mysterien mit einer zugleich so glühenden und so tiefen Vergötterung. Nachdem unser Dichter noch einmal in Paris gewesen und durch die Schrecken der Revolution daraus vertrieben worden war, begann er, nach England zurückgekehrt, wieder seine Fußreisen durch sein geliebtes Heimathland und ließ sich dann, auf kurze Zeit, in Dorsetshire nieder. — Endlich schien Wortsworth des ewigen Umherwanderns überdrüssig zu werden und wählte 1797 deshalb Alforden, ein altes Haus in einem romantischen Thal, zwei Meilen von Nether-Stowey, im nördlichen Somersetshire, zu seinem Wohnsitze, wo er mit dem ihm gleichgesinnten Coleridge eine intime Freundschaft schloß, mit ihm die benachbarte Gegend durchstreifte und in gänzlicher Zurückgezogenheit Pläne künftiger Werke mit ihm überlegte. Aus dieser Periode datiren die Dichtungen, die wir unter dem Titel der Lyrical Ballads rubricirt finden. — Im Jahre 1798 machte Wordsworth in Begleitung seiner Schwester Dorothea eine Reise durch Deutschland, wo er mit Coleridge zusammentraf. Wie lange sie diesmal im Auslande verweilten, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, aber im Jahre 1800 finden wir den Dichter in Grasmere, einem kleinen Dorfe in Westmoreland, von wo er dann seine gegenwärtige elegante Wohnung in Rydal bezog. 1803 verheirathete er sich mit Miß Mary Hutchinson, einer jungen Dame von ausgezeichneten Geistesgaben, [illegible] rd von ihr mit zwei Söhnen und einer Tochter [illegible] — Hier in Rydal, in einer lieblich romantischen [illegible] in einem stillen und glücklichen Familien-Circel, der nur von der Gesellschaft vertrauter, gleichgesinnter Freunde unterbrochen ward, blühte Wordworths Muse still und heiter fort bis in sein hohes Alter hinein, und sein Herz blieb immer frisch und warm empfänglich für die Eindrücke der Natur, deren Anschauung er sein ganzes Leben geweiht hatte, und deren Sprache von keinem andern Dichter so herrlich übersetzt wurde in die Sprache des Menschen. Das Gänseblümchen blickt mit leuchtenden Augen zu ihm auf, wie zu einem alten Bekannten; der Kukuk erinnert ihn mit seinem melancholischen Ton an die unaussprechlich süße Zeit seiner Jugend; ein Hänflingsnest erfüllt ihn mit knabenhafter Freude; ein alter, verdorrter Dornenstrauch beugt sich unter der Fülle von Erinnerungen zur Erde; und ein grauer Mantel, den er über das weite, wilde Moor schleichen sieht hin und her gepeitscht von Wind und Regen, belebt seine Phantasie mit alten wunderbaren Sagen der Vorzeit. Und alle diese Eindrücke hat Wordsworth mit einer Tiefe des Gefühls beschrieben, wie Niemand vor ihm. Er ist in diesem Sinn der originellste neuere Dichter. Der große Haufe lies't ihn nicht, der Gelehrte, der Alles nur aus Büchern schöpft, versteht ihn nicht. Der Große mag ihn verachten, der Modenarr ihn belächeln, aber der Dichter hat ein dankbareres Publikum in allen Denen, die still und zurückgezogen, wie er, sich mit kindlich einfachem Herzen der Natur und ihrer sich immer wieder verjüngenden Wunder freuen. — Aufgewachsen inmitten aller Reize einer Berglandschaft, hat er sich zur Erde gebückt, um das Gänseblümchen zu seinen Füßen näher zu betrachten, oder um einen Weißdornzweig von der Hecke zu brechen, aber indem er beschreibt, ist sein Geist erfüllt bis zum Ueberströmen von der großartigen Majestät der Gegenstände, die ihn umgeben. Der steile Fels hebt stolz sein Haupt empor in dem Aufschwunge seines Geistes, und der Wasserfall braust im Klang seiner Verse. —

Im Anfange ihres Erscheinens fanden Wordworths Poesien beim Publicum eine höchst ungünstige Aufnahme. Erst allmälig begann man ihn anzuerkennen, und jetzt finden seine Gedichte ebensoviel Bewunderer, wie früher Gegner, und verschaffen ihm zahlreiche Freunde, Schüler und Nachahmer, die man unter dem Namen der „Lake school" begreift, weil die Häupter derselben, Wordsworth und Coleridge, an den Seen von Cumberland und Westmoreland, dem sogenannten Lake-District, gewohnt und sie zu Gegenständen ihrer Schilderungen gemacht haben.

Eigenthümlich ist es, wie Wordsworth seine Poesien geordnet hat; er theilt sie nämlich ein in Gedichte, die

sich [illegible] Kindheit beziehen, Gedichte, die sich auf Leide[illegible]gründen, phantastische Gedichte, Gedichte der [illegible]ungskraft 2c. Wordsworth ist von bedeutendem und entschieden günstigem Einfluß auf die englische Litteratur gewesen, die sich seit ihm wieder dem Studium des Menschen und der Natur zugewendet hat und in Hinsicht auf die Sprache einfacher und natürlicher geworden ist.

Feuilleton.

Ein neuer Schneider. Außer der gewöhnlichen Zahl der Herren- und Damenschneider kannte man bisher nur noch Holzschneider, Häckselschneider und Steinschneider, der Aufschneider und Ehrabschneider nicht zu gedenken. Die Welt aber bringt immer etwas Neues und so tauchte auf den Wogen der Zeit sogar ein „Seeschneider“ empor. Wer's nicht glauben will, der gehe nach Berlin in die große Friedrichsstraße, da wird er das Schild eines Kleiderkünstlers schauen, wo sich der Modist unter dem englischen Titel: „Naval tayllor“ beim Publikum einführt. — „Es ras't der See und will sein Opfer haben!“ sagt der Fischer im Wilhelm Tell. Ein Seeschneider! wer weiß, ob nicht die Tritonen und Meernymphen auch dem Strom der Zeit gefolgt und die Mode der Crinoline mitmachen wollen. An Arbeit kann's nicht fehlen, wenn man bedenkt, daß Neptun und all' seine Getreuen so viel wie gar Nichts an Garderobe besitzen. Ein Schilfgürtel, die Leutchen müssen sich ja wahrhaftig schämen. Zweitens der fliegende Holländer, der mit seinen Leuten schon seit Jahrhunderten sich auf der See herumtreibt, in dessen Kleiderschrank mag ich auch nicht hinein gucken. Ja, der fliegende Holländer, der sich vergeblich nach Amsterdam mit seinen Porcellantassen, Thonpfeifen und Tulpen zurücksehnt, der muß ja abgelappt sein auf bejammernswerthe Art.

Die See leuchtet, die See donnert, die See hat Ebbe und Fluth. Soll da nicht auch einmal ein Schneider sein Licht leuchten lassen und Spektakel machen, damit in die Ebbe seiner Casse eine Springfluth eintritt? Wenn Jahre lang eine Seeschlange als Ente durch die Zeitungen geschwommen, warum soll da in den Journalen nicht auch einmal ein Seeschneider auftauchen? Welcher Aufschwung des Geschäftes, wenn diese Seehandlung wirklich in's Leben getreten. Wie billig das Handwerkszeug, denn alljährlich legen die Krebse und Hummer ihre Scheeren ab, die natürlich gratis dem Seeschneider zufallen.

Auf der See wird nicht nach Ellen, sondern nach Faden gemessen. Wie viel an einem Faden oder an einem Stockfisch verdient wird, weiß jeder Landschneider, um wie viel erst nun ein Seeschneider. Ein gutes Schiff macht in der Stunde dreißig Knoten. Welche Kleinigkeit gegen einen fingerfertigen Schneider. Wenn der Faden halbweg haltbar ist, macht er dreißig Knoten in einer Minute. — Dann die Bekanntschaft mit den verschiedenen Fischen. Er fertigt Bademäntel für Seelöwen und Schwimmhosen für angehende Seehunde. Braucht er Fischbein zur Crinoline, so geht er zum Wallfisch und zieht ihm aus seiner Kinnlade ein Paar Rippen. Wenn er sie auch nicht wieder bringt, der Wallfisch denkt: immer zu, ich bin schon genug beschuppt worden.

Der Landschneider wird trotz aller Vorsicht dennoch von so manchem schlauen Hecht hintergangen. Dies ist bei dem Seeschneider, der mit Neunaugen umgeht, gar nicht möglich. Er wittert trotz aller Bücklinge, daß hier faule Fische dahinter stecken, und sagt: fahr' ab, du Heringsseele! denn — ich gehe auf den Grund. — Will ihm Einer Spähne machen, so hat er den Sägefisch zur Seite und durch den Umgang mit dem Hammer lernt er, den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Bei hohen Personen und Diplomaten wird der Seeschneider Glück machen, da er sich auf die Sterne und nach jeglichem Winde zu segeln versteht. — Wie gesagt, der Seeschneider hat die Sache trefflich eingefädelt. Er wird das Knäulchen seiner Hoffnung besser abwickeln, als die englischen Argonauten das transatlantische Kabeltau. Er hat sein Maaß an den Riesenleib der Industrie gelegt, und wenn nicht Alles trügt, wird seine Nadel eine Magnetnadel werden, die nicht nur Eisen, sondern auch Gold anzieht.

Der Leichenzettel, die Sterbeliste. Als der Redacteur dieser Blätter einmal den nun verstorbenen Hofrath Rochlitz besuchte, den großen Kenner der Musik, hatte selbiger, es war am Ende der Woche, das Tageblatt durchlesen. Sinnend saß er da und heftete seinen Blick auf den Leichenzettel. Ich habe hierbei, sagte er mir dann, so meine stille Betrachtung: Hier dreißig bis vierzig Namen bei einander, die eine kleine Gesellschaft bilden. Arme und Reiche, Menschen, die im Leben vielleicht nie mit einander in Berührung gekommen. Eine

kleine geschlossene Gesellschaft, ohne Zweck, ohne Statuten, kein Vorsteher, kein Secretair, ein Jeglicher Mitglied, aber — ohne Stimme. Ihr allgemeines Versammlungslokal ist draußen im Freien und da — Jeder für sich. — Hier wird nicht nach Stimmenmehrheit entschieden, hier gilt nur Eine Stimme. Dabei blickte er nach dem Himmel und sagte dann: Wer werden wohl meine Mitgenossen sein, wenn ich einmal hier mit auf der Liste stehe? Sind es Freunde, Bekannte oder Fremdlinge? Wie dem sei, wir gehen ja Alle einen und denselben Weg!

Sechs Monate darauf ging er diesen Pfad. Der Herr der Töne rief ihn ab nach dem Reich der ewigen Harmonieen, das er so oft in seinen Liedern und Schriften gefeiert und durch ein Requiem verherrlicht. Was in meiner Seele vorging, als ich den Namen des trefflichen, allgemein verehrten Mannes in der gedruckten Sterbeliste fand, das kann nicht mit Worten angedeutet und beschrieben werden, das will empfunden sein.

Der sauer aussehende Hauptmann. Da fällt uns ein altes Buch in die Hände, welches den Titel führt: „Kriegs-Ordnung zu Wasser und zu Lande, auch Malfitz-Spieß- und Standrecht xc." Cöln 1590. Darin ist denn nun auch von den Pflichten des Hauptmanns die Rede und es heißt: „Item, Er soll auch nicht gar zu freundlich und gemein mit den Kriegsleuten machen, wie das Sprüchwort heißt. Ein Kriegeshauptmann soll durch die Woche sauer sehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen, als am Sonntage, wenn man im Felde predigt, und sie auf der Erde sitzen und stehen auf, den Hut für den Hauptmann abzuziehen." — Also gleichsam eine Anweisung, die Woche über den Essigtopf zu spielen, den Murrkater, und nur Sonntags nach vollendeter Feldpredigt einen Sonnenblick des Lächelns. Sollte diese alte militärische Anweisung jetzt wieder Geltung finden, so würde jedenfalls baldigst im Buchhandel ein Büchelchen unter dem Titel: „Der Isegrimm oder: Wurmdonner und Reibekeule, unentbehrliches Noth- und Hülfsbüchlein für angehende Hauptleute" erscheinen.

Curiosa. Eine Madame de la Tissoure hatte eine so wunderbar kleine Hand, daß ihr Liebhaber jedem Europäer sechstausend Mark Silber bot, der im Stande sei, deren Handschuh anzuziehen. Es fand sich aber Niemand, dessen Hand geeignet war, diesen Preis davon zu tragen.

*** Es gab eine Zeit in England, wo die Damen, die zur Whigpartei gehörten, ihre Schönpflästerchen auf der linken, und die Anhängerinnen der Tories ihre Schönpflästerchen auf der rechten Wange trugen.

*** Ein berühmter Wiener Walzercomponist, Namens Faistenberger, der Strauß und Lanner seiner Zeit, schrieb über zweihundert Walzerpartieen und Menuets, deren Titel aber oft sehr komisch waren. Einer derselben hieß: „Walzer in D — jetzt regnet's, — au weh!"

*** Wenn sich vordem die Päbste malen ließen, mußten die Maler ihre Kunst knieend verrichten. Raphael Mengs, beauftragt, den Pabst Rezzonico zu malen, weigerte sich, das Knie zu beugen. Er könne, sagte er, nur sitzend treffen, ein Gesuch, das ihm gewährt wurde.

*** Als im Sommer 1823 Jean Paul Dresden besuchte, wo sich die Damenwelt ganz besonders in seine Nähe drängte, gab es in Elb-Florenz begeisterte Leserinnen seiner Romane, welche den Unsinn so weit trieben, „Locken seines Pudels" auf der Brust zu tragen.

Litteratur.

„Vaterländische Gedichte von Julus Mänß. Tangermünde 1857. Druck und Verlag der G. Doegerschen Buchhandlung." Unter diesem Titel liegt uns ein Heft Lieder vor, deren poetischer Werth zwar sehr gering, deren Absicht und Bezüglichkeiten aber anerkennenswerth sind. Ein echt patriotisches Gefühl, eine tiefstreue Anhänglichkeit an unser preußisches Königshaus, eine innige Verehrung aller Glorien, die dasselbe ge-

schmückt haben und noch schmücken — das sind die Motive, die dem Autor die Feder geführt und ihn bewogen haben, seinen Landsleuten die Begeisterung kund zu geben, die ihn ergriffen. In diesem Licht betrachtet erscheinen die Lieder gut und man kann sich nur günstig über sie aussprechen. Wir meinen aber — denn wir glauben selbst auch Patrioten zu sein — daß man für alle diese hohen und heiligen Dinge besser würdig empfindet, als daß man sie ansingt, wenn „der Lieder süßer Mund" Einem nicht von Apollo's Gnade gegeben ist.

Moden-Bericht aus Paris.

Die Mode hat für die Wintersaison noch immer nicht ihren entschiedenen Ausspruch gethan; denn die elegante Damenwelt ist immer noch nicht nach Paris zurückgekehrt. Wird man den Bournouß tragen? Wie und wann wird man ihn tragen? Die Entscheidung darüber ist dem nächsten Monat vorbehalten. Jedenfalls wird er von aller Welt angenommen sein; man wird den Bournouß tragen, wie sonst den Shawl, zur Morgentoilette, um zur Kirche zu gehen, Besuche zu machen ꝛc., und man wird ihn von Tuch, Felbel oder Sammet tragen; und mit der Kapuze ist dieses arabische Kleidungsstück auch ein ebenso nützlicher als angenehmer Gegenstand der Damentoilette.

Zu dem Bournouß gehört aber nicht der Putzhut, sondern der in einfachem, gediegenem Styl, von Sammet, Filz oder geripptem Seidenzeug — ohne Blonde und Blumenverzierung. Man liebt überhaupt in diesem Winter sehr die einfachen aber noblen Stoffe und die aparten Farben. So sahen wir einen Hut aus malvenfarbenem Sammet und Atlas zusammengesetzt, mit Blumen und Band in derselben Farbe verziert; und nur weißer Blondengrund und weiße Staubfäden in den Blumen gaben eine Abwechselung.

Auch ein anderer Hut von weißem gerippten Sammet war von großer Auszeichnung; der Kopf von blauem Sammet, und Streifen von blauem Sammet überzogen die weiße Krempe, die inwendig mit Blondengrund und blauen Sammetblättern ausgeputzt war.

Von Balltoiletten können wir noch nicht viel sprechen, wenn wir auch hin und wieder schon Einiges darüber hörten; ein reizender Gesellschaftsanzug, den wir sahen, bestand aus einem Kleide von Glacé-Taffet in bleu de France; den Rock bildeten vier breite, schräge Frisuren, die obersten nicht sehr weit; jede Frisur besetzt mit Fransen von Chenille in etwas dunklerem Blau; die ausgeschnittene Taille war glatt und verziert mit einem Ausputz von Blondengrund, dazu herabfallende Aermel von Blondengrund, besetzt mit ähnlichem Chenille-Ausputz, wie an den Frisuren. Im Haar eine Coiffure von hellem und dunkelblauem Sammet, mit Perlnadeln befestigt.

Man trägt die Aermel im Ganzen sehr verschieden; in schweren Stoffen z. B. oben eng anschließend mit Guipüre oder Fransen besetzt und unten mit Bauschen oder Frisuren. Andere nach unten weit, trichterförmig geschnitten, und bis, wo der Arm sich biegt, aufgeschlitzt; dann nach Belieben zugeschnürt oder nicht.

Auch garnirt man sie mit zwei oder drei platten und schrägen Falbeln; ferner sahen wir Aermel, bestehend aus fünf Bauschen und einer Prise am Handgelenk.

Ausputz von schottischem Sammet ist sehr beliebt zu seidenen Roben, doch nimmt man auch schwarzen Sammet oder Popeline.

Uebertaillen oder Tücher von Tüll mit Spitzen besetzt und auch mit farbigem Bande sind sehr beliebt, besonders für junge Mädchen, da sie den einfachsten Anzug elegant machen. Eine besondere Art, genannt Marie Antoinette, sind ganz reizend und graziös; sie sind oft reich gestickt, aber auch von gebauschtem Tüll, mit Achselbändern, und vorn über einander geheud, verziert mit Schleifen von farbigem Band.

Ueberhaupt müssen Kragen und Aermel stets übereinstimmend in derselben Stickerei sein, und trägt man jetzt viel Mull- und Tüll-Stickereien; die englische Stickerei ist nur noch erlaubt zum Négligé und für Kinder.

Taschentücher besetzt man wieder viel mit Valenciennes; die Stickerei muß sehr reich sein, und sahen wir ausgezeichnet schöne in lauter Medaillons gestickte Tücher. Andere einfachere haben einen Rand, in Pointd'armes gestickt, und am äußersten Ende desselben eine ganz feine, schmale Spitze.

Wir können nicht umhin, von einer reizenden Mode für die eleganten Salons zu sprechen; obgleich sie nicht die Toilette betrifft, so gehört sie doch zu deren Umgebung und verschönt durch ihre Nähe ihre graciösen Besitzerinnen. Es sind dies die hohen, breiten und großblättrigen Gewächse aus den Treibhäusern von Lemoine, die er für die Salons dieses Winters gezogen hat. Man setzt diese Pflanzen, welche exotischen Bäumen gleichen, in großen japanischen Vasen inmitten der Salons, entweder auf Tische oder auch in die Ecken der Zimmer

auf die Ecktische; die Blätter breiten sich nach allen Seiten aus, fallen auf die Vase herab, oder erheben sich beinahe bis zur Decke des Zimmers. Man hat diese Pflanzen so verschiedenartig, daß es kaum zu beschreiben ist, viele mit großen, breiten, schweren Blättern wie von Sammet, andere wie aus lauter Federn zusammengesetzt; man kann sich keinen schöneren Schmuck eines eleganten Salons denken, als diese Pflanzen, die aus den Urwäldern zu kommen scheinen.

Von Balltoiletten erwähnen wir noch ein Kleid von weißem Krepp, Tüll oder auch Seidengaze in weiß, aus doppelten Röcken bestehend, mit seidenem Unterziehkleid. Der obere Rock ist von beiden Seiten mit Goldähren aufgenommen, die Zweige bilden und bis an die Taille reichen. Ein Bouquet von Goldähren ist vorn an der Taille befestigt und hält gleichsam den Bausch derselben zusammen; eine Guirlande von goldenen Aehren dazu im Haar.

Dieselbe Toilette in rosa Tüll oder auch Tarlatan mit silbernen Aehren ist eben so geschmackvoll und zugleich einfach; nur müssen die Aehren im Haar von Perlen sein oder mit Perlen untermischt.

Bald wird die so kleidsame und elegante Mode der Haarcoiffuren nicht mehr fein sein; eben weil sie zu allgemein geworden ist, liebt man es jetzt, das Hinterhaar in frisirten Haarschleifen zu tragen, doch muß man dann täglich den Friseur benutzen, und die jungen Mädchen werden deshalb wohl noch lange die Coiffuren von Bandschleifen beibehalten. Zur eleganten Abendtoilette bleibt sie auch entschieden Mode, und Federn und Blumen werden in diesem Winter mehr als je getragen werden; eben so Coiffuren von farbigem breiten Sammet, mit Perlen untermischt.

Häubchen und Hauben für ältere Damen sahen wir sehr hübsch, ganz von Blondengrund zusammengesetzt, mit Blondenspitzen und mit gepreßter schmaler Chenille besetzt; auch Häubchen von Spitzen mit schottischem Sammetband sind sehr distinguirt. Zum Morgen-Négligé sahen wir ganz allerliebste Häubchen von Tüll, mehrere Male mit ganz schmalem Sammetbande besetzt; der Fond des Mützchens quadrillirt besetzt.

Erklärung des Modekupfers.

(Balltoiletten.) Nr. 1. Soubrette aus den Zeiten Louis XV. Der obere Rock, wie der untere von Seidenstoff, ist an der Seite mit Sammet-Schleifen aufgenommen. Sammet-Mieder mit Rüschen besetzt. Kleines, vorn sich kreuzendes, mit einer Schleife geschlossenes Uebertuch; als Halsband eine Rüsche. Im Haar eine Rosen-Touffe mit lang herabfallender Schleife. Schürze und Volants in den Aermeln mit Stickereien verziert.

Nr. 2. Costüme Carl IX.

Nr. 3. Kleid von weißem Illusionstüll mit doppelten Röcken; der obere an den Seiten und die doppelte Berthe sind mit kreuzweis gelegter rother Chenille, mit kleinen Knöpfen und schmalen Blonden verziert. Die sehr kleinen Aermel sind von der Berthe ganz verdeckt. Armbänder von Corallen. Im Haar ein Epheukranz mit rothen Beeren.

Nr. 4. Gazekleid mit detachirten Brochirungen; dieselben zieren den glatten Rock, den volantartigen Schooß, die Aermel und die Taille. Letztere ist kraus mit Schnebbe; eine mit Perlen verzierte Rüsche umfaßt den Halsausschnitt. Die sehr weiten offenen Aermel sind mit weißem Atlas gefüttert und mit Perlen zusammengefaßt. Eine Rüsche ziert das Volant des Rockes. Ueber die krausen Haarscheitel geht ein leichter Blätterkranz mit Beeren von der Farbe des Kleides, der hinten in einen sehr dicken Kranz endigt. Um den Hals und als Armbänder weiße Perlen.

5. Krepp-Kleid auf weißem Grunde, mit goldgelben Streifen, die schmale weiße Linien trennen. Die drei Volants des Rockes und die sich über dem Schneppenleibchen kreuzende Berthe sind mit Fransen eingefaßt. Vorn inmitten der Taille ein Bouquet von purpurrothen Wasserlilien. Coiffure mit zurückgekämmten Haarscheiteln und den genannten Blumen garnirt. Corallen-Armbänder.

6. Offizier aus den Zeiten Louis XIV.

7. Hofdame derselben Zeit, mit schwerer Seiden-Robe, deren Taille ein kurzer krauser Schooß ziert. Im Haar, welches gepudert an den Seiten in Locken herabfällt, ein Hütchen, an der Seite in die Höhe gekrempt, mit Federn und Schleifen garnirt.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

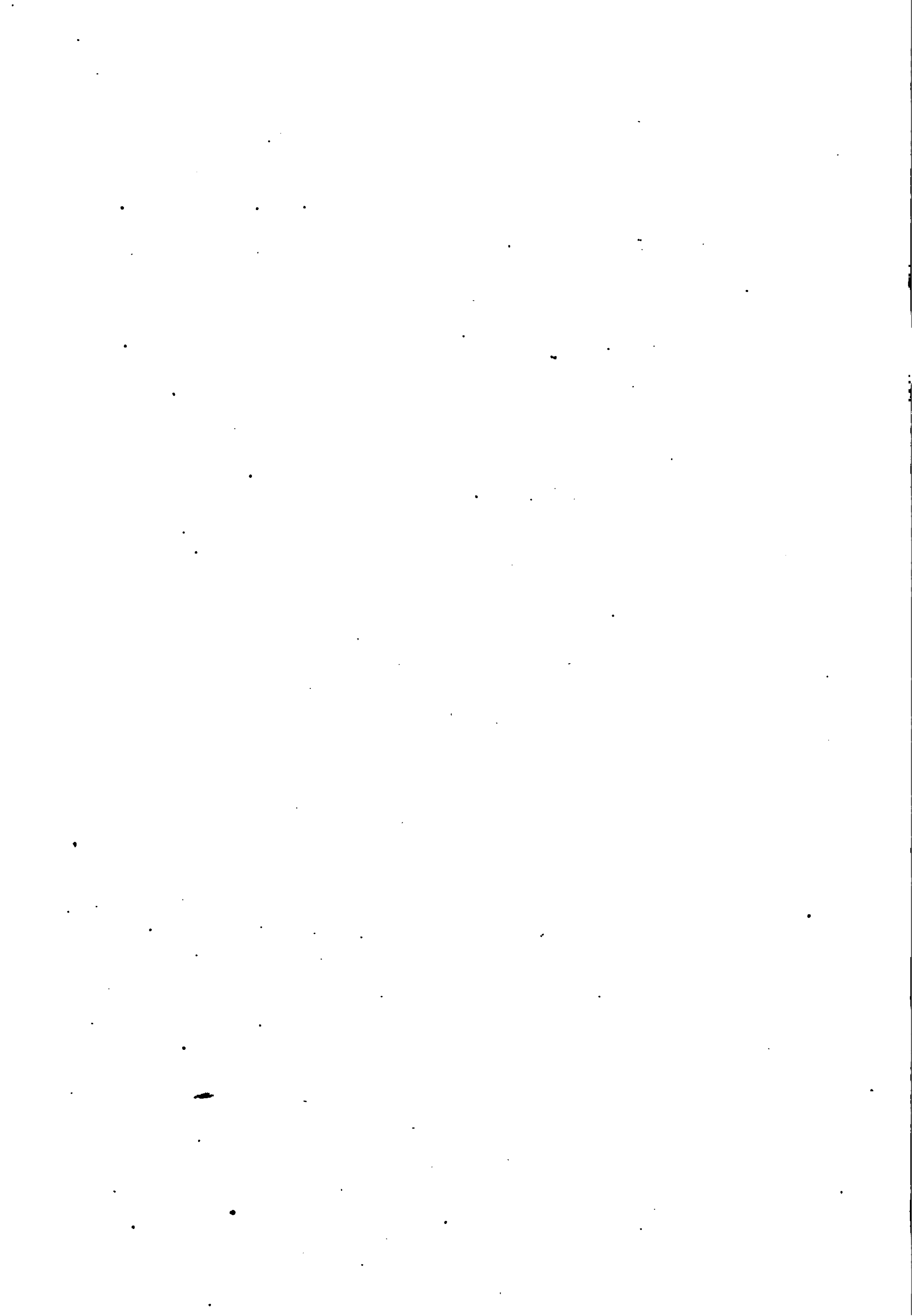
Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder 2c.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von Otto Janke in Berlin. — Verantwortlich: Dr. O. Girndt.

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.





№ 50. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe &c. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

Ein deutsches Lager in Klein-Asien.

Skizze

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Das östliche Ufer des Bosporus erhebt sich fast unmittelbar vom Strande aus steil zu der Hochebene Klein-Asiens und bietet im Gegensatz zu der gegenüberliegenden europäischen Küste ein sprechendes Bild barbarischer Unkultur und Wildheit dar; nur der Fuß dieser Höhen und theilweise ihr Abhang oder ihr äußerster Rand hat durch die Anlage von Bauten und Gärten aus der Ferne betrachtet ein freundlicheres Ansehen gewonnen, betritt man aber eine dieser malerisch gelegenen Städte, unter denen sich besonders Skutari durch seine bedeutende Größe mit einer Einwohnerzahl von Hundertundfünzigtausend auszeichnet, oder nähert man sich einem der oft fast pallastartigen Gebäude, so schwindet die angenehme Täuschung, der sich das Auge bis dahin hingegeben hatte, meistens schnell und man stößt auf ekelerregende, schmutzige Straßen, halbverfallene hölzerne Bauwerke, gewöhnlich vernachlässigte Gärten. Und doch hat sich die Natur hier keineswegs ganz karg gezeigt, der Boden ist gut, die Vegetation bei dem heißen Klima überaus reichlich, die Thäler der asiatischen süßen Gewässer, die quer in den Höhenzug einschneiden, sind sogar natürliche, überaus liebliche Gärten, aber den Menschen fehlt es an Sinn und Fleiß, diese Vortheile auszubeuten, und in träger Erschlaffung, durch den unbeschränktesten Despotismus herabgewürdigt und niegergebeugt, legen sie die Hände in den Schooß und fühlen nicht den Drang, sich aus ihrem moralischen und physischen Elende herauszuarbeiten. Der Türke ist ein guter Soldat gewesen, er ist noch ein guter Kaufmann, Griechen und Armenier, die außer ihm hauptsächlich diesen Landstrich bewohnen, streben ihm in Letzterem nach, wobei ihnen indessen die Ehrlichkeit vollständig abgeht, — aber der Ackerbauer fehlt, und das schöne Land bleibt wüst liegen. Hat man sich nun vom Strande aus durch unregelmäßig angelegte Ortschaften, jämmerliche Straßen und verfallene Barracken bis zu dem Höhenrande emporgearbeitet, so findet das Auge Nichts als eine wellige Hochebene, mit mehreren Fuß hohem Gestrüpp gleichförmig bedeckt, in dem giftige und ungiftige Schlangen, Skorpionen, Schildkröten, Tausendfüßler, kurz eine ganze Legion von abscheulichen Thieren ungestört hausen. Dazwischen weite Ebenen, ganz mit Steinen bedeckt, hin und wieder wohl auch ein paar Lorbeersträucher; den einzigen Ruhepunkt für den Blick geben einzelne Hütten oder Häuser, mehr oder weniger schlecht im Stande gehalten, theils sogar unbewohnt und ganz dem Verfalle überlassen; man

möchte sie mit den fernen Segeln auf diesem weiten, todesstillen Meere vergleichen, dessen gleichförmiger Anblick ebenso ermüdet wie der des Oceans, ohne dessen eigenthümliche Reize zu besitzen.

Und wie traurig ist es nun hier gar im Winter! Der klare blaue Himmel, die sengenden Sonnenstrahlen, die das frischgrüne Gestrüpp vergolden und den alten Mauern der fernliegenden Gebäude einen glänzenderen, lebendigeren Anstrich geben, mögen diese Wüste noch erträglich machen, — aber jetzt, im Winter, in der traurigen Regenzeit des Südens, ist das Grün zwar nicht verschwunden, aber es ist dunkel, kraft- und saftlos, schwere graue Wolken hängen tief darüber herab, und selten gelingt es einem Sonnenstrahle, sich auf ein paar Minuten hindurchzustehlen. Es ist kalt, nicht der frische, ermunternde Frost des Nordens, sondern eine feuchte, durchdringende Kälte, die schwer auf allen Gliedern lastet, der Regen fällt nicht in Tropfen, sondern er gießt in Strömen und hat den lehmigen Boden schon so durchweicht, daß man kaum noch darüber schreiten kann, und dazu heult der Sturm ein schauerliches Conzert. So geht es ohne Abwechselung Monate fort, eine wahre Qual für den nicht ganz akklimatisirten Nordländer, der sich eine tüchtige, erstarrende Kälte wünscht und die wenigen Schneeflocken, die zuweilen fallen und ihn an den Winter der Heimath erinnern, mit inniger Herzensfreude begrüßt; aber der Schnee bleibt nicht liegen, er schmilzt im Augenblicke und liefert nur seinen Beitrag, zu der Wasser- und Schmutzfluth, die uns umgiebt.

Es ist im Dezember 1855, und wir befinden uns etwa anderthalb deutsche Meilen nordöstlich von Skutari, der oben erwähnten Stadt am Bosporus, welche die Engländer zu einem Sammelplatze ihres Reservecorps für die Krim-Armee gemacht haben. Drüben in der Krim wüthet der Krieg noch fort, und seine Beschwerden, den harten Winter, die bösen Krankheiten und vor Allem die mangelhafte Armee-Verpflegung, erzählen alle Zeitungen; man sollte denken, es wäre ein Glück, bei dem Reservecorps zu sein, daß ja in Freundesland liegt und sich dort gütlich thun kann, obenein sicher vor dem Schusse ist, wie man so sagt. Soldaten haben aber so ihre eigenen Ansichten, und wenn Nichtsoldaten diese nicht ganz begreifen, so ist das nicht Schuld der Ersteren. So, zum Beispiel, beneidet der bei Weitem größere Theil des Reservecorps am Bosporus die aktive Armee in der Krim, die Kälte, Kugeln, Krankheiten und Hunger trug, sie meinen, man wisse dort doch wenigstens, wofür man das Alles leide, und habe dafür wenigstens die Genugthuung, dereinst in der Heimath zu den Helden von der Alma, Inkermann und Sebastopol gezählt zu werden. Wir wollen nun sehen, wie sich das Reservecorps oder wenigstens ein Theil desselben in dem gelobten Lande befindet.

Wie gesagt, versetzen wir uns in diese wüste Hochebene, anderthalb deutsche Meilen nordöstlich von Skutari. Hier erhebt sich aus dem hügelförmigen Terrain eine bedeutendere Anhöhe, zu der von allen Seiten ein sehr steiler Aufgang führt, an ihrem Fuße mag der Umfang gegen sieben bis achthundert Schritte messen. Auf der einen Seite fließt ein kleiner Bach, dessen Wasser durch die fortwährenden Regengüsse sehr getrübt ist, vorbei und schlängelt sich in einem schmalen Thale, dessen Sohle Wiesenland ist, fort, bis er bald hinter andern Hügeln verschwindet; dabei ist ein wenig mit Gemüse bebautes Land, und an dieses wieder stößt eine niedrige, verfallene Mauer von großen Feldsteinen, die auf drei Seiten ein stallähnliches Gebäude von einem Stockwerk Höhe, mit Schindeln gedeckt, sehr unsauber und sehr verfallen, umschließt. Wollte man dieses Haus mit einer deutschen, selbst polnischen Bauernwohnung vergleichen, so würde man ihm zu viel Gnade angedeihen lassen, wenigstens sieht es von außen noch erbärmlicher aus, und die mit engen hölzernen Gittern verschlossenen kleinen Fenster machen das Hineinblicken auf seine innere Einrichtung ganz unmöglich; betreten darf es aber Niemand, denn es gehört einem Türken. Mit der Vorderseite gränzt es an eine schmale, fast unpassirbare Straße, die nach Skutari führt, und seine Rückseite lehnt sich gegen den Hügel. Auf der anderen Seite im Thale, jenseit dessen wieder andere Höhen anstreben, zieht sich eine kurze Strecke weit ein schmales Gebüsch, meistens aus Lorbeeren bestehend, hin. Rings herum nur dunkelgrüne Höhen, so weit das Auge reicht, auf ihnen ein düsterer Nebel, und darüber schwere schwarze Regenwolken.

Auf diesem Punkte hat man ein Lager aufgeschlagen, dessen durchnäßte schlappe Rundzelte, etwa siebenzig bis achtzig an der Zahl, durchaus nicht dazu beitragen, der Scenerie mehr Leben zu geben, man friert unwillkürlich noch mehr, wenn man sie ansieht, denn man muß sich sagen, daß nasse Leinewand ein schlechtes Schutzmittel gegen dieses unaufhörliche Strömen des Regens ist. Diese Zelte, wie gewöhnlich in der Mitte durch eine bis zur Spitze hinaufreichende, etwa zwei Zoll dicke Stange gestützt, rings herum durch Pflöcke, letztere in der militairischen Kunstsprache ihrer Form nach „Heringe" genannt, ausgespannt und an den Boden befestigt, von einem fußbreiten und beinahe ebenso tiefen Graben umgeben, damit das Regenwasser besser ablaufe, liegen möglichst in zehn Reihen geordnet, über das Plateau des Hügels fort, den Abhang hinunter, so daß ein Theil an letzterem nur leicht zu kleben scheint; ein paar solcher Leinwandhäuser, zu besonderen Zwecken bestimmt, hat man einzeln etwas seitwärts aufgeschlagen, wie z. B. die beiden größeren viereckigen für die Kranken und die Doktoren in dem Thale mit dem Lorbeergebüsche. Der

fußtiefe durchwühlte Boden dazwischen ist durch den Regen gefurcht und zerrissen, so daß sich an einzelnen Stellen kleine Gießbäche gebildet haben, die munter den Abhang hinabsprudeln.

Das ist ein Lager eines Jägerregiments der englisch-deutschen Legion oder vielmehr der Ueberreste desselben, denn statt der etatsmäßigen Zahl von tausend Mann liegen augenblicklich hier etwa fünf- bis sechshundert. Die Leute, die keinen Dienst außerhalb der Zelte haben, kommen gewiß nicht aus denselben heraus, und so sieht denn diese kleine Stadt sehr todt und traurig aus. Am Fuße des Hügels ist es in seinem ganzen Umkreise lebendiger, denn ungefähr alle hundert Schritt steht oder geht eine Figur, die man kaum für einen Soldaten halten möchte, würde man nicht durch das Gewehr mit dem aufgesteckten blanken — nein, ich wollte sagen: verrosteten Bajonnet darüber belehrt. Diese Leute, Schildwachen, um Jedem dem Austritt aus dem Lager aus besonderen Ursachen zu verwehren, tragen über ihrer Uniform und ganzen Ausrüstung große schwarze Regenröcke von einer Art Wachstuch, mit denen sie die Fürsorge der Regierung versehen hat; von der militairischen Uniform sieht man nur den niedrigen, etwas vorwärts gebogenen schwarzen Käppi, auf dessen Vorderseite sich ein schwarzes metallenes Jägerhorn abzeichnet. Sie alle blicken sehr mürrisch vor sich hin, sehen oft mit einem sehr hoffnungslosen Blicke nach dem bewölkten Himmel oder nach dem großen Wachtzelt am Abhange des Berges, ob nicht bald die Ablösung komme, dann schütteln sie wieder das Wasser von sich, daß es weit herum sprüht, und setzen ihren Weg, der sie immer wieder an dieselbe Stelle zurückführt, so schnell fort, als befänden sie sich auf dem Marsche nach einem guten Quartier. Man würde sie für die einzigen Bewohner des Lagers halten, schallten nicht laute Stimmen, zuweilen wohl Gelächter, meistens aber Flüche, aus den geschlossenen Zelten.

Man hat dieses Lager zu Anfang November bezogen, befindet sich jetzt in der Mitte des Decembers und, wie wir im Voraus berichten können, bleibt es noch eine geraume Zeit stehen. Der Abend bricht eben herein, es ist eine trübe Dämmerung, die schnell in eine vollständige Finsterniß übergehen wird, und wir wollen jetzt einige der geschlossenen Zelte betreten.

Beginnen wir mit dem Zelte der Aerzte im Thale; es ist geräumiger als die übrigen und hat eine viereckige Form; eigentlich ist es für die drei etatsmäßigen Aerzte des hier liegenden Corps zusammen bestimmt, aber augenblicklich hat es nur einen Bewohner, denn der Regimentsarzt ist vor einigen Tagen an der Cholera, die hier, in ihrem Vaterlande, mit aller Heftigkeit haust, gestorben und der zweite Assistenzarzt befindet sich in Skutari bei den dort zurückgelassenen Kranken und Reconvalescenten. Der Sohn des Aeskulap, dem jetzt hier die gesundheitliche Pflege von sechshundert Mann anvertraut worden, ist ein noch junger Mann von kräftiger Figur und mit einem Gesichte, aus dem Gesundheit und Wohlbehagen leuchtet; er ist ein Deutscher, geschickt in seinem Fach und liebenswürdiger Gesellschafter. Ihm steht die ganze Lazarethausrüstung zu Gebote, und er hat sich dies zu Nutzen zu machen gewußt, ohne daß ihn übrigens die Beschuldigung treffen könnte, seine Kranken litten darunter; so bietet denn dieses Zelt einen größeren Schutz gegen das Unwetter dar und gewährt einen ziemlich comfortablen Anblick. Wollene Decken sind an der inwendigen Seite in solcher Menge aufgehängt, daß der Regen noch einmal so stark fallen müßte, um einen Tropfen Wasser in das Zelt durchdringen zu lassen; ein eisernes Bettgestell mit Matratzen und warmen Decken ist eine allgemein beneidete Lagerstätte, wie sie in dem ganzen Lager nur noch einmal im Zelte des Quetermeisters vorkommt, eine Art von Intendanturbeamten in der englischen Armee, wie jedes Regiment einen solchen besitzt; dann befindet sich auch ein Tisch, sogar Stühle in diesem bevorzugten Zelte, und den Rest des Meublements machen Koffer und Kisten aus. Der Doctor selbst, in einen bunten Schlafrock mit türkischem Muster gehüllt, hat eben seine Visite im Lazarethzelte, das zwanzig Schritte von dem seinigen liegt, beendet und sich jetzt auf sein Lager bequem hingestreckt; er hat sich von seinem Diener den acht Fuß langen Tschibuk anzünden lassen, ein medicinisches Buch aufgeschlagen auf den Tisch vor sich hingelegt, aber er blickt nicht hinein, wie wohl anfänglich seine Absicht war, sondern ist in Nachdenken, vielleicht an die Heimath, vielleicht auch an den bedenklichen Zustand eines seiner Patienten, versunken, während er blaue Rauchwolken vor sich hin dampft; bei alle dem scheint er sich recht behaglich zu fühlen.

Jetzt öffnet sich ohne Weiteres der wohl mit Decken verwahrte Eingang des Zeltes, und gebückt kriecht der sogenannte Lazarethsergeant hindurch, ein feines, zierliches Männchen mit einem überaus wichtigen Gesichte, denn er selbst, in seiner Heimath einst Barbier, hält sich für eine unumgänglich nöthige Stütze des Regimentsarztes und des ganzen Lazareths; er trägt die Sergeantenuniform, d. h. auf den Aermeln drei silberne Chevrons und unter dem linken Arme eine Schreibmappe, die weiter Nichts enthält als den Tagesrapport, und hinter dem Ohre steckt der Stahlfederhalter.

„Guten Abend, Herr Doktor", lispelt er sehr bescheiden, während der Doktor mit dem Ausdrucke leichten Unmuths über die Störung die Füße zur Erde und sich dadurch in sitzende Stellung bringt; ein leichter Seufzer begleitet diese Bewegung, und wirklich kann man denselben nicht ganz verdammen, wenn man bedenken will, wie sehr die ärztliche Thätigkeit zur Zeit in Anspruch genommen wird.

Der Sergeant entfaltet den aufgesetzten Rapport, der in fünf bis sechs Exemplaren für die verschiedenen Behörden vorliegt und trägt denselben nach altgewohnter Weise seinem Vorgesetzten vor:

„Gesammtstärke des Corps: 26 Offiziere, 94 Sergeanten und Corporale, 875 Jäger und Hornisten; „davon laut Rapport vom gestrigen Tage krank an „Cholera, Dyssenterie, Typhus und Fieber 10 Offiziere, 33 Sergeanten und Corporale, 251 Jäger und „Hornisten, welche bis auf 13 Jäger im Lazareth zu „Skutari liegen, letztere im Zeltlager, — 65 Reconvalascenten in der Kaserne zu Skutari. Veränderungen im Laufe des heutigen Tages: gestorben an „Cholera 5 Jäger, erkrankt 32, aus dem Lazareth „entlassen 2. Bleibt Bestand u. s. w."

Der Doktor seufzt wieder, als der Sergeant seinen Vortrag geendet hat, und dieses Mal gilt sein Seufzer nicht der Störung in seiner Bequemlichkeit, dann unterzeichnet er seinen Namen und giebt noch einige Anordnungen über Behandlung dieses oder jenes Kranken. Der Sergeant verschwindet, wie er gekommen ist, und der Arzt giebt sich wieder seiner beschaulichen Ruhe hin. Aber nicht lange soll ihm diese gegönnt bleiben.

Schnelle Schritte, so schnell, wie solche der durchweichte Erdboden, in den man bis über die Knöchel einsinkt, gestattet, nähern sich seinem Zelte, und das taktmäßige Klappern der Patrontasche verräth dem Eingeweihten schon, ehe er den Ankömmling erblickt hat, einen Mann von der Lagerwache. Wieder öffnet sich das Zelt, ein Kopf, mit einem vom Regen triefenden Käppi darauf, steckt sich durch den Eingang, und im breiten Hamburger Dialekt ertönen die in Hast ausgestoßenen Worte:

„Möcht de Herr Doktor nich gliek no de Wach' kommen? de Herr Sergeant hätt de Chollera bekommen."

„Na, 's wird wohl nicht gleich so schlimm sein", brummt der Doktor verdrießlich, erhebt sich doch aber sofort und fährt eilig in seine Uniform, während er noch einige Fragen über den Zustand des Erkrankten an den Berichterstatter richtet; diese ergeben allerdings, daß das Uebel, von dem der Wachkommandeur überfallen worden ist, wohl kein anderes als das vermuthete sein kann.

Der Arzt steckt noch ein Paar Fläschchen zu sich, deren Inhalt zur Hebung oder Milderung leichterer Anfälle der Krankheit hinreicht, dann schlägt er die Kapuze des Regenmantels über das Gesicht, und nun folgt er dem Führer, der es nicht mehr der Mühe für werth zu halten scheint, den rauschendsten Gießbächen aus dem Wege zu gehen, denn er ist ohnehin schon durch und durch naß.

Der Sergeant hat wirklich einen recht heftigen Choleraanfall bekommen, wie der Doktor auf den ersten Blick sieht; er liegt mitten im Wachtzelt auf der Erde, wo man ihm eine wollene Decke untergebreitet hat, die von der Feuchtigkeit des Bodens schon ganz durchnäßt ist; sein ganzer Körper krümmt sich convulsivisch, die Fäuste sind geballt, das Gesicht ist nicht blaß, sondern erdfahl, die Augen weit hervorgetreten, die Nase spitz geworden; man erkennt kaum noch den blühenden, starken Mann von dreißig Jahren, der der Sergeant noch vor einer Stunde war. Um ihn herum stehen mit dem Ausdrucke vollständigster Rathlosigkeit und des innigsten Mitleidens im Gesichte die zehn oder zwölf noch auf Wache befindlichen Leute; sie alle sind beinahe ebenso bleich als der Kranke geworden, ein Paar vermögen den Anblick gar nicht zu ertragen und haben sich trotz des Unwetters vor das Zelt hinausbegeben, ein Anderer kniet neben dem Sergeanten und bemüht sich, ihm aus seiner Feldflasche Branntwein einzuflößen, wogegen sich der halb bewußtlose Kranke sträubt.

Als der Arzt eintritt, weicht Alles bei Seite und murmelt ein halb zagendes, halb hoffendes „Guten Abend, Herr Doktor!" Auch der Kranke selbst muß den Retter erkennen und neue Kraft dadurch gewonnen haben; über sein Gesicht zuckt es leicht, und die brechenden Augen auf jenen richtend, stöhnt er:

„Retten Sie, Doktor, retten Sie mich! — o mein Gott, muß ich denn sterben?"

„Nein, nein, Krause, das ist nur ein leichter Anfall, sein Sie nur ruhig und vertrauen Sie mir", tröstet der Doktor, des Kranken kalte Hand ergreifend, aber sein kummervoller Blick sagt, daß er anders denkt; — „Sie sollen gleich in das Lazareth gebracht werden. Haben Sie denn große Schmerzen, Krause?"

Der Sergeant nickte schmerzlich mit dem Kopfe; seine zusammengebissenen Lippen bestätigten seine Aussage.

„Es ist mir nicht um mich zu thun, Herr Doktor", sagte er flüsternd, als Jener sich zu ihm niedergebückt hatte, ihm einige Tropfen Arznei einzuflößen, — „aber wissen Sie, meine Eltern, mein armes Weib daheim, — sie werden untröstlich sein, wenn ich nie wiederkehre, denn ich bin ohne Abschied von ihnen heimlich zur Legion gegangen, als mir das Elend in meinem Geschäfte über den Kopf wuchs; — o, ich habe mich sehr an ihnen versündigt. Doktor, wollen Sie an meine Frau schreiben, wenn ich doch sterben muß?"

Der Kranke hatte diese Worte abgebrochen und oft von Stöhnen unterbrochen hervorgebracht, jetzt kehrten die Schmerzen wieder mit größerer Heftigkeit zurück, und ehe der Arzt ihm noch eine trostreiche Antwort geben konnte, wozu er bereit war, verlor Jener das Bewußtsein und raste wieder förmlich. Indessen war aus dem Lazarethzelt eine Tragbahre herbeigeschafft worden; ein Paar der Wachtmannschaften ergriffen auf des Doktors Geheiß den Sergeanten, legten ihn auf die Bahre, einige gerade zur Hand befindliche Mäntel darüber,

und schnellen Schrittes ging der Trauerzug dem Lazarethe zu. Aus einigen Zelten, an denen man vorbeigehen muß, strecken sich neugierig ein Paar Köpfe, und man frägt angelegentlich, wen denn da schon wieder der Teufel geholt habe; ein Murmeln des Bedauerns folgt der kurzen Antwort, und schnell schließen sich die Leinwandhäuser wieder.

Ein Lazarethzelt! — das ist ein trauriger, das Mitleidsgefühl tief anregender Anblick. Es ist viereckig, wie das des Doctors, aber viel größer, denn funfzehn Mann sollen hierin bequem liegen können, ehe sie in das eigentliche Hospital zu Skutari geschafft werden, wozu sich täglich von dort her ein Krankenwagen einfindet. Augenblicklich sind dreizehn Schwerkranke in diesem Raume, eben bringt man den vierzehnten. Auch hier hat man eine Menge von wollenen Decken und regendichter Wachsleinewand so gut an den innern Wänden des Zeltes angebracht, daß der Regen die Kranken nicht belästigt; man hört ihn nur eintönig auf die Leinewand von außen her schlagen. Der vordere Theil des Zeltes ist durch einen Vorhang abgegränzt, so daß ein besonderes Zimmerchen von zwei bis drei Schritt Breite dadurch gebildet worden ist; in diesem steht links vom Eingange ein Feldtisch, mit Papieren und Schreibmaterialien bedeckt, davor ein Stuhl, unter ersterem die zusammengerollten Decken, aus denen der Lazarethsergeant sich seine Bettstatt bereitet; rechter Hand steht die Arzneikiste, ein kleiner schwarzlederner Koffer mit chirurgischen Instrumenten, ein Tragekorb für die Heranschaffung schwer Erkrankter, endlich ein roh gehobelter Sarg von einer Form, deren man sich in Deutschland nicht zu bedienen pflegt, dem Gehäuse für einen Contrebaß oder Violoncell ähnlich. So unangenehm dieses Gestell in die Augen fallen mag, würde der Eindruck, den es hervorbringt, sich doch noch mehr zum Grausen steigern, wüßte man, daß in ihm wirklich schon eine Choleraleiche ruht, ein vor etwa zwei Stunden verstorbener Jäger, dessen Körper mit dem bald erwarteten Krankenwagen nach Skutari geschafft werden soll. Dort ist eine förmliche Todtenkammer, ein großes weißgekalktes Zimmer mit kommodenartigen Schränken an den Wänden; die zum Herausziehen eingerichteten Schubläden derselben sind mit Blei ausgeschlagen, in ihnen liegen die Leichen, nur in eine wollene Decke eingenäht, so daß der Kopf und die Füße hervorsehen. Oft sind zwanzig bis dreißig Leichen gleichzeitig in diesen Kasten; dann kommen drei oder vier mit Ochsen bespannte Leiterwagen, man ladet die Körper, wie sie da sind, hinauf, denn die Särge sind bei der Menge von Begräbnissen zu kostspielig, und im Trabe geht es zu dem nicht fernen Kirchhofe, der unmittelbar am Bosporus liegt, wo eine große Grube die sämmtlichen Todten aufnimmt. Jetzt steht an jener Stelle eine einfache Marmorsäule, umgeben von einem Eichenkranz, das deutsche Wappen und die Namen der gestorbenen Offiziere und Jäger darauf eingegraben; ein Andenken, welches dieses Regiment der deutschen Legion seinen im Orient zurückgebliebenen Kameraden hinterließ, als es im Sommer 1856 nach der Heimath zurückkehrte.

Hebt man nun den Vorhang zu dem zweiten Theile des Zeltes, dem eigentlichen Krankenzimmer, so findet man einen möglichst geräumigen Platz, auf dem funfzehn Betten — jetzt nur zwei leere darunter — in engen Zwischenräumen neben einander stehen. Die englische Militairverwaltung ist im Punkte der Krankenpflege ebenso sorgsam, als in anderen oft nachlässig, die Regierung scheut keine Kosten, ihren verwundeten oder kranken Soldaten den Aufenthalt im Lazareth erträglich, sogar angenehm zu machen; jedenfalls haben unsere deutschen Lazarethe die englischen noch lange nicht erreicht. Die theils eisernen, theils hölzernen Bettstellen enthalten Pferdehaarmatratzen und die weißeste Wäsche und zeugen von einer Sauberkeit, die unter diesen Verhältnissen wirklich bewundernswerth ist; die Kranken in ihren hellblau wollenen Röcken, ebensolche spitze Mützen auf dem Kopfe, erhalten die sorgsamste und selbst kostbarste Pflege. Die jetzt hier Befindlichen leiden mehr oder weniger schwer, theils sind sie ganz bewußtlos, theils kämpfen sie noch einen harten Kampf mit den Schmerzen, und kommandirte Leute sind beschäftigt, sie in den Betten festzuhalten, die erstarrten Glieder mit Bürsten zu reiben oder ihnen Arzeneien zu reichen; es ist ein bewegtes Leben in diesem kleinen Raume, der mehr Personen in sich schließt, als man bei Betrachtung des Zeltes von außen für möglich halten sollte. Die bleichen, verzerrten Gesichter, die lauten oder leisen Klageausbrüche, die sich bei dem Eintritte des Arztes verstärken, das Ringen zwischen Leben und Tod geben zusammen ein Bild, das Thränen entlocken oder das Blut erstarren machen kann.

Mit der Hereinschaffung des neuen Kranken tritt eine augenblickliche Pause ein, denn sowohl die Augen der noch ihrer selbst bewußten Kranken als ihrer Wärter richten sich auf den neuen Leidensgenossen, zu dessen Rettung jetzt sofort die eifrigsten Anstalten gemacht werden. Der Arzt muß fast überall sein, bald bei dem neuen Patienten, dem jetzt seine Sorgfalt vorzüglich gilt, bald bei einem andern, der ihn mit ersterbender Stimme flehentlich an sein Lager ruft. Hier stöhnt Einer über seine Schmerzen, dort liegt ein Anderer still ergeben und diktirt dem Lazareth-Sergeanten sein Testament, das sich auf die geringe ersparte Summe bezieht, die er in einem gestrickten Beutelchen krampfhaft in der Hand festhält, in sein Löhnungsbüchelchen, das auch für diesen Fall Rubriken enthält. Wenden wir uns aber jetzt von diesem Orte des Schmerzes und der Trauer zu einem wenigstens etwas freundlicheren.

Es ist ein Capitainszelt, schräg an den Abhang des

Hügels gebaut, so daß der Fußboden inwendig also eine merkliche Senkung nach der einen Seite zeigt. Die Leinewand ist nicht mehr weiß, sondern dunkelgrau, da sie vollständig von Wasser durchzogen ist; sie hängt in weiten, schlotternden Falten umher, obgleich man sich alle Mühe gegeben hat, sie straffer anzuspannen; wo sich solche Falten gebildet haben, sickern kleine Regenbäche fortwährend hindurch und haben den Fußboden ebenso durchweicht, als man ihn draußen auf freiem Felde findet; darum ist auch quer durch das Zelt ein fußtiefer Graben gezogen, der als Entwässerungskanal dienen soll. In Ermangelung eines Bettgestelles ist die dünne, mit Leder überzogene Feldmatratze auf ein Paar Bund Stroh ausgebreitet, vor das wieder ein Paar hölzerne Pfähle geschlagen sind, es in seiner Lage zu erhalten; über dem Ganzen liegt eine rothwollene Decke. Ein Paar andere stärkere rohe Pfähle, darüber ein Brett genagelt, bilden den Tisch, der vor dem Lager in die Erde gerammt ist; das übrige Meublement besteht in zwei Gewehrkisten, die ebenfalls als Sitze dienen können, einigen ledernen Koffern, auf deren Oberfläche das Regenwasser einen kleinen See gebildet hat, und einer ziemlich großen Tonne, aus der Stroh, Heu und dazwischen die Hälse von Flaschen heraussehen. An der Zeltstange inmitten des Raumes hängen der beschnürte Waffenrock, Käppi, Säbel und Cartouche, über dem Bette ein Fliegennetz von grüner Gaze in zeltförmiger Gestalt, wie man sich ihrer im Orient oft bedient; seine Enden sind aufgesteckt, denn es ist ganz durchweicht.

Der Inhaber dieser Wohnung, ein schlanker junger Mann mit einem männlichen, gebräunten Gesichte, das verräth, er sei die Strapazen des Krieges nicht ganz ungewöhnt und wisse sich leicht darüber zu trösten, liegt, eine Cigarre rauchend, auf dem Bette; er trägt einen schwarzen Regenrock, darüber eine buntseidene türkische Schärpe, sehr geschmierte Wasserstiefel, auf dem Kopf den rothen Fez der Landeseinwohner; gleichmüthig blickt er auf die kleinen Springbrunnen, die sich an der Wand seines Zeltes gebildet haben, und nur dann entfährt ihm ein leichter Fluch, wenn die Tropfen ihm gerade in das Gesicht fallen. Nachdem er sich auf diese Weise eine ganze Weile amüsirt hat, sieht er plötzlich nach der goldenen Uhr, die ebenfalls an der Zeltstange hängt und ruft dann mit einer Stentorstimme:

„Sergeant Felgenhauer!“

Sofort ertönt es durch die Lagergasse wie ein Echo: „Felgenhauer!“ — „Herr Sergeant Felgenhauer!“ — der Ruf geht von einem Zelte der Compagnie zum andern, bis er den Gesuchten erreicht, der mit einem Satze vom Stroh aufspringt und mit heldenmüthiger Verachtung des Kothes den Weg zu dem Hauptmannszelte einschlägt.

„Ist die Menage noch nicht da, Felgenhauer? Es ist ja schon halb sechs Uhr.“

Der Capitain sieht den Fourier, denn dessen Stellung bekleidet der Sergeant, etwas verdrießlich an, und auf dessen Gesicht spiegelt sich bei aller schuldigen Ehrerbietung ein ähnlicher Ausdruck.

„Noch Nichts, Herr Capitain, — die in Skutari müssen uns ganz vergessen haben; — die Leute sind schon unruhig.“

„Das ist denn doch wahrhaftig zu stark“, brummt der Capitain, — „seit vorgestern Mittag keine Lieferung zu bekommen. Womit habt Ihr Euch denn nun heute geholfen?“

Gestern, Herr Capitain, wie Sie wissen, haben wir drei Mal Kaffee gekocht, die Ersparnisse sind also damit auch zu Ende gewesen, und heute haben wir noch etwas Thee übrig gehabt. Die Leute haben dazu den verschimmelten Kaaks gegessen, den sie sonst nicht haben mögen, aber der Hunger macht's schmackhaft und das Brod ist zu Ende. Wenn wir nur ein Paar Mann zum Einkaufen nach der Stadt schicken dürften, — wir wollten's gern selbst bezahlen.“

„Schwatzen Sie doch nicht, Felgenhauer! Sie wissen doch, daß Niemand aus dem Lager darf, ehe er die Cholera in den Eingeweiden hat. Bei dem Unwetter und der Krankheit sollen die Leute mit 'nem leeren Magen herumlaufen! Verd —“

Der Hauptmann bricht ab und befiehlt dem Fourier, zum Adjutanten zu gehen und anzufragen, ob denn nicht endlich bald Veranstaltungen getroffen werden, daß die Compagnien ihre Lieferung an Lebensmitteln erhalten, die schon seit zwei Tagen rückständig ist. Der Sergeant geht, aber außerhalb des Zeltes brummt er ganz leise etwas von unnützen Wegen, unverantwortlicher Wirthschaft u. s. w.“

Vor einer kleinen Weile sind die Feldwebel nach dem Adjutantenzelte zusammengeblasen worden, um den Tagesbefehl zu erhalten und aufzuschreiben, sie kehren jetzt zurück, und Jeder von ihnen begiebt sich zu seinem Compagnieführer. Ehe sie sich trennen, wechseln sie noch einige Worte, die theils sehr unwillig klingen, theils von vielbedeutendem spöttischem Lächeln begleitet werden.

Auch bei unserem Capitain tritt jetzt sein Feldwebel ein, die offene Brieftasche in der Hand.

„Der Befehl?“

„Zu befehlen, Herr Capitain.“

„Komme ich in den Dienst?“

„Nein.“

„Lesen Sie.“

„Regimentsbefehl: Parole: Berlin, Feldgeschrei: „August. Der Herr Brigadier befiehlt Folgendes: „In Folge der vielfachen Desertionsfälle beim Regi„ment werden die Mannschaften in den Compagnien „bis auf weitere Ordre bei Tage alle zwei Stunden „und in der Nacht zu unbestimmten Zeiten, jedoch

„mindestens vier Mal, verlesen. Ein Offizier ist jedes „Mal dabei."

„Guten Morgen", sagt der Capitain, den Vorleser unterbrechend, und steckt sich eine neue Cigarre an. Der Feldwebel lächelt und fährt fort:

„Ferner: Im Interesse der Mannschaften wird „bekannt gemacht, daß in der unteren Canteena „(Schenke, hier in einem Zelt) die Flasche Cognak „zwei Schillinge kostet, ein Glas Rum anderthalb „Pence, das Glas Bier zwei und einen halben Pence „kosten. Außerdem hat der Wirth das Recht, jeden „betrunkenen Soldaten aus dem Hause zu werfen."

„Haben Sie das wörtlich so diktirt bekommen?" fragt der Capitain lächelnd.

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„Ich danke Ihnen."

„Wann befehlen der Herr Hauptmann, daß laut obigem Befehle die Leute das erste Mal antreten sollen?"

„Um neun Uhr zum Abendappel, wie immer, — das Uebrige wird sich finden. Ich danke Ihnen."

Der Feldwebel empfiehlt sich, und bald darauf hört man durch das ganze Lager aus den geschlossenen Zelten her den im ganzen Corps sehr verbreiteten Ruf: „Ihs! Ihs!" was, in das Hochdeutsche übersetzt, „Eis" heißt und worunter der Soldatenwitz versteht, daß irgend Jemandem Eis auf den Kopf gelegt werden möge.

Nun kommt Besuch zu unserem Capitain, wie es scheint, eine lustige Gesellschaft, denn sie lärmt wenigstens nach Möglichkeit und begrüßt jedes Ausglitschen des Einzelnen auf dem feuchten Boden mit Gelächter und Witzworten. Es sind drei Offiziere, zwei Capitains und ein Lieutenant.

„He, N.!" ruft der Eine schon außerhalb, „willst Du uns zum Abendbrot einladen? Bei uns giebt es Nichts mehr, und wir bringen Dir dafür eine prächtige Neuigkeit. Wir marschiren, alter Freund!"

„Schon wieder einmal?" spottet Capitain N. ungläubig. „Erinnere Dich, langer Arthur, wie oft wir das alte Lied schon haben singen hören, und verzeihe es mir, wenn ich ihm dieses Mal noch weniger Glauben schenke, da Du gerade es vorträgst. Wollte Gott, daß wir marschirten!"

„Nein, im Ernst, N., wir sind der Brigade des Sir Campbell zugetheilt, der die schottischen Hochländer commandirt, und sollen mit ihnen gegen Kars rücken", meint ein anderer dicker Capitain, seine kleine Gestalt mühsam durch den Eingang wälzend, worauf ihm die Uebrigen folgen und sich auf den Gewehrkisten niederlassen. Ihr Costüm ist ein ähnliches wie das des Zeltbewohners, ihre Mienen deuten, ebenso wie sein Gesicht, auf muntere Laune, welche die Entbehrungen bisher noch nicht ganz zu scheuchen vermocht haben, die eher mit jenen in gleichem Grade zu steigen scheint.

Nach nochmaliger Versicherung, die Nachrichten seien wirklich mit einem Briefe aus Skutari angekommen und man hoffe, bald von hier zu einem ernstlichen Feldzuge aufbrechen zu können, macht sich schnell der eigentliche Zweck ihres Kommens bei den Besuchern wieder geltend, und sie rücken von Neuem mit der Aufforderung heraus, der Wirth möge für ein Abendbrot in dieser allgemeinen Hungersnoth sorgen.

Der aber zuckt die Achseln und versichert feierlichst, von allen eßbaren Gegenständen sei in seinem Zelte seit gestern am allerwenigsten Etwas zu finden.

„Kann ich Euch indessen mit Porter, Portwein oder Cognak dienen, so ist in jenem Fasse dort Vorrath genug davon", meint er, „ich habe es erst vor drei Tagen aus Pera bekommen, und mit dem, was ich habe, stehe ich gern zu Diensten."

Die Gäste lassen sich das nicht zweimal sagen; durch Stimmenmehrheit entscheidet man sich für den Cognak, um vaterländischen Grog zu brauen, und während man einstweilen ein Paar Flaschen Porter ansticht, fliegt der Bursche des Capitains, heißes Wasser zu besorgen, was indessen seine gute Schwierigkeit hat, da draußen durchaus kein Feuer brennen will.

„Was giebt's sonst Neues? — ich rathe, wir bauen auf Sir Campbells Zug gegen Kars noch nicht zu große Hoffnungen, ehe wir die Ordre erhalten haben, zu seinem Corps zu stoßen, oder besser, ehe dies auf dem Marsche ist", meint Capitain N. „Dachten wir nicht schon einmal, in wenigen Tagen vor dem Feinde zu stehen, als wir bei unsrer Einschiffung in England directe Ordre nach Balaclava hatten? und haben wir hier nicht doch schon eine Contre-Ordre vorgefunden, die uns an dieses ruhmlose Feldlager fesselt, in dem wir mehr Leute verlieren, als in einer heißen Schlacht? Wie viel Deserteure habt Ihr bei Eurer Compagnie, K.?"

„Leider Gottes genug — sieben solcher schlechten Kerle, die dem deutschen Namen Schande machen."

Es ist ein Jammer um dieses leidige Desertiren; die Engländer freuen sich darüber, daß sie uns Etwas am Zeuge flicken können, und sie machen ein großes Geschrei davon, wenn uns zehn Mann desertiren, während es bei ihnen noch ärger ist. Wenn wir nur bald in das Feld können, wohin sich der größte Theil unserer Leute sehnt! Aber hier in Schmutz, Krankheit und Hunger bekommt man das Soldatenleben wirklich satt, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn bei Einzelnen der Magen und die Lebenslust lauter sprechen, als das Ehrgefühl. Und warum wird mit den Deserteuren kein Ernst gemacht? Warum schießt man nicht des Exempels wegen ein Paar vor den Kopf? Das würde besser wirken, als daß man die unschuldigen Zurückgebliebenen gerade mit zweistündigem Antreten und Nacht-

manoeuvres quälen will. — Ihr habt doch schon den heutigen Befehl gelesen?“

„Ich wundere mich über keinen Befehl mehr“, sagt Capitain K. gleichmüthig, — „seitdem in England die Offiziere einen Urlaubspaß haben mußten, aus dem Lager zu gehen, seitdem man dort arretirte Offiziere hinter ihrem Regiment zu Fuß führen wollte und seitdem die Compagnieen endlich bei Sandgate vor dem Baden eine halbe Stunde mit dem Handtuch „gerührt“ am Strande stehen sollten. Hoch lebe unser Deutschland!“

Die Andern stoßen an, und Mancher blickt in augenblicklichem Verstummen etwas finster vor sich hin. Zu unserer Glückseligkeit fehlt uns nur noch, daß der Friede eher geschlossen wird, als wir in die Krim oder vor Kars kommen“, sagt der Eine düster.

„Man spricht stets davon“, meint ein Anderer in gleichem Tone.

„Nun, dann schickt man uns nach Indien, wo es dreifaches Gehalt giebt“, sagt der lange Arthur tröstend.

„Oder wir bezahlen mit der versprochenen Abfindung von dreimonatlichem Gehalt unsere Fischrechnung und den Schneider und schwimmen über die Nordsee nach Deutschland zurück“, erwidert Capitain N. verdrießlich. Aber wo bleibt denn der Kerl mit dem heißen Wasser? — Joseph!“

Joseph kommt, aber berichtet, daß bei aller Mühe kein Feuer anzumachen sei, da es gar zu stark regne. Die Herren müssen also den Grog aufgeben und trösten sich damit, daß bald die Stunde der allgemeinen Zusammenkunft der Offiziere schlagen werde, bei der ein so riesenmäßiges Feuer angezündet wird, daß es sogar dem Regengusse zu widerstehen vermag. Inzwischen behilft man sich mit dem Porter und erzählt sich von besseren vergangenen Zeiten, die den Meisten freundlicher geleuchtet haben als die jetzigen; das Gespräch wird immer ernster, je mehr alte Erinnerungen aus der Heimath heraufbeschworen werden und je deutlicher Jedem vor die Seele tritt, welche Verhältnisse, welche Hoffnungen endlich ihn hierher geführt und wie wenig die Letzteren bisher verwirklicht worden sind.

Da ertönt plötzlich das Signal: „Jäger — Offiziere!“ Es gilt der abendlichen Zusammenkunft, wie man weiß, und die Herren erheben sich, den Weg dahin anzutreten, wozu der Wirth eine kleine Blendlaterne anzündet, denn mittlerweile ist es finster geworden, und ohne Beleuchtung ist der abschüssige, durchweichte Weg wirklich kaum zu passiren, wenn man nicht den Hals brechen will. Kein einziges Feuer brennt im ganzen Lager, denn einmal brennt, wie schon gesagt, ein kleineres nicht, dann aber ist auch das Holzabschlagen in der Nähe bei sehr strenger Strafe verboten, denn der Soldat soll sich mit dem gelieferten begnügen, das freilich, ebenso wie die Mundverpflegung, oft Tage lang ausbleibt. Nur an der Seite des Abhanges, wo die Straße nach Skutari hinausgeht, steigt eine röthliche Rauchwolke empor, und vom Gipfel des Berges erblickt man dort ein mächtiges Feuer, von dicken Baumstämmen genährt; dabei ist wieder ein viereckiges Zelt aufgeschlagen, und rings herum bewegen sich, fast gespenstisch anzuschauen, dunkele Figuren, die bereits versammelten Offiziere und die Pioniere des Regiments, die das Feuer schüren. Hier ist eine Art von Abend-Ressource, bei der das von der Regierung den Offizieren gelieferte Getränk gemeinschaftlich verzehrt wird; Jeder geht dorthin im ihm beliebigen Anzuge, mit der Pfeife oder der gefüllten Cigarrentasche; man plaudert hier ein paar Stunden, bis es Zeit ist, sich zur Ruhe zu begeben.

(Schluß folgt.)

In der Nacht.

Glaub' nicht, daß Kraft und Leben schwinden,
Wenn die Natur verfällt der Nacht,
Die Strömungen der Quelle winden
Sich reger, wenn der West erwacht.
In der Umarmung heißer Brände
Durchwühlt die Gluth der Erde Bauch,
Ein Wirken, Schaffen ohne Ende
Im Eichwald wie im Dornenstrauch.

Wohl tönt ein Spruch in Volkesmunde:
Die Nacht ist keines Menschen Freund!
Und doch bringt Segen ihre Stunde,
Wenn sie den Thau als Thräne weint.
Es strahlt hoch an des Himmels Wänden
Lebendiger der Sterne Glanz,
Sobald die Nacht mit fahlen Händen
Uns reicht den mohngefüllten Kranz.

Nur in den Nächten fühlt der Weise
So recht das Walten der Natur;
Sein Herzschlag ist im Schöpfungskreise
Ein Puls mit in der Zeitenuhr.
Er ahnt im Rauschen der ergrauten
Laubwaldung die verborg'ne Kraft,
Wodurch entfalten sich die Stauden
Und in den Bäumen gährt der Saft.

O, glaub' nicht, daß die Blumen schlafen,
Vom Abendwinde eingewiegt,
Wenn friedlich in der Ruhe Hafen
Die Eine Erdenhälfte liegt.

In jeder Faser, jedem Staube,
So sich im Kelche eingewebt,
Steht wonnetrunken auf der Glaube:
Daß Alles, Alles wirkt und strebt.

Und wie die Blume, wirkt im Leben
Des Menschen Geist auch in der Nacht;
Die Geister, welche Träume weben,
Sind Theile der verborg'nen Kraft,
Wodurch das Weltall Maaß und Schranke
Empfing und fortbesteht in Kraft,
So lange noch sich ein Gedanke
Aus einem Menschenhirn entrafft.

Theodor Drobisch.

Feuilleton.

Ehemalige Strafen zu Moskau. Es sind bereits 150 Jahrvergangen, als der Reisende Olearius ein Buch herausgab, welches den Titel führt: „Relative von dem gegenwärtigen Zustande des Moscowitischen Reichs". Darin befindet sich denn auch ein Capitel über die Leibesstrafen, von denen wir einige hier mittheilen wollen. — „Wer des Lasters beleidigter Majestät überwiesen worden, wird öffentlich in vier Theile zerhauen und solche aufgesteckt. Der Ankläger muß aber vorher durch Ausstehung einer schweren Folter seine Angebung bekräftigen. Wird seine Angabe nicht überwiesen, kommt er nach Sibirien."

„Ein Todtschläger, so nicht aus Nothwehr, (denn diese ist vergönnt) sondern mit Vorsatz umgebracht hat, wird in's Gefängniß geworfen, woselbst er sechs Wochen Buße thun muß, darauf empfängt er das Abendmahl und wird enthauptet." — Wenn Einer des Diebstahls angeklagt und überwiesen wird, muß er gleichfalls auf die Folter, um zu erfahren, ob er nicht etwa noch mehr gestohlen habe. Bekennt er nicht weiter und sein Vergehen geschieht zum erstenmal, so wird er aus dem Schlosse bis auf den Markt gepeitscht. Hier empfängt ihn der Scharfrichter, der ihm ein Ohr abschneidet und dann in den Thurm bringt, wo er zwei Jahre sitzen muß. — Wieder das zweitemal bei einem Diebstahl ertappt, wird ihm das andere Ohr abgeschnitten und er wieder in die alte Herberge gebracht, wo er so lange sitzen muß, bis eine Anzahl solcher Vögel beisammen ist, um gemeinschaftlich nach Sibirien transportirt werden zu können.

Diejenigen, welche sich der Verordnung des Großfürsten zuwider dem Tabackschmauchen oder heimlichen Bier-Auszapfen ergeben, werden mit Knutenhieben oder Aufschlitzung der Nase gezüchtigt.

Ein besonderes Verfahren wurde bei Schuldnern angewendet. Selbige mußten nach Anbringung der Klage bei eines Richters Knecht im Hause sitzen und Arrest halten. Ihm ward eine bestimmte Frist zur Zahlung aufgegeben. Ließ er die Frist verstreichen, galt nun kein Ansehen der Person. Gleichviel, ob Russe oder Ausländer, Mann oder Weib, Kaufmann oder Handwerker, Priester, Mönch oder Nonne, sie wurden in den Schuldthurm gesetzt. Aber es blieb nicht nur bei der Haft. Täglich wurden sie auf einen öffentlichen Platz vor der Canzlei geführt und eine Stunde lang mit einem schwanken Stecken in der Dicke eines kleinen Fingers auf die Schienbeine geschlagen. — Olearius bemerkt: daß da oft Viele wegen der großen Schmerzen überlaut geschrieen. Der Schläger habe aber, wenn er „Poschul" oder Geschenke bekommen, sehr gelinde aufgepaukt und meist Fehlschläge gemacht. Etliche hätten auch vorher hölzerne Schienen in die Stiefeln gesteckt. Nach solch ausgestandener Kur muß der Schuldner wieder in den Thurm zurück, wo man ihn fragt: ob er zahlen oder einen Bürgen stellen wolle. Konnte er dies nicht, ging Tags darauf die Prügelei von neuem los. Diese Art Strafe nannten sie auf die „Prawe" stellen. Weiß nun der Schuldner durchaus kein Mittel, den Gläubiger zu befriedigen, so stand ihm frei, seine Kinder zu verkaufen, oder er mußte sich mit seinen Kindern dem Gläubiger als Sklaven ergeben.

Als besondere Strafe wird noch das Spicken erwähnt. Der Uebelthäter ward nackend, der Rücken oben, auf einen Tisch gebunden. Hierauf ergriff man eine Spicknadel, die anstatt des Speckes mit Schwefelfäden gefüllt war. Mit selbiger durchstach man das Fleisch von der Schulter bis zu den Lenden und zündete dann die Schwefelfäden an. — Von den Strafen bei der Tor-

tur wollen wir schweigen, sie sind oft zu gräßlich. Nur die Battaki sei noch erwähnt, die jeder Herr konnte seinem Knecht geben lassen. Der Missethäter mußte sich bis auf's Hemd ausziehen und mit dem Bauch auf die Erde legen. Dann setzt sich Einer auf den Kopf, der Andere auf die Beine und schlagen mit schwanken Ruthen, was — wie Olearius schreibt — anzusehen, als wenn die Kürschner die Felle ausklopfen.

Die Entstehung der Elb-Dampfschifffahrt. In dem von uns schon mehrfach erwähnten Buche „Aus vier Jahrhunderten" lies't man darüber Folgendes. Wenn man jetzt die zahlreichen Dampfschiffe sieht, welche sich auf der Elbe kreuzen und den Verkehr an den Stromesufern beleben, so ist eine Vergleichung der Ansichten, welche man noch vor wenigen Jahrzehnten über die Dampfschifffahrt bei den Behörden hegte, nicht uninteressant. Die erste Spur des Planes, ein Dampfschiff auf der Elbe gehen zu lassen, haben wir im Jahre 1824 gefunden. Es lag damals ein Gesuch um ein Privilegium für ein Dampfboot vor, welches von Hamburg nach Dresden fahren und zugleich als Schleppschiff dienen sollte. Die sächsische Landesregierung stellte in ihrem Vortrage vom 17. August 1824 mehrfache internationale Bedenken auf, setzte aber am Schluß noch hinzu: „hierzu kommt noch, daß N. seinen neuerlichen Vorstellungen zu Folge, entschlossen ist, ein Dampfboot zu errichten, welches der fraglichen Jacht als Schleppschiff dienen soll. Eine solche schwimmende Dampfmaschine dürfte aber sowohl für die auf der Jacht selbst und auf den in deren Nähe kommenden Fahrzeugen befindlichen Menschen, als auch für die Bewohner der Elbufer und die an den letztern liegenden Schiffmühlen mit einer nicht zu übersehenden Gefahr verbunden und daher deren Gebrauch jedenfalls nicht zu gestatten sein, so lange nicht das Resultat der von Sachverständigen darüber anzustellenden gründlichen Untersuchung eine genügliche Beruhigung deshalb gewähren wird." — Die geäußerten Besorgnisse wurden auch bei der höhern Behörde lebhaft getheilt und der Petent ward abgewiesen. Im Jahre 1825 wurde ein ähnliches Gesuch angebracht: bei der Begutachtung traten jene Bedenken schon etwas in den Hintergrund, denn es wird in dem Vortrage der Landesregierung nur gesagt: „ebenso möchte die Existenz eines Dampfschiffes auf der Elbe überhaupt in polizeilicher Hinsicht immer noch Besorgnisse wegen der möglicher Weise daraus entstehenden Gefahr erregen." Der Antragsteller wurde ebenfalls abgewiesen. Ein dritter Fall kam im Jahre 1828 vor. Bei dessen Begutachtung sind die gedachten polizeilichen Bedenken ganz verschwunden, die Landesregierung „verkennt den Nutzen, welchen die Einführung der Dampfschifffahrt auf der Elbe für alle daran gelegenen Staaten und namentlich für Sachsen in Bezug auf Handel und Gewerbe hervorbringen dürfte, nicht", aber das Unternehmen scheiterte aus andern Gründen, und erst im Jahre 1839 gelang es, in Sachsen die Dampfschifffahrt in's Leben zu rufen.

Der Herzog von Nassau hat der ungarischen Nationaltracht solchen Geschmack abgewonnen, daß beschlossen worden ist, solche fortan bei Hofe einzuführen. Ein renommirter Schneider aus Pesth hat bereits Auftrag zur Fertigung mehrfacher Costüme erhalten. — Wie steht es denn aber mit den ungarischen Bärten, die unfehlbar zu der Tracht gehören? Und dann die schmucken classischen Beine? —

Alles steigt im Preise, auch die Tenoristen. So bekam anfänglich der Tenorist Niemann zu Hannover 800 Thlr., dann 1200, dann 1800 und jetzt 5000 Thlr. jährliche Gage nebst vier Monat Urlaub. Der Contract mit letzterer Summe wurde auf die Dauer von zehn Jahren geschlossen.

Eine Gage wie Niemann hat Niemand wohl mehr,
Ich wollte wahrhaftig, daß Niemann ich wär';
Denn solch' Gagezahlung bemerkte man nie,
Wie sie jetzt geworden beinah zur Manie.

Litteratur.

Ein Werk, auf dessen Erscheinen wir schon im Sommer in Nr. 24 unsrer Zeitung aufmerksam machten, hat jetzt die Presse verlassen, und die vorausgehegten Erwartungen nicht getäuscht. Es führt den Titel:

Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz in Steiermark.

Wie wir damals anzeigten, stand Carl von Holtei an der Spitze dieses ehrenwerthen Unternehmens, dem 126 der ersten Gelehrten, Schriftsteller und Dichter deutscher Nation uneigennützig Geistesspenden beigesteuert haben, damit jene arme evangelische Gemeinde aus dem Erlös der Herausgabe einen Gottesacker kaufen könne. Ein Buch, solchem Zweck gewidmet und von Holtei's Hand zusammengestellt, dies Buch marktschreierisch anpreisen, hieße seine edle Absicht verachten. Wir begnügen uns deshalb damit, zu erklären, daß diese Sammlung 43 Bogen durchweg neuen, gediegenen Inhalts umfaßt und so elegant ausgestattet ist, daß der Preis von 2 Thalern in einem fast zu geringen Verhältniß zu seinem Werthe steht. Wer das Buch kauft, erweist seinem eignen Geist eine ebenso große Wohlthat, wie der Hülfsbedürftigkeit der Grazer Protestanten. Durch den bisherigen Absatz sind die Druckkosten bereits gedeckt, also Alles, was in Zukunft dafür einkommt, hilft zum Wachs-

thum des der Gemeinde nothwendigen Capitals. Wohl wäre zu wünschen, daß auch Katholiken ihren Christenbrüdern hier unter die Arme griffen, was sie um so eher können, da nichts im ganzen Buche enthalten ist, was irgend welche Confession im Mindesten verletzte. Den Schluß der reichen Sammlung bildet „des Dichters Wahlspruch" von Holtei, als Canon componirt von G. Meyerbeer.

Moden-Bericht aus Paris.

Was man auch sagen mag über den Luxus der jetzigen Zeit, und wie viel Ehemänner außer sich sein mögen über die kostspielige Toilette ihrer Frauen, es ist ja dies Alles noch nichts gegen den verschwenderischen Luxus früherer Zeiten, und wenn man sich daran zurück erinnert, ist die jetzige Toilette ja nur eine einfache dagegen zu nennen. Wir wollen nicht von den Zeiten Ludwigs XIV., XV. und XVI., nicht von denen Franz I. und Karl's II. von England sprechen; Spanien, Italien, jedes Land hat seine Epoche des Glanzes und des Reichthums. Wir wollen aber unseren Lesern einen kleinen Begriff aus dem eleganten Leben einer vornehmen Dame des 4. Jahrhunderts geben — und erzählen, was uns ein berühmter Geschichtsschreiber darüber mittheilt.

„Nachdem sie Morgens aufgestanden war, brachte „ihr die Kammerfrau Eselsmilch; dann bediente sie sich „der Pastillen von Myrthe, um den Athem zu reinigen, „Mastix, um das Zahnfleisch zu stärken, pulverisirten „Bimssteins für die Zähne, und einer Salbe, das Zahn„fleisch zu färben. Mehrere Sklavinnen bedienten sie „beim Ankleiden; die Eine bereitete die Farbe für die „Augenbrauen; eine Andere hielt den Spiegel von polirtem „Stahl, die dritte das Eisen, um die unzähligen Locken „zu brennen, die mit Parfüms durchduftet und mit „Perlen, Goldstaub, Edelsteinen und Blumen geschmückt „wurden. Dann bedeckte sie sich das Gesicht mit einer „Maske, welche aus einem belebenden und die Haut „fein machenden Teig bestand; derselbe war gemacht „von Kalk, Bohnen und Reis, sie trug diese Maske, „bis sie sich in Gesellschaft zeigte. — Rom bot dem „Brennus als Lösegeld weniger Schätze, als Scaurus „in dem Zimmer seiner Gemahlin Lollia vereinigt hatte; „denn eine einzige Perle ihres Collier's kostete 6 Mill. „Sesterzien (eine römische Münze = 1½ Sgr).

Auch heute liebt die vornehme Damenwelt den kostbaren Schmuck der Edelsteine, aber es sind mehr die kunstvollen, welche die Gunst der Damen besitzen, und die echt römische Camee gehört wieder zum feinsten Schmuck. Eine breite Flechte von schwarzem Haar, durch 4 Medaillons zusammengehalten, bildet ein wundervolles Armband; überhaupt verfertigt man jetzt die kunstvollsten Gegenstände von Haaren, und wir sahen ein Armband, das Alles übertraf. Es bestand aus einem breiten Bande von mattem Golde mit einem reizenden Bouquet von Orchideen, verfertigt aus Haaren, die Staubfäden von Gold, und zwei Vergißmeinnicht darunter von blauer Emaille.

Doch müssen wir nun auch von Blumen sprechen, den Lieblingskindern der ganzen Damenwelt; — sie werden immer der lieblichste Schmuck derselben bleiben, und man liebt es jetzt, ihnen künstlich auch denselben Wohlgeruch zu geben, wie ihn ihre natürlichen Originale besitzen. So sind es Veilchen, die am meisten jetzt beliebt sind und zwar noch mehr als die Dahlia's; doch neben ihnen Orchideen in den wunderbarsten Arten und in den feinsten Farben und Abwechselungen; dann wieder Erdbeergewinde, Reseda, wilde Azalien, Immortellen, Winden, Rosen und die reizenden Vergißmeinnicht. Constantin verfertigt daraus die entzückendsten Coiffüren, Guirlanden und Garnituren zu Roben, die an geschmackvollem Arrangement Alles übertreffen. Besonders sind es die Zusammenstellungen aus wilden Blumen, die ganz bezaubernd originell sind. —

Man glaubte, die Mode hätte sich ganz für's „Schottische" wieder neuerdings entschieden; aber sie wendet sich jetzt mehr dem „wilden Geschmack" zu; und zu den wilden Blumen gehören auch die weiten Gewänder, die Wellen von Tüll, Gaze und Tarlatan; und die elegantesten Damen, unsere schöne Kaiserin an der Spitze, lieben es, sich in diese leichten Stoffe zu hüllen, deren Unterkleider aus beinahe einem Dutzend leichter Röcke von Gaze bestehen.

Man hat die Tarlatan's aber auch so verschiedenartig und schön, wie möglich; broschirt, gestickt, gestreift, mit Atlas durchwirkt u. s. w.

Zu den leichten Roben gehören in reicherer Art die Kleider von Chambéry-Gaze, welche so prachtvoll durchwirkt sind, als funkelten sie von Edelsteinen.

Die schweren Stoffroben haben den „Damen Loviot" Gelegenheit gegeben zu einer sehr künstlerischen Erfindung von Taillen ohne Naht; statt derselben sind „Brandebourgs" darüber geknöpft, und es ist von großem

Vortheil, auch die Ballkleider ohne Naht zu machen, da man dann den Besatz sehr oft verändern kann und aus einer einzigen weißen Robe gleich drei bis vier verschiedene Anzüge für die Wintersaison macht. —

So sahen wir in dieser Art eine Robe, die nach Rußland bestimmt war. Sie hatte 1) einen netzartigen Besatz von Chenille, 2) eine Verzierung von Band und Spitzen, 3) einen Besatz von Marabouts, 4) einen Besatz von Blumenfasern und Glöckchen.

Und nicht allein vortheilhaft sind die Roben ohne Naht, sondern sie geben auch der Figur ein degagirtes Ansehen, und eine Dame ohne steifes Corset ist viel graziöser, als die mit der geschnürten Wespentaille, die das Unnatürlichste und Ungraziöseste ist, was man sehen kann, auch wird man darin nie mehr die Mode des vorigen Jahrhunderts wieder vorziehen.

Im Gegensatz zu all den reichen Gesellschaftstoiletten scheint die Lieblingstracht der Pariserinnen für die Stadt und Promenade jetzt schwarz zu sein. Wir sahen die Damen fast alle in schwarzen Kleidern neulich, und doch waren es keine Trauernden, die Einen in schweren Stoffen, Sammet, Atlas, Seide und oft mit vielen Volants; die Einfacheren trugen Popeline-Kleider und Stoffe von Wolle und Seide. Es lieben die Pariser Damen überhaupt nicht, sich auf der Straße in auffallenden Farben zu tragen, und höchstens ein buntes Band giebt die Abwechselung. Nur Kindern ist es erlaubt, recht bunt gekleidet zu gehen, obgleich wir auch einen geschmackvollen Kinderanzug in schwarz und braun sahen. Ein kleines Mädchen von 10 Jahren hatte ein blaues Tybetkleidchen an, einen Ueberwurf von schottischem Felbel darüber, und ein weißes Amazonenhütchen von Felbel, mit Federn geschmückt, auf dem Kopfe.

Die reizendsten Kinderhüte findet man bei Mr. Avisse; auch versteht er die kleidendsten Façons für die kleinen Köpfchen gleich zu finden und wählt ihnen bald einen helmartigen, bald einen runden Hut, dann wieder eine Art toque à la Maria Stuart, oder auch ein Barett, geziert mit Federn und Agraffen.

Um noch einmal auf die Coiffüren zurück zu kommen, müssen wir erwähnen, daß Herr Zacharie bereits ganz wundervolle für die Ballsaison in Auswahl hat: viele mit Fransen, Puscheln, Netzen, langen écharpes und Federn. Die Federbouquets sind immer sehr vornehm und werden mit einer prachtvollen römischen Camee von „Isler in Rom" befestigt. Isler verfertigt die Cameen nämlich sehr schön auf Muschelwerk, statt auf Stein, und diese sind dann weniger kostbar und doch eben so kunstvoll.

Eine höchst geschmackvolle Balltoilette sahen wir, die wir noch erwähnen wollen; sie bestand aus einem sehr weiten Rock von Moirée antique in weiß, ohne irgend eine Verzierung, darüber eine Tunika von goldgelbem Atlas mit eben solcher Taille. Die Tunika war besetzt mit zwei Rüschen von Blondengrund, und bildete vorn eine sehr eigenwillige Aufschürzung, mit Schleifen von einer Seite und gelben Orchideen in Sammet und Krepp von der anderen aufgenommen. Die Taille natürlich ausgeschnitten und ebenfalls mit Rüschen, Blumen und Schleifen garnirt; dazu Coiffure à la Raphaël, mit einem weißen Perlcollier umwunden.

Erklärung des Modekupfers.

1. Robe von Taffet in zartem Rosa, der Rock glatt und besetzt mit einem Volant von weißer Spitze, das schneckenförmig den Rock drapirt, und oberhalb mit Zweigen von Sammetblättern in Rosa besetzt ist. Ausgeschnittenes Leibchen, das ebenfalls mit einem schmaleren Spitzen-Volant unterhalb der Draperie verziert ist und auf den Schultern durch Zweige in Sammetblättern aufgenommen. Der Kopfputz besteht auch aus Zweigen von rosa Sammetblättern, die nach dem Gesicht zu von beiden Seiten befestigt sind.

2. Robe in weißem Atlas, einfacher Rock, unterhalb besetzt mit sechs Puffen von Tüll, die ungefähr bis an's Knie hinaufgehen; ein zweiter Rock von Blonde bildet eine Tunika und fängt von dem Gürtel an und fällt bis auf die erste Puffe herab. Dieser zweite Rock ist auf der linken Seite vom Gürtel an bis unten herab mit Bouquets von goldenen Aehren garnirt. Ausgeschnittenes Leibchen, doppelte Blondenberthe, auf der Brust durch ein Bouquet von Goldähren zusammengehalten. Im Haare runder Kranz von goldenen Aehren.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Stickmuster.

Die Zeitung für die elegante Welt erscheint wöchentlich und zwar in drei verschiedenen Ausgaben:

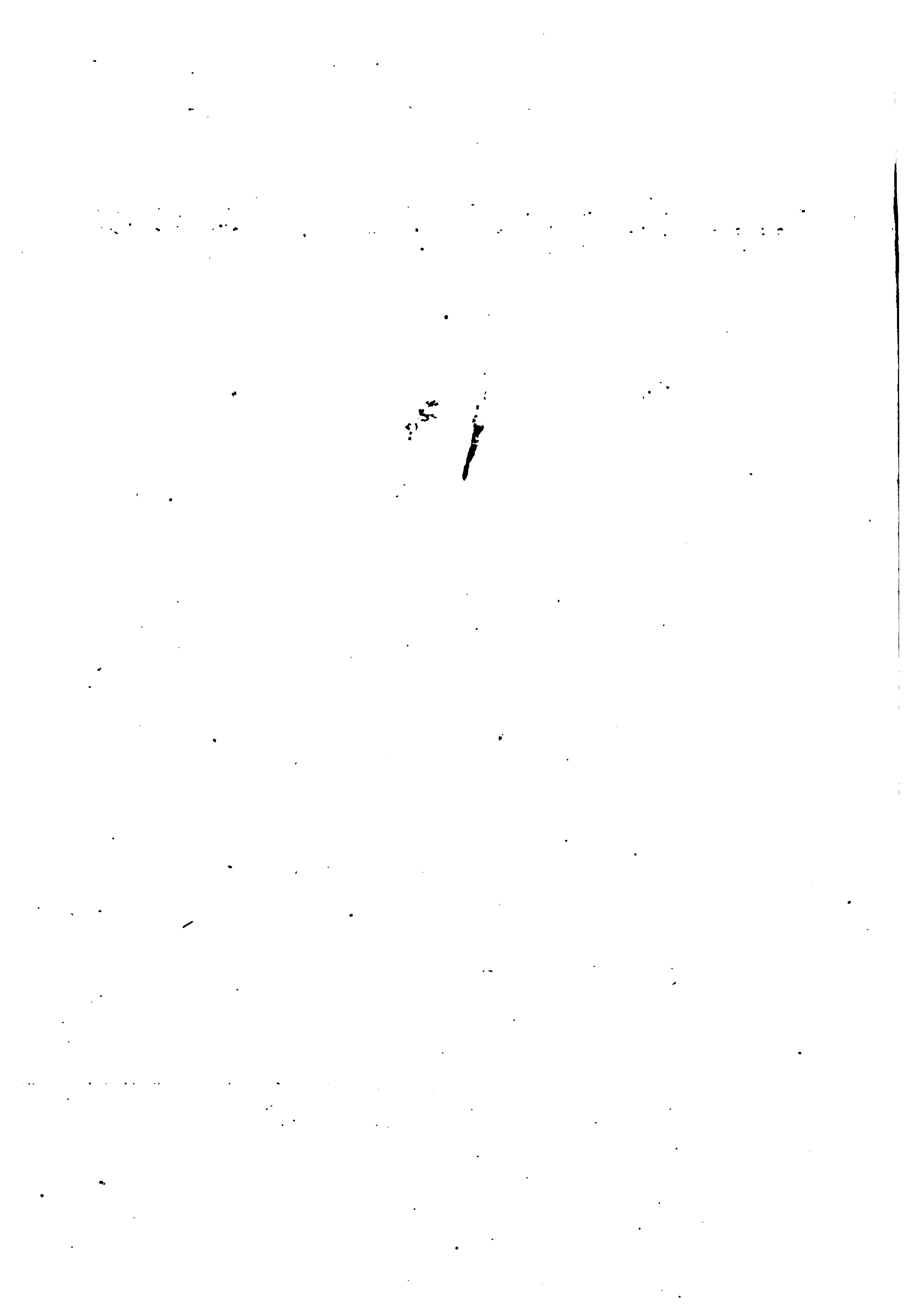
Erste Ausgabe mit allen Beilagen zu 8 Thalern jährlich. Enthält im Jahrgange 52 Damen- und 24 Herren-Modekupfer, Musikbeilagen, Mustertafeln für weibliche Arbeiten u. Moden. Schnitt-Tafeln für Herren, Potichinomanie-Bogen, Portraits, Genrebilder ꝛc.
Die zweite Ausgabe zu 5 Thalern jährlich bringt denselben Text und ausschließlich Damen-Modekupfer und Mustertafeln.
Die dritte Ausgabe zu ebenfalls 5 Thalern enthält nur Herren-Modekupfer, bringt aber ebenfalls 52 Lieferungen Text.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.





№ 51 u. 52. Siebenundfünfzigster Jahrgang. 1857.

Zeitung für die elegante Welt.



Die Abonnements-Bedingungen befinden sich am Schlusse des Blattes.

Redaction: Th. Drobisch in Leipzig und Dr. O. Girndt in Berlin.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen hierauf an.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Lieferung von 1½ bis 2 Bogen Text, mit artistischen und technischen Beilagen, bestehend in Pariser Modekupfern Muster- und Schnitt-Tafeln für Damengarderobe ꝛc. in sorgfältigster und reichster Auswahl.

An die verehrten Abonnenten unsrer Zeitung!

Mit dieser Doppelnummer schließt der 57ste Jahrgang der „Zeitung für die elegante Welt," welche im nächsten Jahre in Form, Gestalt und Preis eine wesentliche Veränderung erfährt.

Von Nr. 1 des nächsten Jahres ab wird nämlich alle 8 Tage eine Nummer erscheinen, bestehend aus einem großen Bogen Text, (der mehr Inhalt umfaßt, als die bisher ausgegebenen 1½ Bogen in kleinem Format), **einem fein colorirten Pariser Modenbilde** (Stahlstich), und **dazu monatlich einmal** eine **große Mustertafel** mit den neusten Kleiderschnitten und Mustern zu weiblichen Handarbeiten.

Die Ausstattung wird so glänzend sein, wie so leicht kein andres Journal in Deutschland sich ihrer rühmen dürfte, und doch der Abonnements-Preis **vierteljährlich**

nur 20 Sgr. in Buchhandlungen
und 22½ Sgr. bei der Post betragen.

Also liefern wir für diesen überaus billigen Preis ein Moden-Journal, wie es in Deutschland ohne Beispiel ist. Der Titel wird sein:

Pariser Modenpost.
Zeitung für die elegante Welt.

Die verehrl. Abonnenten wollen gefälligst bald bei der Post, resp. in Buchhandlungen ihre Bestellungen machen.

Die Redaction und Verlagshandlung.

Ein deutsches Lager in Klein-Asien.

Skizze

von

Stanislaus Graf Grabowski.

(Schluß.)

Dahin wandern unter unsäglichen Mühen, nicht auszugleiten und zu fallen, auch unsere vier Offiziere, und langer Zeit bedarf es, ehe sie ihr Ziel glücklich erreicht haben. Aber heute ist die Ressource auch nicht gemüthlich, denn der starke Wind, der mit jedem Augenblicke zunimmt und zum Sturm anzuwachsen droht, weht den Rauch des Feuers gerade in das Zelt hinein, so daß es in demselben fast nicht erträglich ist; draußen aber erwärmt man eine Seite des Körpers am Feuer, während die andere von Regen durchnäßt und erkältet wird; dabei wird der Punsch räuchrig und die gute Laune schwindet; überdies fehlen auch an diesem Abende ungewöhnlich viel Kameraden, und das wiederholte Hornsignal führt sie nicht herbei, da sie wohl wissen, es ruft dieses Mal nicht zum Dienste. Ein ausgesandter Bote bringt endlich die Nachricht, die fehlenden Offiziere seien im Zelte des Ensigns (Unterlieutenant) Z., der, wie Allen bekannt, an der Cholera erkrankt, sich augenblicklich in sehr gefährlichem Zustande befinden solle.

Ein Paar der Versammelten halten es auch für Pflicht, sich zu dem kranken Kameraden zu begeben, der seiner jugendlichen Heiterkeit, seiner geselligen Talente wegen allgemein beliebt ist, die Uebrigen fürchten den Anblick der schauderhaften Krankheit, der auch nachtheilig auf die Nerven wirken soll, wie man behauptet, und bleiben zurück, aber eine allgemeine Mißstimmung hat sich in die sonst frohe Gesellschaft eingeschlichen. Folgen wir den Ersteren.

Auf dem Flügel des Lagers, wo die Zelte der Subalternoffiziere liegen, ist ein einziges erleuchtet, so daß es sich von fern wie ein bunter Ballon ausnimmt, dessen man sich wohl bei festlichen Illuminationen zu bedienen pflegt. Ein Paar an dem Schicksale ihres Vorgesetzten besonders theilnehmende Soldaten haben sich von außen an das Zelt geschlichen und horchen gespannt auf die drinnen gesprochenen Worte, während man die Gestalten im Innern sich nur in dunkeln Schatten auf der Leinwand bewegen sieht. Der kleine Raum ist sehr gefüllt, aber es herrscht fast fortwährend Todtenstille in ihm, die nur durch das unruhige Stöhnen des Kranken unterbrochen wird. Er liegt, tief in wollene Decken gehüllt, auf seinem ärmlichen Lager am Boden; zu Fußenden seines Bettes glühen Kohlen in einem eisernen Becken, ein seltener Schatz in diesem entbehrungsvollen Lager; dennoch ist sein Körper eiskalt, und öfter scheint er von Frost geschüttelt zu werden; sein Gesicht ist bleich, die Lippen blau und fest zusammengekniffen. Auf die furchtbaren Schmerzen, die er überstanden hat, ist eine hin und wieder nur von kurzem Erwachen unterbrochene Bewußtlosigkeit oder dumpfe Erstarrung gefolgt; der Arzt hat diesen Zustand für höchst bedenklich erklärt und hält ihn für die Krisis des Leidens. Er steht neben dem Kranken und betrachtet ihn aufmerksam; zuweilen fühlt er dessen Puls und schüttelt dann jedesmal mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die lauschenden und sichtlich schmerzlich bewegten Umstehenden den Kopf. Der kranke Offizier fährt sich jetzt mit der Hand über die Stirn, auf der große, kalte Schweißtropfen stehen, seine glanzlosen Augen richten sich auf den ihm zunächst befindlichen Arzt, und man merkt, daß er keine Ahnung davon hat, es befänden sich noch Andere um ihn, er versucht zu sprechen, aber die Lippen bewegen sich nur zitternd und lassen kein Wort über sich hinaus.

„Es geht viel besser mit Ihnen, Z.", sagt der Doctor tröstend, sich neben ihn niedersetzend; — „behalten Sie nur den Muth und Sie sollen in wenigen Tagen wieder wohlauf sein. Fühlen Sie nicht schon einige Erleichterung?"

Der Kranke schüttelt leise das Haupt, dann zeigt er auf Brust und Kopf, als wolle er dadurch bezeichnen, an diesen Stellen empfinde er noch Schmerz; mit Mühe sagt er leise:

„Es wird bald mit mir vorbei sein. Wie schön doch die Welt war, Doctor!"

„Kennst Du mich nicht, Z.?" fragt ein Anderer, dicht an den Kranken herantretend und seine Hand sanft drückend. „Wir haben doch so manchen tollen Streich zusammen durchgemacht, und, so Gott will, soll es bald wieder geschehen. Denke doch an Shorncliffe, alter Kerl.

Der Kranke fährt heftig zusammen, seine Augen leuchten in frischerem Glanze auf und mit weniger Anstrengung erwidert er:

„Eine Bitte, Fritz, — dieses Bild und diesen Ring schicke an sie zurück, schreibe ihr: ich ließe sie grüßen."

Mit fieberhafter Hast, in der er einen Theil seiner Kräfte wiedergewonnen zu haben scheint, löst er ein silbernes Medaillon, das Portrait einer Dame enthaltend, von seiner Brust, auf der er es an einer Schnur getragen, und zieht einen kostbaren Ring vom Finger; Beides drückt er seinem Kameraden mit einem bittenden Blicke in die Hand, dieser winkt zum Zeichen, daß er ihn vollkommen verstanden hat.

„Es wird nicht nöthig sein," sagt dieser tief bewegt; — „wir werden noch zusammen eine glückliche Campagne machen und dann nach England froh zurückkehren. Du wirst wieder gesund werden und uns noch oft mit Deinem Gesange zur Guitarre unterhalten."

Ueber das Gesicht des Kranken fliegt ein leichtes

Lächeln, um ebenso schnell wieder dem früheren Ausdrucke Platz zu machen. Plötzlich starrt er gerade vor sich hin, dann setzt er sich aufrecht im Bette hin, faltet die Hände und beginnt zum Erstaunen der Anwesenden, das sich bei dem Ausdrucke seines Gesichts zum Grauen steigert, mit reiner, klarer Stimme den Choral:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten.“

Niemand wagt, ihn zu unterbrechen, und Alle lauschen athemlos, was nun folgen wird. Der Schein der vom Zuge gejagten Lichtflamme spielt gespensterhaft auf den eingefallenen, verzerrten Gesichtszügen des Liegenden, er hat die erste Strophe des Liedes mit fester, klangreicher Stimme beendet, nun sinkt er mit geöffneten Augen langsam zurück und liegt regungslos da.

„Er ist todt,“ sagt der Doctor zuerst nach einer feierlichen Pause und drückt der Leiche die Augen zu.

Die an dem Sterbelager versammelten Offiziere treten nach einander näher an dasselbe heran, werfen einen theilnehmenden, schmerzlichen Blick darauf und verlassen dann schweigend oder leise flüsternd das Zelt.

„Hat er Eltern, Verwandte?“ fragt Einer.

„Ich weiß es nicht, er kam aus der preußischen Armee zu uns und war dort Fähndrich; in England — bei Shorncliffe, glaube ich, — hat er sich verlobt.“

Bald darauf finden sich ein Major und noch ein anderer Offizier in dem Zelte des Verstorbenen ein; sie nehmen ein Verzeichniß seiner Hinterlassenschaft auf und versiegeln dieselbe, denn sie soll kurze Zeit später öffentlich im Regimente versteigert werden, ein Verfahren, gegen das viele Offiziere vergeblich eifern, da es ihr Gefühl empört, daß dem Verstorbenen werthe Sachen ohne Unterschied an den Meistbietenden losgeschlagen werden und oft in Hände kommen sollen, denen jener sie gewiß nicht übergeben haben würde.

Die Offiziere, die vorher bei dem Sterbenden waren, haben die Lust verloren, sich nach der Ressource zu begeben; sie wünschen sich eine „Gute Nacht“ und drücken sich dabei die Hände herzlicher als gewöhnlich, denn unwillkürlich regt sich in Jedem der Gedanke, wie möglich es sei, daß man den Kameraden am andern Morgen nicht mehr lebend wiedersehe oder daß man selbst bald in der Todtenkammer zu Skutari liege; dann geht jeder nach seinem Zelte. Auch im übrigen Lager ist es schon stumm und finster geworden, nur die Posten draußen rufen sich alle fünf Minuten ihr langgezogenes „Werda?“ zu, um sich munter zu halten; das Wort geht von Einem zum Andern und macht so die Runde durch die ganze Kette der Schildwachen.

Der Sturm ist im Zunehmen begriffen; er heult schauerlich, peitscht den Regen immer heftiger gegen die schwankenden Zelte und droht, diese ganz umzuwerfen. Es ist so finster, daß man nur wenige Schritte vor sich hinsehen kann; nur in zwei Zelten noch, in dem der Wache und dem Lazareth, ist Licht, aus den übrigen tönt lautes Schnarchen.

In einem Zelte, in dem die Handwerker der — ten Compagnie liegen, schlafen die vier Einwohner nicht, obgleich es um sie stockfinster ist; sie haben die Tornister, die ihnen als Kopfkissen dienen, zusammengeschoben und flüstern mit besonderer Vorsicht.

„Du bist ein Narr, Feßler,“ sagt ein Schneider eben zu einem seiner Kameraden, — „die Nacht kann gar nicht günstiger für uns sein; der Regen rauscht, der Sturm heult, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen kann, und die Posten müßten wahre Luchsaugen haben, wenn sie uns durch ihre Linie schlüpfen sähen; wenn wir's heute nicht wagen wollen, kommen wir niemals dazu und verfaulen in diesem verfl— Lager bei lebendigem Leibe.“

„Der Graumann hat Recht, und wer zu feige ist, mit uns zu gehen, der läßt's bleiben, „sagt eine andere Stimme; „verrathen werdet Ihr einen Kameraden doch hoffentlich nicht, dazu habt Ihr zu viel Ehrgefühl.“

„Fürchte ich mich denn?“ meint der Schuhmacher Feßler, an den der Erste seine Rede gerichtet, unwillig; „habe ich Euch denn nicht schon zehn Mal wiederholt, daß ich einen Deserteur für ehrlos halte, weil er seinen Eid bricht, und daß ich deshalb nicht mit Euch gehen mag?“

„Hat man uns nicht auch Eide gebrochen oder wenigstens Versprechungen an ihrer Statt?“ fragt der Erste zornig: „soll ich's noch einmal von vorn herein aufzählen, was uns die Werber im Namen der englischen Regierung versprochen haben und wovon sie nachher hier und da ein Stückchen abgezwickt haben, daß nichts Schmackhaftes mehr d'ran geblieben ist? Ich wißt's alle eben so gut wie ich, das ganze Regiment weiß es und die Offiziere selbst auch. Wärst Du hergekommen und hättest zum Kalbfell geschworen, wenn sie Dir nicht von brillanter Verpflegung, unerhörter Löhnung, von 'ner glänzenden Versorgung im Alter vorgeschwatzt hätten, was Alles erlogen ist, denn man behandelt uns schlechter als das liebe Vieh, und wärst Du auch um alles das hierher gegangen, im Schmutz zu verfaulen und im Cholerahospital zu krepiren, oder meintest Du, sie wollten Dich wie einen ordentlichen Soldaten gegen die Russen führen? — Nichts haben Sie uns gehalten, und ich hab's auch satt, meinen Eid zu halten.“

„Unsinn!“ sagte der Dritte; „was sollen die Bedenklichkeiten, wo's ein so hundsföttisches Leben zu führen giebt, wie hier? Ich bin ein alter Soldat und habe schon was mitgemacht, aber ich habe auch meine Ehre im Leibe und lasse mich nicht so behandeln. Willst Du hören, Feßler, welche Carriere ich im Leben gemacht habe? — paß auf! Also zuerst stand ich bei den Preußen, seit Anno '44, bei den westphälischen Husaren. Da schickten sie mich eines Tages mit einer Depesche nach Wesel

hinein; wie ich nun so auf der Chaussee fortreite und denke an nichts Arges, blicke vor mich hin und rauche meine Pfeife, kommt mir ein Offizier entgegen, — von den Uhlanen war er, — aber ich sehe ihn nicht und träume so vor mich hin. Warum hätte ich ihm nicht das Honneur machen sollen, wie ich's oft genug gethan? — Absicht war's nicht, daß ich's unterließ, — bloße Zerstreutheit. Auf einmal höre ich ein Fluchen und Donnerwettern neben mir, daß ich vor Schreck fast aus dem Sattel falle; ist's der Offizier und schimpft auf mich, daß ich ihm nicht Honneur mache, und nennt mich mit allen Galgennamen, die er auftreiben kann, einen nichtswürdigen Hund. Das fuhr mir in's Blut, denn das hatte mir noch Keiner gesagt, — und nun sollte ich's so vom ersten besten fremden Offizier hinnehmen? — aus dem Blut fuhr's in die Hand, die Hand nach dem Säbel, und — ich habe mich wahrhaftig nachher darüber gewundert, wie's eigentlich gekommen ist, — der Lieutenant hatte einen Hieb über den Kopf weg, daß er zusammenklappte und von seinem Gaule stürzte. Ich aber gab dem meinigen die Sporen und jagte davon wie besessen; ich wußte, es war Zeit, daß ich meine Haut in Sicherheit brachte. Aber meinen Dienst wollte ich noch erst zu Ende thun, darum ritt ich nach Wesel hinein, als sei Nichts vorgefallen, und gab meinen Brief auf der Commandantur ab; dann ging ich mit Pferd und Waffen flugs über die holländische Grenze, — na, und die Preußen hatten einen Husaren weniger. Nun verkaufte ich, was ich mitgebracht hatte, und wollte in die französische Fremdenlegion treten, aber, in der Nähe betrachtet, schien es mir dort nicht recht des Dienens werth, und so wanderte ich fort, bis ich nach einem halben Jahre für Neapel gegen die sicilianischen Rebellen angeworben wurde. Das Handgeld war gut, sie hatten das Maul voll großer Versprechungen, wie hier, und anfangs ging's auch gut, aber in Reggio, wo ich in Garnison stand, wurde es von Tage zu Tage schlechter mit der Verpflegung und Behandlung; darum ging ich eines schönen Abends mit Sack und Pack vom Posten durch und wollte mich auf einem Fischerboote nach Messina übersetzen lassen. Siehst Du, da kriegten sie mich unglücklicher Weise wieder, stellten mich vor ein Kriegsgericht, das sie dort auch und noch besser als hier haben, und bums — da saß ich auf sechs Jahr auf der Galeere. Brüderchen, ich wäre gern wieder desertirt, aber's ging nicht, denn wir waren verdammt fest geschmiedet an unseren Ringen und Ketten. Da habe ich mich also auch als Seesoldat ausgebildet und zwar so etwa zwei Jahre lang, bis mal der Papst von Rom zu irgend einem katholischen Feste, wie alljährlich, nach Neapel kam. Wenn er nun auf seiner großen Galeere ankommt, so müssen wir Galeerensträflinge ihn in kleinen Booten abholen, weil das große Fahrzeug nicht so nahe an den flachen Strand kann; nun liegen unsere Boote, in jedem zehn Mann, angeschlossen natürlich, parat, und auf ein Signal rudern wir los; wer zuerst an die Galeere kommt, kriegt den Papst, und das ist keine Kleinigkeit, denn jedesmal — es ist das so eine alte Sitte — begnadigt er seine Ruderer. Siehst Du, wir waren gerade so zehn entschlossene Burschen, die das Galeerenleben satt hatten; d'rum ruderten wir wie die Teufel, waren die Ersten und wurden richtig begnadigt. Da stand ich nun wieder ohne Geschäft in der Welt, denn die Schuhmacherei wollte mir gar nicht mehr recht in den Sinn; ich wollte also wieder Soldat werden, und da traf sich's gerade so gut, wie es schien, mit der Legion. Ich wurde Jäger — jetzt habe ich genug davon und desertire wieder. Aber siehst Du, Feßler, so ein Kerl wie ich bist Du freilich nicht."

„Nein, Gott sei's gedankt!" erwiderte der Andere mit einem Seufzer; „ich halte meinen Eid, so schwer's mir auch oft wird, denn ich will nicht Schande auf den deutschen Namen bringen, und das wollt Ihr. Laßt mich zufrieden und thut, was Ihr wollt."

„So? pfeifst Du aus dem Loche?" spottete der Andere. „Sind nicht überall schon Soldaten desertirt? bei den Engländern nicht auch? — habe ich doch neulich drüben in Pera bei dem Meister, der mir Arbeit versprochen hat, wenn ich glücklich entkomme, drei Engländer auf einmal gesehen, die noch obenein alle unseres Handwerks waren. Nun, geh Du Deiner Wege und lasse Dich wie einen Hund fortjagen, wenn der Krieg vorüber ist; sie danken Dir Deine deutsche Treue doch nicht, Freund."

„Und wenn sie's nicht thun, so tragen sie die Schuld und nicht ich," sagte der andere Soldat; „ich glaub's auch nicht, was man uns vorerzählt, daß wir einst auf Rosen in England liegen werden, ich habe schon jetzt 'nen Vorgeschmack davon, aber's thut Nichts, und ich bleibe hier."

„Und Du wirst uns wohl angeben, daß sie uns wiederfangen und vor ein Court martial (Kriegsgericht) bringen? fragte der Schuhmacher.

„Pfui, wenn ich's thäte! — Euch, meine Landsleute, den Engländern angeben!"

„Du bist doch ein braver Kerl, Feßler, — schade um Dich! — Nun gut, so lege Dich hin und schlafe, und laß uns sehen, wie wir durchkommen. Hier hast Du meine Hand zum Abschiede; mag's Dich nicht gereuen, daß Du jetzt so starrköpfig bist."

Der seinem Eidschwur getreue Soldat reichte den Andern, mit deren Vorhaben er Nichts zu thun haben wollte, ebenso wie sein Gewissen ihm nicht gestattete, sie zu verrathen, der Reihe nach stumm seine Hand, dann schob er wirklich seinen Tornister bei Seite, wickelte sich in die wollene Decke und that, als ob er schliefe, denn

in der That wär er zu aufgeregt dazu. Die andern Drei setzten ihre Unterhaltung leise fort.

„Es ist also abgemacht? wir Drei gehen, und das noch in dieser Nacht?" fragte der Schneider Graumann.

„Abgemacht," erwiderten die andern Beiden entschlossen.

„Und wohin wollt Ihr Beiden?" fragte der Schuhmacher; „ich habe schon drüben in Pera bei einem Meister meines Handwerks Arbeit; aber Ihr?"

„Wir gehen mit Sack und Pack fort und nehmen die Gewehre mit," erwiderte der eine Schneider; „vorläufig wandern wir auf gut Glück in dieser wilden Gegend fort, immer gegen Süden; Wild giebt's hier genug zum Leben, Schildkröten, Früchte, alles Mögliche; — wir wollen uns schon durchhelfen, bis sich eine gute Gelegenheit für uns findet. Wir bleiben zusammen, Reinicke, nicht wahr?"

„In Noth und Tod," entgegnete dieser.

„Nun hört meine Idee," meinte der Schuhmacher, „denn ich bin doch der Gescheidteste von Euch und habe mich, wie Ihr vorher hörtet, schon mehr als einmal bei so Etwas versucht."

„Ja, der hat Erfahrung — laß ihn reden."

„Nun gut," fuhr der Schuhmacher fort. „Hört Ihr, wie der Sturm draußen mit jeder Minute anwächst? Nicht lange mehr wird's dauern, so wirft er die meisten Zelte um, wie in voriger Nacht; das ist die beste Zeit für uns, denn dann geht's im ganzen Lager drunter und drüber; in der Verwirrung kommen wir am besten durch die Posten, und wir gehen nach der Seite zu, wo das kleine Lorbeergebüsch liegt, und in diesem immer im Thale fort — da sieht uns wahrhaftig kein Mensch und hätte er auch Katzenaugen. Folgt mir dann nur, ich habe mir die Gegend schon bei Tage angesehen, und ich führe Euch so weit, bis wir in Sicherheit sind und uns trennen können."

„Wenn unser Hauptmann nun aber die Compagnie antreten läßt, wie es heute im Befehle stand?" warf der Schneider ein.

„Ach was, er denkt nicht daran — in der Nacht und bei dem Wetter? — Werden sie denn den Leuten muthwillig die Cholera in den Leib jagen? — Und wenn er's thut, so können sie uns immer nachsetzen, wenn es ihnen Spaß macht; in der Dunkelheit finden sie uns sicher nicht."

Die Drei suchten leise ihre Sachen zusammen, und die beiden Schneider luden ihre Gewehre scharf. Wirklich tobte der Sturm jetzt mit unerhörter Wuth; man hörte deutlich das Aechzen der schwachen Zeltstangen, die sich wie Rohre bogen. Nun wurde es auch im Lager lebendiger, die Schläfer erwachten, unsanft aus ihren Träumen gerüttelt, denn hier oder da brach eine Zeltstange und das ganze Leinwandgebäude stürzte über seine Bewohner zusammen und legte sich naß und kalt auf ihre Gesichter, oder die Häringe rissen aus der Erde und im Nu flatterte das ganze Zelt hoch in die Luft empor, bis es seitwärts umfiel. Ueberall Geschrei, Stöhnen, Flüche; auch die vom Sturme noch Verschonten erwachten von dem Lärmen.

„Jetzt ist's Zeit!" flüstert der Schuhmacher, der sich in einen Königlichen Regenrock gesteckt hat, während seine beiden Kameraden in vollem Waffenschmucke dastehen.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verlassen die Drei ihr Zelt, der Vierte blickt ihnen, sich halb von seinem Lager erhebend, trübe nach. Sie gehen die Lagergasse entlang, ohne daß sie Jemand in der Finsterniß erblickt oder in der allgemeinen Noth Lust hätte, sich um sie zu kümmern; Alle sind beschäftigt, in leichten Unterkleidern, wie sie sich vom Lager erhoben und durch die der Regen bis auf die Haut durchdringt, die schwankenden Zelte zu stützen oder die umgerissenen wieder aufzurichten, welchem Beginnen sich der Sturm hartnäckig widersetzt.

Die Deserteure schleichen dicht hinter einander, um sich nicht aus dem Auge zu verlieren, den Abhang hinunter gerade auf die Postenkette zu. Die Schildwachen stehen fast sämmtlich still und strengen etwas schadenfroh, daß sie nicht die Einzigen sind, denen die Nachtruhe geraubt ist, Augen und Ohren an, Etwas von den Vorgängen im Lager deutlicher wahrzunehmen; sie haben darüber im Augenblicke ihre eigentliche Bestimmung ganz vergessen. Der Schuhmacher hat richtig gerechnet; Niemand ruft sie an, denn die Finsterniß bedeckt sie und das Heulen des Sturms, das Rascheln des Regens übertönt ihre Schritte. In wenigen Minuten sind die Flüchtigen in dem Thale mit dem Lorbeergebüsche und schreiten jetzt schneller und fester zu, bis sie sich weit genug vom Lager wissen, um in ein leises Gelächter ausbrechen und Worte wechseln zu können. An eine Verfolgung läßt sich in dieser Nacht wahrhaftig nicht denken; — sie sind gerettet.

Der Morgen bricht an nach einer Nacht, die den Lagerbewohnern unendlich lang erschienen ist; die erste graue Dämmerung, in die sich die Finsterniß auflöst, läßt erst die ganze Verwirrung wahrnehmen, die der Sturm angerichtet hat. Hier sind einige Zelte wieder so mangelhaft aufgeschlagen worden, daß sie jeden Augenblick von Neuem mit dem Einsturze drohen, dort liegen sie noch niedergerissen, ein wilder Haufen Leinwand und Schnüre, aus dem an manchen Stellen der Kopf eines Schläfers hervorblickt, der seinen Körper darunter so gut als möglich geschützt hat. Ueberall in den Lagergassen liegen Gewehre umher, Montirungsstücke, der Wind wirbelt loses Stroh und einzelne schwere Regentropfen, die noch fallen, darüber hin. Dennoch schlummern die Meisten noch, nur die Schildwachen gehen auf ihrem alten Fleck, das Gewehr im Arm, umher, ur'

Köche schleichen, gähnend und sich vor Frost schüttelnd, zu dem Platze im Thale hinab, der zum Kochen bestimmt ist; ein Paar Leute sitzen auf den Ruinen ihrer Wohnungen mit jammervollen Gesichtern und klagen sich gegenseitig, daß sie Leib- und Magenschmerzen fühlten. Der Lazarethsergeant tritt, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Zelte, reckt alle Glieder und gähnt, und als ein vorübergehender Soldat ihm einen „Guten Morgen" wünscht und dann hinzufügt: „Na, wie ist's diese Nacht drinnen gegangen, Herr Sergeant?" erwidert er gleichmüthig: „Gut, — nur der Sergeant Krause ist um drei Uhr gestorben."

Das Tageslicht dringt schnell herauf, aber kein Sonnenstrahl bricht durch die trüben, dicken Wolken; es bleibt halbe Dämmerung, und der Nebel liegt tief und schwer auf den Hügeln und Thälern und versperrt die weitere Aussicht. Ein Horn schmettert von der Wache her die Töne der Reveille; die in den Compagnien diensthabenden Unteroffiziere setzen den Käppi auf und wandern langsamen Schrittes von einem Zelte zum andern, stecken den Kopf hinein und rufen eintönig: „Alles richtig?"

„Alles!" erwidert der schläfrige Zeltälteste oder, wenn ihm noch ein Rest von guter Laune nach der schauervollen Nacht geblieben ist, in englischer Sprache: „All right!" (Alles richtig!)

Aus dem Handwerkerzelte der —ten Compagnie tönt keine Antwort; der Dujourhabende steckt seinen Kopf weiter hinein; auf dem Ströh liegt nur ein Mann, und nachdem er diesen unsanft erweckt hat, ergiebt es sich endlich, daß die drei Andern sich heimlich in der Nacht entfernt haben müssen, wovon Jener indessen Nichts wahrgenommen haben will. Die Meldung geht schleunigst weiter; man wird den Flüchtlingen nachsetzen, nachdem man sich überzeugt hat, daß sie durch Fluchen allein nicht wieder zur Stelle zu schaffen sind. Ihr Capitain erbietet sich freiwillig dazu und besteigt ein Pferd, um die Cawasse (türkische Polizei) der Umgegend aufzubieten.

Indessen haben die Deserteure ihren Weg rüstigen Schrittes fortgesetzt; nach einem kurzen Abschiede und Glückwünschen hat sich der Schuhmacher von den beiden Schneidern getrennt und sich nach Pera übersetzen lassen, wo er richtig bald Arbeit findet und nun in einem verborgenen Hinterstübchen seines Meisters mit drei desertirten Engländern arbeitet, sehnsüchtig der Zeit wartend, wo sein Corps die Gegend verlassen wird. Die beiden Andern wandern in das Innere Klein-Asiens ohne bestimmtes Ziel fort, sie vertrauen ganz dem Zufall.

Gegen die Mittagszeit klagt der Schneider Reinicke über Leibschmerzen, Mattigkeit, Schwindel, — immer deutlicher treten die Anzeichen der Cholera hervor. Sein Kamerad sucht ihn zu trösten, aber es ist vergebens; die Schmerzen nehmen überhand, und der Unglückliche kann nicht mehr weiter gehen; ermattet läßt er sich auf einen Stein nieder. Umsonst beschwört ihn sein Kamerad, alle seine Kräfte zusammenzunehmen und wenigstens einen mehr sicheren Ort aufzusuchen, da man noch zu nahe am Lager sei und die Verfolger sie hier leicht finden müßten. Dem Kranken ist das Alles gleichgültig; ihm ist's, als müsse er sterben, und er hält es nicht mehr für der Mühe werth, an die Flucht zu denken. Sein Gesicht wird immer bleicher, Krämpfe und Erbrechen stellen sich ein. Der Andere stößt einen Fluch aus, dann nimmt er sein Gewehr auf die Schulter, die Patronen aus der Tasche des Kranken in die seinige, und allein wandert er fort, obgleich Jener das brechende Auge flehend auf ihn richtet.

Der Cholerakranke wälzt sich verzweifelnd auf der Erde herum; wilde Hunde mit zottigem gelbgrauem Fell, mordlustigen Augen und spitzen, langen Zähnen umschwärmen ihn in immer kleineren Kreisen; er stößt ein Angstgeheul aus, und die wilden Bestien beantworten es mit einem heiseren Bellen, ohne weiter von ihrer Beute zurückzuweichen.

Der andere Deserteur geht weiter; es wird ihm unheimlich, nun er sich in dieser Wüste allein befindet; er will zu seinem Troste ein Lied singen, aber es erstirbt ihm auf der Zunge, denn zufällig hat er das alte deutsche Soldatenlied gewählt, in dem die Stelle vorkommt:

„Dem Sohne des Muthes und der Ehre reicht ein
Jeder so gerne die Hand."

Er ist nicht mehr ein ehrlicher Soldat, — er ist ja ein feiger, pflicht- und eidvergessener Deserteur. Jetzt schaudert er leise zusammen und bleibt lauschend stehen, — waren das nicht Stimmen ganz in seiner Nähe, Hufschlag von Pferden? —

Auf dem dicht vor ihm liegenden Hügel, von dessen Spitze er nothwendig bemerkt werden muß, erscheint ein türkischer Cawasse, — jetzt ein zweiter, ein dritter; — sie sehen ihn und stoßen ein Freudengeschrei aus. Der Deserteur reißt sein Gewehr von der Schulter und spannt den Hahn; er ist ein entschlossener Mann, und ohne Kampf will er Freiheit und Leben nicht verkaufen.

Die Reiter sprengen mit ihren gezogenen krummen Säbeln den Abhang herab auf ihn zu, — er schlägt an, — aber die Büchse senkt sich, und starren Blickes steht er zitternd da und hat nicht mehr den Muth, an dem Abzuge zu drücken, daß sich der tödtliche Schuß entlade, denn gerade auf ihn zu sprengt sein eigener Capitain, ein Deutscher wie er, geliebt von seiner ganzen Compagnie; — auf den kann er nicht feuern; er setzt den Hahn in Ruh und wirft das Gewehr von sich. Mit zu Boden geschlagenen Blicken, denn er schämt sich, seinem Offizier in die Augen zu sehen, läßt er sich gedul-

dig von den frohlockenden Cawassen, die ein gutes Trinkgeld verdient haben, binden und erwidert Nichts auf die deutschen Scheltworte, die an sein Ohr tönen; er fühlt, daß er sie verdient hat.

Den Schuhmacher verräth er nicht, aber auf die an ihn gerichteten Fragen giebt er an, wo er seinen kranken Kameraden zurückgelassen hat. Man begiebt sich eilig an jenen Platz. Ein Schwarm von wilden Hunden fährt bei der schnellen Annäherung der Reiter klaffend aus einander, und man findet einen furchtbar zerrissenen Körper, an dem sich kaum noch die menschliche Form erkennen läßt.

Der Schneider, der den letzten Fluchtversuch überlebt hat, wird vor ein Kriegsgericht gestellt und — milde genug, — zu sechs Monaten Gefängniß mit Kugeltragen und Steinklopfen verurtheilt. Der Schuhmacher befindet sich ein Vierteljahr ganz wohl in Pera, wo er guten Lohn für seine Arbeit hat, dann verräth ihn ein anderer Kamerad, der bald nach ihm desertirt ist und dem er Arbeit verschafft hat, und er theilt das Loos des Schneiders, den er in Skutari im Gefängnisse wiedersieht.

Das Petschaft des Freiherrn Alexander von Blomberg.

Eine Erinnerung an eine vielbewegte Zeit.

Von
einem Waffenbruder des Freiherrn.

Das Stammhaus des alten Geschlechts der Freiherren von Blomberg war wahrscheinlich eine Burg, nahe bei dem Städtchen Blomberg im Fürstenthum Lippe. Von hier aus hat sich das Geschlecht auch in andere Gegenden des deutschen Vaterlandes verbreitet. So focht ein Blomberg unter Oesterreichs Banner im Jahre 1339 gegen die Berner bei Laupen. Als er das Oesterreichische Banner sinken sah und wie so viele edle Herren und Ritter gefallen, da rief er seinem Diener zu: „Ich will nach Verlust so guter Gesellen auch nicht leben", stürzte sich in das Gewühl der Schlacht und fiel ritterlich, mit vielen Wunden bedeckt.

Mit dem deutschen Orden kamen die Blomberge nach Kurland und Liefland. Einer aus ihrem Geschlechte, Siegfried, war von 1369 bis 1373 Erzbischof von Riga.

Als die kurländische Adelsmatrikel angefertigt wurde, setzte man die Blomberge unter diejenigen adligen Geschlechter, welche vom Jahre 1620 bis zum 20. Juli 1634 vor der Ritterbank ihren Adel nachgewiesen und zugleich ihre Ahnentafel vorgelegt hatten. Die Familie besaß in Kurland 13 Güter.

Im Jahre 1670 bestätigte Kaiser Leopold den drei Brüdern Johann Albert, Sebastian und Heinrich die reichsfreiherrliche Würde und verlieh ihnen in dem unterm 15. Mai ausgefertigten Diplome Freiheiten und Privilegien, welche für die damalige Zeit von großer Bedeutung waren. Freiherr Georg Dietrich von Blomberg kam 1720 an den Hof des Grafen Simon Heinrich Rudolph von Lippe-Detmold, und starb 1759 als Gräflich Lippischer Schloßhauptmann, eine sehr zahlreiche Familie hinterlassend. Sein dritter Sohn, Ludwig Wohlfahrt Alexander studirte in Göttingen, wurde gräflich Lippischer Rath und Drost des Amtes Horn. Durch seine Vermählung mit einer von der Brink erwarb er Iypenhausen bei Detmold und andere bedeutende Güter im Lippischen. Aus dieser Ehe wurde ein Sohn Georg Moritz Ludwig Ernst und eine Tochter Julie geboren. Letztere war Aebtissin des Stifts Leeden, ausgezeichnet durch ihre Frömmigkeit und Geistesgaben.

Nach dem im Jahre 1772 erfolgten Tode der ersten Gemahlin, vermählte sich der Freiherr Blomberg zum zweitenmale mit Friedrike Katharina Sophie Freiin Schott von Schottenstein. Aus dieser Ehe hinterließ der Freiherr Blomberg, als er 1807 in Lemgo starb, fünf Söhne. 1, Ludwig Siegmund, gestorben 1856 zu Iypenhausen als Königlicher Preußischer Geheimer Ober Regierungs-Rath a. D. und Kammerherr, Ritter des rothen Adler-Ordens 2ter Klasse, des eisernen Kreuzes 2ter Kl. und des Russischen Wladimir-Ordens 4ter Klasse.

2, August, Königlich Würtembergischer Staatsrath und Gesandter am Kaiserlich Oesterreichischen Hofe zu Wien, dann bis 1848 am Bundestage, jetzt auf seinem Schlosse Achleiten in der Nähe von Linz lebend. 3, Alexander, 4, Wilhelm, der Verfasser der Satyre auf das göttliche Volk, Hauptmann im Königl. Preußischen 28. Infantrie-Regiment, als Major a. D. zu Herford gestorben. 5, der Kaiserlich Oesterreichische Feldmarschall Lieutenant und Truppen-Divisionair zu Preßburg. Alexander, der Dritte unter diesen fünf Brüdern, war am 31. Januar 1788 zu Iypenhausen geboren. Er genoß im väterlichen Hause zu Lemgo, wohin der Vater im Jahre 1794, der bessern Erziehung der Kinder wegen, gezogen war, einen trefflichen Unterricht. Besonders hatte die fromme, sehr gebildete und verständige Mutter einen großen Einfluß auf Alexander. Sie ist die Verfasserin eines Werkes: „Thomas von Kempen über die Nachahmung Jesus," 1805. Alexander v. Blomberg hing mit inniger Liebe und Verehrung an der Mutter, und ich erinnere mich noch jetzt nach 48 Jahren gern der Begeisterung, mit welcher er mir Stellen aus ihren Briefen vorlas. Schon im Jahre 1800 trat Blomberg als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment v. Schenk, welches zu Hamm in der Grafschaft Mark in Garnison stand. Er wurde 1804 Offizier, (Fähndrich, wie damals die unterste Klasse der Offiziere in der Preußischen

Armee hieß.) In der unglücklichen Schlacht von Jena war Blomberg einer der Letzten, welche das Schlachtfeld verließen. In Erfurt wurde er mit seinem Regiment in Folge der Capitulation gefangen und auf sein Ehrenwort in die Heimath entlassen. Im elterlichen Hause zu Lemgo fand er den Vater krank, der auch im März 1807 starb. Hier setzte nun Alexander v. Blomberg die auch durch seinen Eintritt in das Militair nicht unterbrochenen Studien fort, beeilte sich dabei aber auch, seine Auswechselung zu bewirken, weil es sein sehnlichster Wunsch war, zur Armee nach Preußen zu gehen. Dieser Wunsch wurde ihm erst nach dem Frieden von Tilsit gewährt. Er eilte nun nach Treptow an der Rega, wo Blücher stand, und ging, nachdem Berlin vom Feinde geräumt und Schill am 10. December 1808 eingezogen war, nach Berlin. Hier widmete sich Blomberg den Studien und schloß sich näher an Schill und andere Männer an, deren unverrücktes Ziel, deren rastloses Dichten und Trachten die Befreiung des Vaterlandes von dem verhaßten Fremdjoche war. Da lernte auch ich, der ich als Adjutant im 2ten Brandenburgischen Husaren-Regiment v. Schill stand, Blomberg näher kennen und gewann ihn lieb. Am 28 April 1809 verließ Schill, durch die Verhältnisse gedrängt, mit seinem Regiment Berlin, um den Kampf für Deutschlands Befreiung zu beginnen. Am 4. Mai verließen 156 Mann von dem leichten Infantrie-Bataillon, welches Schills Namen führte, unter Führung des Lieutenants v. Quistorp II. auch Berlin, um dem geliebten Chef zu folgen. Dieser Abtheilung folgte Blomberg, sammelte unterwegs noch einige Leute und nahm in aller Ruhe sein Nachtquartier zu Neuendorf. Dort wurde er aber in der Nacht von einem Departement Truppen unter Führung des Hauptmanns v. Petersdorf, welches das Gouvernement von Berlin den Entwichenen nachgesandt hatte, überfallen und verhaftet. Quistorp gewann dadurch Zeit, seine Leute zu sammeln, sie über die Elbe zu führen und zu Schill zu stoßen.

Den Rath seiner Freunde nicht achtend, unternahm Schill den unglücklichen Zug nach Stralsund. Auf Schill's Befehl mußte ich in Rostock zurück bleiben. Dort sollte ich, damit er schneller vorwärts gehen könne, die noch zurück stehenden, zerstreuten Detachements des Corps sammeln, die von Dömitz nach tapferer Vertheidigung abgezogene Besatzung aufnehmen, mich mit diesen, mit den Kranken, mit der Bagage, Kasse, acht Kanonen und 75 Pferden, in Warnemünde auf 19 Schiffen einschiffen, nach Rügen segeln und dort ein Cavallerie-Regiment und die Landwehr organisiren. Den 27. Mai verließ meine kleine Flotte, auf welcher sich außer mir noch 9 Offiziere, 2 Feldwebel, 25 Unteroffiziere, 312 Gemeine unter meinem Commando, überhaupt 504 Personen befanden, Warnemünde, um 11 Uhr Abends, in dem Augenblicke, als zwei Compagnien Holländer vom Corps des General Gratier einrückten. Diesen gelang es, noch zwei Schiffe, mit 30 Mann besetzt, zu nehmen. Mit den übrigen 17 Schiffen gewann ich bald die hohe See und erreichte nach mancherlei Fährlichkeiten, von Dänischen Kapern umschwärmt und mehrmals angegriffen, am 30. Mönkgut auf Rügen. Dem Major v. Schill zeigte ich sogleich durch eine Ordonnanz meine Ankunft an und begann am 21. die Ausschiffung, welche wegen der hochgehenden See sehr schwierig war. Da erschien gegen Abend auf einem kleinen Nachen der Lieutenant Graf Moltke, der sich mit Mühe aus dem von den Holländern und Dänen erstürmten Stralsund gerettet hatte, und theilte mir die Nachricht von Schill's Tode mit und daß das ganze Corps, wie er glaubte, aufgerieben und untergegangen sei. Moltke wußte nämlich nicht, daß Lieutenant v. Brünnow noch gegen 300 Mann Versprengte, meistentheils Husaren, gesammelt und sich den freien Abzug zur Preußischen Grenze erzwungen hatte. Gleich nach Moltke's Ankunft rief ich die unter meinem Commando stehenden Offiziere und Commandanten der Schiffe zu einem Kriegsrath zusammen. Es schien mir Pflicht, die meinem Commando anvertrauten Leute dem Vaterlande zu erhalten und sie in dasselbe zurück zu führen, obgleich ich die Gefahr, die mir, als dem Vertrauten Schill's, drohte, nicht verkannte. Dies durfte mich aber nicht zurückhalten. Alle Kameraden, nur der Lieutenant v. François ausgenommen, schlossen sich meiner Ansicht an. Die Fahrt nach Swinemünde wurde angetreten und wir erreichten dasselbe schon am andern Tage, nachdem ich noch auf dem Wege den Lieutenant v. Blankenburg, dem es gelungen war, sich verwundet auf einen Nachen zu retten, in mein Schiff aufgenommen hatte.

Die Landung in Swinemünde wurde uns von dem in Pommern commandirenden General v. Blücher nur unter der Bedingung erlaubt, daß wir uns als Gefangene auf Discretion ergäben. Darin mußten wir uns fügen, und ich erhielt mit den andern Offizieren die Weisung, nach Usedom zu gehen, wo wir denn auch die Kameraden von dem von Brünnow geführten Detachement fanden. Wir mußten uns Alle bald darauf nach Colberg begeben. Hier langte denn auch mein lieber Blomberg an. Ihm sagte das etwas wüste Treiben vieler unserer Kameraden so wenig als mir zu, desto enger schloß er sich mir an. Täglich sahen wir uns und beschäftigten uns wissenschaftlich; damals schon arbeitete Blomberg an einem großen dramatischen Gedichte, „Konradin von Schwaben“, (welches nach seinem Tode unter dem Titel: „Konrad in Welschland“, mit dem Vorspiele „Konrad in Deutschland“, 1820, im Druck erschien). Oft las mir Blomberg aus seinem Manuscripte vor und vernahm gern mein Urtheil darüber. Auf Befehl des Königs wurde eine Untersuchung gegen das Offizier-Corps des 2. Brandenburgischen Husaren-Regi-

ments und gegen diejenigen Preußischen Offiziere, welche sich freiwillig dem Major v. Schill angeschlossen hatten, eingeleitet. Ein Kriegsgericht, unter Vorsitz des Generals v. Blücher, trat am 10. August 1809 zu Stargard zusammen und fällte ein ausführliches, motivirtes Urtheil, welches der König am 10. September in allen wesentlichen Punkten bestätigte. Blomberg wurde darin zu einem dreimonatlichen Festungsarreste verurtheilt. Nach Ablauf dieser Zeit verließ Blomberg Colberg, wo ich aber, obgleich freigesprochen, dennoch wegen Abwickelung der Kassen-Geschäfte des Regiments und weil meine persönliche Sicherheit von Seiten der französischen Machthaber bedroht war, mich bis zum Mai 1811 aufhalten mußte. Einige Zeit correspondirte ich noch mit Blomberg, der, nachdem er längere Zeit sich in Berlin aufgehalten hatte, eine Anstellung im 1. Schlesischen Infanterie-Regiment, welches zu Neisse stand, erhielt. Im Jahre 1812 ging Blomberg auf Urlaub nach Lemgo; durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit mehreren patriotisch gesinnten Männern in Westphalen und durch sein Umherreisen wurde er den französischen und den von denselben abhängigen westphälischen Behörden verdächtig und mit Spionen umgeben. Besonders fiel ein Besuch auf, den er dem gleichgesinnten, auch unter Observanz gestellten Doctor Feuerstein machte, der sich damals in Göttingen aufhielt. Feuerstein wurde verhaftet und Alexander v. Blomberg, zeitig davon benachrichtigt, entzog sich schnell den Nachstellungen der Polizei. Der Bruder Blomberg's, August, fand Gelegenheit, Feuerstein im Gefängnisse zu besuchen, aus welchem Feuerstein mit Entschlossenheit und Kühnheit bald darauf entkam. Nun wurde August v. Blomberg verhaftet, acht Tage lang in Göttingen festgehalten, dann in das Castell zu Cassel gebracht, wo man ihn erst nach vierzehn Tagen in Freiheit setzte, weil man keinen Beweis einer Schuld aufzubringen vermochte.

Mich hatte unterdessen mein Geschick mit dem Yorkschen Corps nach Kurland geführt, wohin ich meinen Freund, den General-Intendanten Friedrich v. Ribbentrop, als Expedient und Dirigent des statistischen Büreau's der General-Intendantur auf dessen Andringen begleitet hatte. Als Combattant für Frankreich mitzugehen, widersprach meinem Gefühle, darum ging ich gern auf den Vorschlag eines Freundes ein. Im Auftrage des General-Intendanten und mit einem Briefe desselben an den Staats-Kanzler v. Hardenberg versehen, ging ich, als Courier, am 17. Dezember 1812 von Tilsit ab und war schon am 22. in Berlin, wohin ich die erste ausführliche Nachricht von der Auflösung der französischen großen Armee brachte. Da in Berlin noch gar nichts von kräftigen Maaßregeln zu bemerken war, so eilte ich zu Anfang des Jahres 1813 nach Königsberg, welches ich schon von den Russen besetzt fand. Auf mein dringendes Gesuch, mich recht bald als activen Offizier anzustellen, wurde ich an den Major v. Schill, einen Bruder meines verewigten Chefs, gewiesen. Diesem hatte General v. York 100 Pferde aus der Cavallerie seines Corps überwiesen, um ein neues Schill'sches Corps zu organisiren, welches einen Theil des Russischen Streifcorps bilden sollte, mit welchem der Oberst v. Tettenborn gegen die Oder vorging. Bei diesem Major v. Schill sollte ich als Adjutant, oder vielmehr als Ad Latus, wie die Oesterreicher es nennen, stehen. Schill wurde aber durchaus nicht von dem Thatendrange seines berühmten Bruders beseelt und wünschte nicht mit Tettenborn vorzugehen, sondern in Pommern stehen zu bleiben, wo er freiwillige Beiträge an Geld und Pferden zur besseren Organisation seines Corps zu erhalten hoffte. Das paßte nun durchaus nicht für meinen Feuereifer; daher bat ich den Oberst v. Tettenborn, mich in seiner unmittelbaren Umgebung anzustellen, was denn auch geschah. Hier fand sich denn auch mein lieber Freund Blomberg ein, welcher den Abschied aus Preußischen Diensten genommen hatte, um desto eher am Kampfe Theil nehmen zu können. Groß war meine Freude, wieder mit Blomberg vereinigt zu sein. In der Nacht vom 19. zum 20. Februar 1813 stand Tettenborn vor den Thoren Berlins. Mit einem Detachement Kosacken stürmte und nahm ich das Landsberger Thor und war nun in meiner Vaterstadt. Blomberg hatte sich bei dem Stürmen des Thores mir angeschlossen, unterhielt sich noch mit mir, während ich die Leute meines Detachements sammelte, um weiter in die Stadt vorzugehen, und ersuchte mich, ihm Geld zu geben, und gern gab ich dem Waffenbruder meine Baarschaft. Darauf trennte er sich von mir, um einen ihm von Tettenborn gegebenen Auftrag auszurichten; ich drang weiter in die Stadt vor, um die Unternehmungen des Feindes näher zu beobachten. Tettenborn sah sich genöthigt, von der Uebermacht des Feindes gedrängt, die Stadt wieder zu verlassen, in welcher ich mit mehreren Kosacken zurückblieb. Letztere wurden von patriotischen Bürgern in sichern Versteck gebracht, auch mir wurde ein solcher durch meinen lieben treuen Freund und Schwager, Georg Frick, verschafft. Als es mir gelang, nach einigen Tagen wieder zu Tettenborn, der noch immer vor den Thoren stand, zu kommen, erfuhr ich erst den Tod meines lieben Blomberg. Nur wenige Schritte hatte er sich von mir entfernt, als ihn eine feindliche Kugel traf und seinem Leben im 25sten Jahre seines Alters ein Ende machte. Auf dem St. Georgen-Kirchhofe, wo Blomberg's Gebeine ruhen, ließ August Zeune, Director der nahe dabei liegenden Blindenanstalt, ein für Vaterlandsliebe hochbegeisterter Mann, ein Denkmal mit der einfachen Inschrift: „Erstes Opfer im Deutschen Freiheitskampfe" errichten.

Nach Blomberg's Tode erschienen seine nachgelassenen Schriften unter dem Titel: „Hinterlassene poetische Schriften des Freiherrn Alexander v. Blomberg, Berlin 1820, in der Maurerschen Buchhandlung.“ Dieser Ausgabe ist ein Bildniß Blomberg's beigefügt, welches aber durchaus keine Aehnlichkeit hat und sogar mit dem eisernen Kreuze geziert ist, welches bei Blomberg's Tode noch gar nicht existirte. Als Blomberg fiel, trug er sein Petschaft von Eisen mit seinem Wappen bei sich. Das Wappen der Freiherrn von Blomberg ist in vier Felder getheilt, mit einem Mittelschilde. Im ersten und vierten goldenen Felde ist ein halber schwarzer Adler, im zweiten und dritten silbernen Felde eine schwarze Binde, über derselben zwei Mühleneisen und unter derselbe ein solches. Das silberne Mittelschild ist in die Quere getheilt und zeigt oben drei blaue neben einander stehende Hügel und im untern Theile eben solche. Auf dem Schilde stehen zwei Turnierhelme mit goldenen Kronen und Verzierungen.

Dieses Petschaft kam, wahrscheinlich durch Zeune, in die Hände meines und Blomberg's Freundes August von Vietinghoff, der sich wie v. Dobeneck, v. Hobe und andere preußische Offiziere, an den Oberst v. Tettenborn angeschlossen hatte. Dr. Feuerstein, der sich zuletzt im Besitze des Petschaftes befand, sagte mir, daß Friesen dasselbe besessen, bevor er es, nach Friesen's Tode, von Vietinghoff erhalten habe. Auch Friedrich Friesen, ein schöner junger Mann, eine wahre Heldengestalt, mit einem feinen, fast mädchenhaften Gesichte, „ohne Fehl an Leib und Seele“, wie ihn Jahn nannte, gehörte zu meinen Freunden. Da er im Jahre 1811 in Berlin mir gegenüber wohnte, so besuchten wir uns öfter gegenseitig und fanden uns auch auf dem Fechtsaale unter den Linden, wo damals der Sammelplatz für die Gleichgesinnten war, welche die Befreiung des Vaterlandes vom Fremdjoche anstrebten. — Friesen war damals Lehrer, trat aber, im Jahre 1813, als die von Vaterlandsliebe begeisterte Preußische Jugend auf den Aufruf des Königs zu den Waffen griff, in die Lützowsche Freischaar, und Major Adolph von Lützow wählte ihn zu seinem Adjutanten. Friesen füllte diesen Platz ganz aus und zeichnete sich ebenso durch persönliche Tapferkeit, als durch Fleiß und Umsicht aus.

Bei dem Feldzuge in Frankreich mußte sich, nach einem unglücklichen Gefechte, im Februar 1814, der Nachtrab des linken Flügels des Preußischen Armee-Corps, dem die Lützowsche Freischaar zugetheilt war, bestehend aus einem Theile der Cavallerie dieses Corps und einem Schwarme Kosacken, in kleinen Haufen durch die Ardennen ziehen. Diese Gegend war insurgirt, die Bauern hatten sich bewaffnet und führten einen mörderischen Krieg gegen den Nachtrab der Preußischen Armee. Friesen hatte sich einem Detachement angeschlossen und marschirte mit diesem am 16. März 1814 auf der Straße von Rheims nach Mezières. Das Detachement wurde angegriffen und in einem Wald, bois de Halleux, eine Viertelstunde von la Lobbe, gesprengt. Friesen befand sich ganz allein, war von seinem Pferde gestiegen, führte dasselbe am Zügel und suchte den Weg. Da stieß er auf zwei Bauern, welche mit Holzfällen beschäftigt waren, und forderte sie auf, ihn in das nächste Dorf (Lobbe) zum Maire zu führen. Die Bauern genügten der Aufforderung, und Friesen hatte in ihrer Begleitung beinahe das Ende des Waldes erreicht, als man auf einen Haufen bewaffneter Bauern stieß. Diese verlangten die Auslieferung des feindlichen Offiziers von den beiden Wegweisern, welche solche aber verweigerten und darauf bestanden, den Offizier zum Maire zu bringen. Darüber kam es zum Streit und Handgemenge, und Einer der Insurgenten schoß auf Friesen. Die Kugel drang in die linke Brust durch das Herz, und Friesen sank todt nieder. Die Insurgenten plünderten ihn nun aus und ließen den Körper nackt liegen, die beiden Wegweiser eilten aber nach Lobbe und zeigten dem Maire den Vorfall an. Dieser ließ den Leichnam nach Lobbe bringen, in einen Sarg legen und feierlich beerdigen.

Erst zu Ende des Monats März erfuhr Vietinghoff, daß sein Freund Friesen vermißt werde, und ahnte dessen Schicksal. Er gelobte nicht eher zu ruhen, bis er die Gebeine des Freundes aufgefunden und sie dem vaterländischen Boden übergeben hätte. Alle Bemühungen, etwas Näheres über das Ende Friesen's zu erfahren, waren ohne Erfolg, und Vietinghoff mußte bei dem nach dem Frieden erfolgten Rückmarsche Frankreich verlassen, ohne die Gebeine seines Freundes aufgefunden zu haben. Im Februar 1816 wurde Vietinghoff zum 14. Infanterie-Regiment versetzt, welches bei dem Armee-Corps des Generals Grafen von Ziethen im Departement der Ardennen stand. Sogleich begann Vietinghoff wieder Nachforschungen nach dem Grabe seines Freundes anzustellen und sandte deshalb mehrere Kundschafter aus. Da erfuhr Vietinghoff, daß ein bei seiner Compagnie stehender Unteroffizier von einem Wirthe, bei dem er in Cannay einquartiert gewesen, ein Petschaft, worauf ein Preußischer Adler mit einer Umschrift, welches ein im März 1814 im bois de Halleux erschossener und zu Lobbe begrabener Preußischer Offizier bei sich getragen, erhalten habe.

Vietinghoff ließ sich das Petschaft bringen und erkannte das Siegel des Lützowschen Corps, welches Friesen als Adjutant stets bei sich getragen hatte. Auf der Stelle eilte Vietinghoff nach Lobbe, 3 Stunden von Cannay, und erfuhr nun von dem Maire die näheren Umstände des Todes seines Freundes. Diese wurden ihm auch noch von den beiden Bauern bestätigt, welche Friesen als Wegweiser gedient hatten; einer derselben

besaß noch eine Karte der Champagne, auf welcher Friesen die Quartierorte des Corps bezeichnet hatte. Vietinghoff ließ nun mehrere Gräber auf dem Begräbnißplatze zu Lobbe öffnen, man fand endlich den Leichnam Friesen's, den Vietinghoff an mehreren untrüglichen Kennzeichen, besonders an den blonden Locken, erkannte.

Vietinghoff führte nun 27 Jahre lang die Gebeine seines Freundes mit sich. Im Jahre 1835 stand Vietinghoff als Major im 30. Infanterie-Regiment zu Trier, wo auch ich damals wohnte, zeigte mir die Gebeine und erzählte mir, wie er in den Besitz derselben gekommen sei. Als Vietinghoff den Abschied erhielt, nahm er die Gebeine mit sich nach Berlin, wohin er sich zurückzog, und erwirkte die Erlaubniß, solche auf dem Begräbnißplatze der Invaliden dem vaterländischen Boden übergeben zu dürfen. Dies geschah am 15. März 1843 mit großer Theilnahme auf das Feierlichste.

Hätte sich das Petschaft meines Freundes und Waffenbruders Blomberg in Friesen's Händen befunden und wäre erst nach dessen Tode an Vietinghoff gekommen, so würde Letzteer mir dies wohl mitgetheilt haben. Feuerstein irrte sich wohl, als er mir das angab, und Vietinghoff erhielt das Petschaft wahrscheinlich, gleich nach Blomberg's Tode von Zeune und gab es an Feuerstein. Bei diesem fand ich es zufällig, als ich im Jahre 1848 nach Coblenz zog, wo auch Feuerstein wohnte. Dieser versprach mir das Petschaft zu geben, welches ich der Familie Blomberg's zu übersenden wünschte. Das zog sich aber von einer Zeit zur andern hin, und erst nach Feuerstein's, am 2. November 1856 erfolgten Tode, erhielt ich das Petschaft von dessen Kindern und sandte dasselbe an den Freiherrn August von Blomberg, den ältesten der beiden noch lebenden Brüder meines Freundes Alexander, der es in dem Familienarchiv zu Iggenhausen hat niederlegen lassen.

Dr. G. Bärsch,
Geh. Regierungs-Rath u. Major a. D.

Feuilleton.

Lessing's „Nathan der Weise“ zum erstenmal auf der Berliner Bühne. Schon mehrmals ist in diesen Blättern von den Musterwerken deutscher Dichter und Componisten die Rede gewesen und erzählt worden, welch traurig Loos ihnen zu Theil geworden, als solche zuerst in die Oeffentlichkeit traten. Einen abermaligen Beweis hiervon finden wir in einem Buche vom Jahre 1785, wo auch das Schauspiel in Berlin unter Döbbelin's Direction erwähnt wird. Da heißt es: „Döbbelin glaubte vor einiger Zeit dem Publikum einen großen Gefallen zu erzeigen, wenn er Lessing's Meisterstück „Nathan der Weise“ aufführte. Alle möglichen Anstalten, welche mit großen Kosten verknüpft waren, wurden getroffen, um es recht splendid zu machen. Herr Döbbelin aber hatte den unglücklichen Einfall, den Nathan zu machen, da er doch lieber die Rolle des Sultans hätte spielen sollen. Die übrigen Schauspieler hatten ihre Rollen gut studirt und Jedermann erwartete die Vorstellung des Stückes mit Ungeduld. Allein nur eine geringe Zahl von Zuschauern fand sich im Schauspielhause ein. Der größte Theil glaubte, aus dem Namen des Schauspiels, einen biblischen Gegenstand zu finden; daher blieb das Haus leer. — Die erste Vorstellung that nicht die geringste Wirkung, die man sich davon versprach. Es trat kein Interesse, keine Rührung, die man bei so einem Stücke erwarten konnte, ein; Alles blieb kalt, und so auch bei der zweiten und dritten Vorstellung.“

Entdeckte Betrügerei in Rußland. „Neu Regiment bringt neue Menschen auf,“ sagt Schiller, aber — auch neue Gesetze, neues Leben, neuen Geist. Alles dies zeigt sich in Rußland seit Antritt der neuen Regierung, wo jetzt durch Entstehen von Zeitschriften und größerer Freiheit der Presse so Manches an den Tag kommt, was ein Licht auf die ehemaligen Zustände wirft. So z. B. hier eine kleine Geschichte. Vor ungefähr funfzehn Jahren verlobte sich ein reicher russischer General mit der schönen Tochter eines Edelmannes, der bei Warschau auf seinem Gute lebte. Als man den Tag zur Hochzeit festgesetzt, erschien an selbigem der Bräutigam mit einem Capitain und zwei Offizieren, Ersterer als Pope, Letztere als dessen Zeugen verkleidet. Von dieser verfälschten Geistlichkeit ließ sich denn nun der General trauen. Die Neuvermählten reisten ab und die Ehe schien anfangs eine glückliche zu sein. Nach Verlauf von zwei Jahren war dem Herrn Gemahl die Frau jedoch zum Ueberdruß und er gab ihr auf, ungesäumt in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Die Frau beruft sich auf den durch die Kirche vollzogenen Ehebund. Da lacht

höhnisch der General und erklärt ohne alle Scheu, daß das Ganze nur eine Täuschung gewesen sei. Noch hält die Gattin seinen Ausspruch für Scherz, als ihr Herr Gemahl ernstlicher auftritt und sie ohne Gnade zum Hause hinausstößt. In Thränen aufgelöst kommt die arme Getäuschte im Hause ihres Vaters an und beschwört ihn, sofort Prozeß einzuleiten. Selbiger klagt und — verliert den Prozeß gegen den General in allen Instanzen. In seiner Verzweiflung sucht der Vater die Sache vor den Kaiser Nicolaus zu bringen, was ihm endlich nach vielfacher Mühe gelingt. Dieser erläßt nach Vortrag der Sache folgenden Bescheid: „Der General ist nicht wirklich mit seiner Frau getraut, mithin die Ehe ungültig. Da Er jedoch die Frau auf schnöde Weise hintergangen, ist der Mann sofort mit Verlust seines Amtes und Gehaltes entlassen, ohne je auf eine andere Anstellung Anspruch zu machen. Sein ganzes Vermögen falle der betrogenen Frau zu und Er selbst darf nie mehr heirathen. Was den als Pope verkleideten Capitain anbelangt, soll er lebenslänglich Pope bleiben und die beiden Offiziere auf Lebenslang seine Zeugen mit geringem Gehalt."

Der Ausspruch des Kaisers ging sofort in Erfüllung und die drei Militairs mußten sich in die zugewiesenen Aemter fügen, welche sie bis auf den heutigen Tag inne haben, wo es denn freilich mitunter schmale Bissen gesetzt hat. Dem Vernehmen nach haben sie sich an die Gnade des jetzigen Kaisers gewendet und um Aufhebung des Spruches gefleht, sind aber — und dies mit Recht — abschlägig beschieden worden.

Eine tollkühne muthwillige That. Der Oberst Maceroni, ehemaliger Adjutant Joachim Murat's, der sein Leben und seine Abenteuer beschrieben hat, erzählt unter Anderm auch eine tollkühne That bei seinem Aufenthalte in Rom: „Um die St. Peterskirche läuft am Dache ein breiter Sims, und wir, von Rochow und ich, machten uns den Spaß und schreckten Landau wie auch du Tertre damit, daß wir über die Zwischenräume sprangen, welche durch die Pfeiler in dem Sims gebildet werden. Als wir an den Gipfel der Laterne gelangten, auf welcher die Kugel mit dem Kreuze steht, stiegen wir über die kleine eiserne Leiter hinauf, die unter der Kugel hinführt, und stellten uns auf dieselbe. Die Franzosen hatten einen Blitzableiter darauf gestellt, der etwa zehn Fuß hoch über das Kreuz hinwegragte, an das er mit starken Schrauben befestigt war. Mittelst dieses fast zwei Zoll starken Blitzableiters stiegen wir auf die Spitze des Kreuzes hinauf, und dann kletterte ich auch noch an dem Blitzableiter hinauf, so daß mein Kopf noch etwa eine Elle über die goldene Spitze desselben hinausragte. Da der Wind ziemlich stark wehte, so schwankte mein Körper auf eine gewiß schrecklich anzusehende Weise hin und her, während Hulmantle, Landau und Rochow unter mir auf den Armen des Kreuzes standen. Alle drei waren entschlossen, meinem Beispiele zu folgen, und thaten es auch, worauf wir mit Kupferdraht eine kleine Bleiplatte, auf die unsere Namen eingeschnitten waren, nebst einem sechs Ellen langen Bande auf der Spitze des Blitzableiters befestigten. Der Anblick einer so ungewöhnlichen That hatte eine Menge Neugieriger unten auf dem großen Platze vor der Kirche versammelt, und der oberste Aufseher der Kirche setzte es sich in den Kopf, es werde damit irgend etwas Verrätherisches bezweckt. Das lange Band hielt er für ein Zeichen für die feindlichen Schiffe, die an der Küste liegen könnten. Er schickte sogleich nach der Polizei und wir fanden, als wir wieder unten ankamen, mehrere Soldaten mit Bayonnets auf dem Gewehre an der Thür der Kirche aufgestellt. Wir hatten Mühe, den Polizei-Beamten zu überzeugen, daß wir nur unsern Muth hatten prüfen wollen."

Der Geschichtsschreiber Schlosser feierte am 17. November seinen 83sten Geburtstag in aller Geistesfrische. Wohl wenig Männer können mit so edlem Stolze auf ihr ganzes Leben zurückblicken, als der von Allen so hochgeachtete Greis.

Das ist ein Schlosser echter Art,
Der kühn und unverdrossen
Die Thore längstvergang'ner Zeit
Dem Volke aufgeschlossen.

Es hat ihm die Gerechtigkeit
Als Flamme stets geleuchtet,
Und was er schuf, ward aus dem Trog
Der Wahrheit angefeuchtet.

Des Geistes Funken sprühte stets
Hell auf in der Werkstätte,
Verbannt war jeder Blasebalg,
Sperrhaken und Hemmkette.

Was vorher mancher Hofgoldschmied
Als Häkchen krumm genietet,
Das ward von seiner festen Hand
Just wieder grad' geschmiedet.

Wie auch an seinen Schlüssel wollt'
Manch falschen Bart ihm löthen,
Er blieb probat und nimmer war
Ein Dieterich vonnöthen.

Ein feuerfester Eisenschrank
Vom Süd bis zu dem Norden
Ist seine „Weltgeschichte für
Das deutsche Volk" geworden.

Da hat für's deutsche Vaterland
In aufgehäuften Massen
Hochwicht'ge Documente er
Dem Volke hinterlassen.

Dann aber auch hinein gelegt
Mit tiefem, ernstem Schweigen
Des Ruhmes Actien, die für ihn
Von Tag zu Tage steigen:

Die Assignaten von dem Geist,
Die trotz der Zeiten Walten
Gewißlich werden festen Curs
Im deutschen Reich behalten.

Am Stein der Weisen Achtzig drei
Der Jahre abgeschliffen,
Als Abglanz von des Geistes all
Hochheiligen Begriffen.

O Petrus an dem Himmelsthor,
Der Du im Morgengrauen
Dereinst Malchus, den röm'schen Knecht,
Hast über's Ohr gehauen,

Bewahr', eh' unser Schlosser wird
Dereinst auch Staub und Asche,
Für ihn so manches Jährchen noch
Den Schlüssel in der Tasche.

Th. D.

Was Hänschen nicht lernt ꝛc. Andrew Johnson, der kürzlich in Tennessee gegen den „berühmten“ General Pillow erwählte amerikanische Senator, konnte, als er schon verheirathet war, noch nicht lesen. Seine Frau gab ihm Unterricht in den Abendstunden, die ihm das Schneiderhandwerk übrig ließ, und er hat sich seitdem von Stelle zu Stelle hinauf gearbeitet, bis er vor einigen Jahren zum Gouverneur von Tennessee und jetzt zum Senator der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Er ist funfzig Jahre alt.

Da giebt's Arbeit. Rüstet euch, ihr ersten Liebhaberinnen der deutschen Bühne, denn schon droht eine Uebersetzung des französischen Stückes: „Chevaliers du brouillard“ (Stegreif-Ritter), welches zu Paris an der Porte St. Martin Repertoirstück geworden ist. Die Darstellerin des Jack Sheppard muß darin bald in männlichem, bald in weiblichem Costüm auftreten, wo sie fechten, boxen, Strickleitern klimmen, Mauern überspringen und sich in Kaminröhre flüchten muß.

Curiosa. Lord Spencer verlor eines Tages beim raschen Reiten auf der Jagd einen seiner Frackschöße. Um die Symmetrie wieder herzustellen, riß er sich den andern Flügel ab und ritt in dieser Kleidung nach Hause. — Bald darauf trug man Gilets à la Spencer, das heißt: über dem Frack ein Wamms.

Die Crinolinmode unserer Tage wird von einem französischen Schriftsteller ironisch damit entschuldigt, daß sie noch lange nicht so schlimm sei, als die sogenanten paniers (Körbe) der Damen im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Er tischt dabei folgendes Geschichtchen auf: „Die Königin Margaretha trug ein ausgestopftes Kissen rings um die Hüften, worin sich große Taschen befanden. In jeder steckte eine Schachtel, welche das Herz eines ihrer gemordeten Liebhaber enthielt, denn sie sorgte stets dafür, daß ihre Herzen gleich nach dem Tode einbalsamirt wurden. Die Königin wurde täglich dicker und ließ deshalb ihre Röcke immer weiter machen, ebenso die Aermel. Um ihre Taille dünner erscheinen zu lassen, befahl sie, daß man dünnes Eisenblech in die Röcke nähe. Es gab wenig Thüren, durch welche sie eingehen konnte.“ An diesem Geschichtchen ist jedenfalls mehr Wahrheit, als an folgender Versicherung desselben Verfassers (Baron Mortemart): Alle Schriftsteller hätten Paris als Hauptstadt der Welt anerkannt, nur nicht Schiller, dessen génie naïf et hyperbolique Wien höher gestellt durch die von ihm herrührenden Verse: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien.“ — Jene Strophe stammt von Bäuerle und wurde von Holtey in das Liederspiel „die Wiener in Berlin“ eingewebt. Die französischen Schriftsteller besitzen eine große Naivetät der Unwissenheit und Kritiklosigkeit.

Litteratur.

Argo. Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hosemann, B. v. Lepel. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt, 1858.

Wie einst die Heroen des griechischen Alterthums auf der geweihten Argo, dem bestausgerüsteten, am Fuße des Berges Pelion erbauten Schiffe, jene ruhmwürdige Reise durch vorher nie gesehene Meere nach Kolchis machten, um das goldene Vließ zu erobern, so erblicken wir vor uns die Heroen der Gegenwart auf ihrer diesjährigen Fahrt nach dem Lande der Künste und der unsterblichen Gesänge. Der schifffahrtskundige Tiphys lenkt das Steuerruder, der weitschauende Lynkeus späht mit scharfen Blicken die Gegend aus und Orpheus erhebt der Gefährten Muth durch Spiel und Gesang. Wir gewahren zunächst am Gestade „das Lieblingsplätzchen von C. Arnold“, und was wohl Anderes darauf, als eines seiner charakteristischen Hündlein,

das da knarrende Tritte gehört hat und unwillig knurrt, daß Jemand seine lesende junge Herrin stören möchte? — Sodann verweilen wir vor A. Haun's „Klostergarten", eine Winterlandschaft, ganz Natur. Krächzende Raben hängen an schwarzen kahlen Zweigen und blutiger Raub ernährt die hungrigen Geschöpfe, die der Mensch nicht mit in seine Behausung nimmt. — Th. Hosemann lenkt unsere Blicke über Feld, um uns „Roßtäuscher" zu zeigen mit ihren fünf Gäulen, die ohne Zweifel den Glanzabschnitt ihres Lebens hinter sich haben und nun, da das Stadtleben sie verdorben hat, auf's Land geschickt werden. — W. Riefstahl, der in seine landschaftlichen Darstellungen gern einen Zug aus alten verklungenen Zeiten einmischt, führt uns „neue Bewohner" eines alten, mit Sandstein-Psychen und Amoretten geschmückten Schlosses vor; fröhliche, frischblütige Kinder spielen auf den Trümmern. — O. Wisniewski versetzt uns durch den „Kirchgang eines alten Ehepaars" in eine Sonntagsstimmung; so lange sie aber nicht so im Gemüth ist, wie diesen beiden Alten, fehlt die wahre Feier. — Charles Hoguet giebt uns einen kleinen, aber charakteristischen Blick in ein Dorf der „Normandie"; eine Hütte, eine Mühle, ein Zaun mit Gebüsch, Ackergeräth und eine Heerde — weiter braucht es überall nichts, um ein poetisches Bild zu erzeugen. — W. Amberg steckte irgend eine Schönheit in das Rococo-Costüm der „Friponne", die im Begriff ist, einem armen Lieutenant durch ein sehr beredtes, aber nicht ernsthaft gemeintes Liebeszeichen den Kopf warm zu machen. — C. Steffeck hat „spielende Jagdhunde", wie ein Kenner versichert, so individuell aufgefaßt, daß man haarklein ihren Charakter und ihre Fähigkeiten beschreiben kann. — L. Löffler läßt ein Dorfstück: „Die Mitschüler" schauen, bei dem man wahrlich nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Wahrheit oder die Komik? — G. Richter's „Erwartung" erregt unsere Aufmerksamkeit durch eine jener stattlichen Frauengestalten, an denen seine Studienmappen so reich geworden sind. — A. Menzel in der „Thierbude" anzutreffen, kann nicht befremden, da es nichts im Verkehr des Lebens giebt, das seinem Stifte fern bleibt. — Endlich C. Gräb, der Maler der ruhigen Schauplätze der Natur, überrascht uns durch „das Grab des Virgil". — Außerdem haben die fünf erstgenannten Künstler noch folgende Kunstblätter geliefert: Sonntag; unter den Buchen; der Schwarze; Hünengrab; Abendgang; Liebespfand, worin gleichfalls die feinste Charakteristik markirt ist. — Meister-Gesänge lassen ertönen B. v. Lepel: An Humboldt; Hinaus; Schneeglöckchen; Walzerlied; Gruß aus Sorrent; Soldatentraum; — Th. Fontane: Tagebuchblätter aus Fremde und Heimath; der letzte York; — Hugo v. Blomberg: Die Dame von Faverne; ein Königswort; Königin Waldlieb; König Sieghand's Schwert; — W. v. Merckel: Aus dem Leben eines Thalers; vom Menschen; — Emilie v. Lewitzka: Ghaselen; Sonette; Frühlingsgärtchen; — Karl Kette: der alte Thurm; — Chr. Fr. Scherenberg: Thorwaldsen's Tod; — Paul Heyse: Die Einsamen; — K. Bormann und B. v. Lepel: Gefühl und Gedanke.

Das geweihte Schiff selbst aber hat der Verleger auf das Festlichste geschmückt. Möge mit ihm der Zug noch manche rühmliche und glückliche Fahrt zurücklegen.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen mit vielen ausgeführten Bildern, Illustrationen und einem Titelbilde in Farbendruck von Goetze, Georgy und Kretschmar. Prachteinband in Golddruck. Preis $3^1/_3$ Thlr.

Unter den Schriften, welche in neuerer Zeit erschienen sind, möchte wohl keine zu finden sein, die so ganz und gar der Bestimmung „eines schönen Geschmacks für gebildete Damen" entspräche, als dieses reizende Album. — Das Buch ist so durchdacht, so sichtlich mit großer Liebe und geläutertem Geschmacke zur Ausführung gebracht, daß darüber so wie über die hier zu Grunde liegende Idee einige Worte am Platze sein dürften.

Bei keinem Volke finden wir eine so reiche Zahl der herrlichsten Lieder und Gesänge, als bei dem deutschen. Aus diesem Schatze suchte der Herausgeber eine große Anzahl solcher Lieder und Romanzen in jenem Album zu vereinigen, daß letzteres als eine Sammlung des „Schönsten und Erhabensten aus der deutschen Poesie" sich unsern Blicken darlegt.

Eine weitere Prüfung ergiebt, daß bei allen Gedichten die Idee vorschwebte, nur solche aufzunehmen, welche das Gemüths- und Seelenleben und die Phantasie der Gebildeten des weiblichen Geschlechts bewegen.

Wandelt doch die tiefere Empfänglichkeit für das Erhabene und Schöne fast nur beim andern Geschlechte als ein freundlicher, versöhnender Geist ruhig durch unsre rauhe Zeit!

Es war stets ein Theil des Berufs der bildenden Kunst, ihre Darstellungsmittel auf die höheren Erzeugnisse der Poesie zu lenken, um dadurch die Idee des Dichters zum sichtlichen Eindruck zu bringen und um das Verständniß und die Empfindungsfähigkeit für jene zu erhöhen.

Viele der schönsten Gedichte werden oft verschieden aufgefaßt oder nicht leicht verstanden, auch kann der Dichter, der sich fessellos bewegt, nicht bei Allem weilen. In diesen Fällen sucht die darstellende Kunst unsre Phantasie in eine bestimmte Richtung zu bringen, das oft versteckte Schöne unsern Blicken zu entfalten und das Bild in seiner poetischen Wahrheit und Bedeutung

selbst dann noch fortzuspielen, wo das Gedicht selbst zu Ende ist.

In diesem Sinne durch wahrhaft künstlerisch, reizend ausgeführte, zahlreiche größere Illustrationen und Bilder ist dieses Buch in einer Weise geschmückt, und in Einband, Druck und Papier so kostbar ausgestattet, daß wir es nach Inhalt, Form und Gedankenfülle als ein Damengeschenk begrüßen, wie in dieser Beziehung uns kein ähnliches bekannt ist.

Je mehr Gehalt ein Erzeugniß der Kunst und Poesie hat, um so mehr bedarf es von Seiten des Lesers der Durchdenkung, weil der erste flüchtige Blick zum Verständniß nicht immer hinreicht. In vielen dieser lieblichen Illustrationen des Albums liegt die Aufforderung, daß die Leserin mit sinnigem Geiste dabei weile, nach der Idee forsche und den Gedanken zu ergründen strebe, damit sich ihr die ganze Fülle der Schönheit erschließe, die Dichter und Künstler ihr in wechselnden Bildern offenbaren!

Für den Weihnachtstisch!

Bei **Th. Kunicke**, **C. A. Koch's** Verlagsbuchhandlung in Greifswald ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

En poa Blomen ut Annmariek Schulten ehren Goarn. Von **A. W.** Herausgegeben von Fritz Reuter. M.-A. eleg. broch. 1/2 Thlr.

Kein Hüsung von Fritz Reuter. 8vo. eleg. broch. 5/6 Thlr.

Der erste April 1856, oder **Onkel Jacob und Onkel Jochen**, Lustspiel in 3 Acten. — **Blücher in Teterow**, dramatischer Schwank in 1 Act. Von Fritz Reuter. 8vo. eleg. broch. 1/2 Thlr.

Als allerliebste Weihnachtsgeschenke für Kinder empfehlen wir die beiden Mährchenbücher: **„Swinegels Reiseabenteuer"** und **„die Mähr von einer Nachtigall"**, ersteres mit 13, letzteres mit 16 höchst charakteristischen, poetisch componirten Holzschnitten auf satinirtem Velinpapier und mit entsprechenden Liedern gefüllt, die auf das kindliche Gemüth den süßesten Eindruck machen müssen. Der Maler Gustav Süs ist der Schöpfer dieser reizenden Lieder und Bilder. Erschienen sind die beiden Werkchen (groß Quart-Format) bei Friedrich Vieweg u. Sohn in Braunschweig, jedes zu dem billigen Preise von **16 Sgr.**

Moden-Bericht aus Paris.

In unserm letzten Modenbericht haben wir schon viel von Balltoiletten gesprochen; auch heute wollen wir fortfahren, zuerst einige recht geschmackvolle zu beschreiben; obgleich bis jetzt nur erst hin und wieder von Bällen die Rede ist, so naht doch die Zeit heran, wo sie fast täglich stattfinden, und dann dürfen sie uns nicht unvorbereitet finden. Auch spricht man viel von einem nahe bevorstehenden Subscriptionsball im großen Opernsaale, und wir sehen schon einige ganz reizende Anzüge dazu bei Mme. Elliot.

Eine Robe einer vornehmen jungen Frau war von rosa Atlas mit doppelten Röcken, an den Seiten besetzt mit gebauschtem Tüll in Rosa, abwechselnd bis unten herunter Bouquets von Gänseblümchen; das Leibchen glatt, mit Schnebbe, hinten kürzer als vorn, verziert ebenfalls mit Bauschen von Tüll und Gänseblümchen, welche letztere auch im Haar coiffirt waren. Dieser Anzug ebenso in weißem Atlas, mit Bauschen von Blondengrund und dazu Bouquets von Vergißmeinnicht, war für die reizende Marquise v. L. bestimmt. — Ein anderes weißes Kleid von Glanztaffet hatte fünf Volants, jedes derselben war besetzt mit hochrothem Sammetband, das mit einer schwarzen Blonde überzogen wird; es werden überhaupt die Verzierungen von scharlach oder ponceau Sammetband sehr viel angewendet; ja sogar ganze Leibchen von rothem Sammet mit schwarzen Spitzen besetzt fertigt man an, die zu Kleidern von chinirtem Taffet getragen werden, doch muß dann der Besatz der doppelten Röcke seitwärts herab ebenfalls von rothem Sammet sein; und obgleich nun diese Art Anzüge einem Costüm gleich kommen, so sind sie doch so hübsch und originell, daß sie schon deshalb in Aufnahme kommen werden.

Frl. v. S., eine der reichsten jungen Damen, bekommt ein Kleid von Tüll mit Unterziehkleid von weißem Atlas; Tüllrüschen besetzen den Rock von unten herauf bis weit über die Hälfte nach oben zu; zwischen jeder Rüsche sind ganz kleine Tuffs von feinen Tausendschönchen

in Rosa und dunklerem Roth schattirt rings herum angebracht; eben so wird das Leibchen garnirt.

Zu einfacher Toilette trägt man wieder viel viereckig ausgeschnittene Taillen, hinten hoch, und dann den Ausschnitt graziös besetzt mit Frisuren von demselben Zeug, mit Sammet oder Posamentierarbeit. Dann bekommt das Leibchen aber keinen Schooß, sondern eine Schnebbe, dazu griechische Aermel, besetzt wie die Taille.

Wir haben zwar schon letzthin viel von Blumen und deren Arten, die in der Mode sind in dieser Saison, gesprochen, aber wir müssen heute die reiche, elegante Auswahl erwähnen, die wir bei Eduard Harand sahen. Z. B. Besätze von grünem Laub mit Schneebällen, die wundervoll contrastiren zu dem grünen Laub; dann sahen wir Netze von Laub und Blüthen, Kronen von feinen Blumen, im Hinterhaar anzubringen, — eine Coiffüre von rothen Nelken, ferner von kleinen Tulpen mit goldenen Staubfäden, die ganz ausgezeichnet schön war, wieder eine von Stockrosen, von spanischer Kresse, von weißen Winden mit langen silbernen Staubfäden u. s. w.

Bei Mlle. Lucy Shone sahen wir eine sehr schöne Coiffüre, die für die Kaiserin bestimmt war. Sie bestand aus einem Diadem von echten Perlen; von der einen Seite desselben fallen zwei lange, sich reizend biegende Straußfedern auf den Hals herab, von der andern Seite ist ein Bouquet von kurzen, gekräuselten Federn angebracht.

Sehr einfach und kleidend ist die coiffure à la Diane de Poitiers, bestehend aus einem goldenen, diademartigen Reifen und drei Spitzen von grünem Sammet; an dem Ende einer jeden Spitze hängt eine goldene Puschel.

Sodann eine Coiffüre von himmelblauem Sammet, gestickt mit starken goldenen Perlen, und mit Barben von Goldblonde.

Eine Coiffüre Galathee, in griechischem Styl, besteht aus Schalen von dunkelblauem Sammet und Enden von demselben, dazwischen Colliers von weißen Perlen. Auch Toque's von schottischem Sammet mit goldenen Puscheln verfertigt Mme. Dowling sehr kleidsam.

Wir vergaßen letzthin, der wundervollen Besätze von Vogelfedern zu erwähnen, als wir vom Pelzwerk berichteten, und müssen es daher heute nachholen. Bei Gon sahen wir einen solchen Besatz von brasilianischen Vogelfedern, zu einer Robe von perlgrauem Atlas bestimmt; er war kegelförmig auf dem Rock angebracht, auf dem Leibchen als Bruststück, und die Aermel breit damit besetzt. Diese Vogelfedern sind roth, blau, orange, getigert, andere weiß und schwarz gesprenkelt, und kennt man diese Besätze jetzt nur in Paris. Als leichten Umhang für's Theater oder in Gesellschaft zu gehen trägt man viel seidene Shawls mit einer ziemlich breiten Frisur, oder auch nur von beiden Seiten rüschenartig mit demselben Zeug besetzt.

Erklärung des Modekupfers.

1. Kleid von dunkelgrünem schwerem Taffet; doppelte Röcke, der untere mit aufsteigendem Besatz von gepreßtem breitem Sammetband in Dunkelgrün, in schräge Vierecke gesetzt, und seitwärts mit schmalem Sammetband und kleinen Puscheln. Die Schooßtaille sehr lang, die Aermel sehr weit und dem Rocke ähnlich, besetzt mit demselben Sammetband in verschiedener Breite. Oben an der Taille Ueberschläge mit Sammetband besetzt. Kragen und Aermel von gesticktem Mull. Hut von hellviolettem Sammet, mit schwarzem Sammetband und kleinen Puscheln verziert, an der rechten Seite zwei lange Federn in Lila. Inwendig Barben von Blondengrund mit lila Sammetband über der Stirn. Bindebänder von lila Taffet.

2. Balltoilette. Ausgeschnittene abgepaßte Volants-Robe mit drei Frisuren, weißer Stoff mit seidenen Streifen in Rosa auf den Volants. Auf der einen, rechten Seite, ist jedes Volant mit Bandschleifen aufgenommen, von schmalem Bande und dazwischen Puffen und einfach gesetztes Band. Eben so ist die kragenartige, breite Berthe besetzt, nur daß die Schleifen auf den Achseln angebracht sind, rings um die Berthe und Aermel Spitzen von Chantilly. Im Haar Perlen und rosa Federn; vorn ein frisches Bouquet.

3. Balltoilette. Taille mit Schrägbausch, verziert in demselben Stoff wie das Kleid, und mit Spitzen besetzt. Im Haar eine Resilla von Chenille befestigt, mit herabfallenden goldenen Aehren und grünen Blättern. Die Flechte oben auf dem Kopfe endet an der Seite in langen Locken.

4. Gesellschaftstoilette in blauem Taffet; die ausgeschnittene Taille mit einem graden Bausch und mit Achselbändern von schwarzem Sammet, in Zacken auf blauen Taffet gesetzt und mit kleinen blauen Puscheln verziert. Im Haar Zweige von blauen Sammetblättern.

Die Abonnenten der ersten (Acht-Thaler) Ausgabe erhalten als Extra-Zugabe:

Ein Herren-Modekupfer.

Verlag von **Otto Janke in Berlin.** Verantwortlich: Dr. **O. Girndt.**

Buchdruckerei von Gustav Lange in Berlin.







